This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

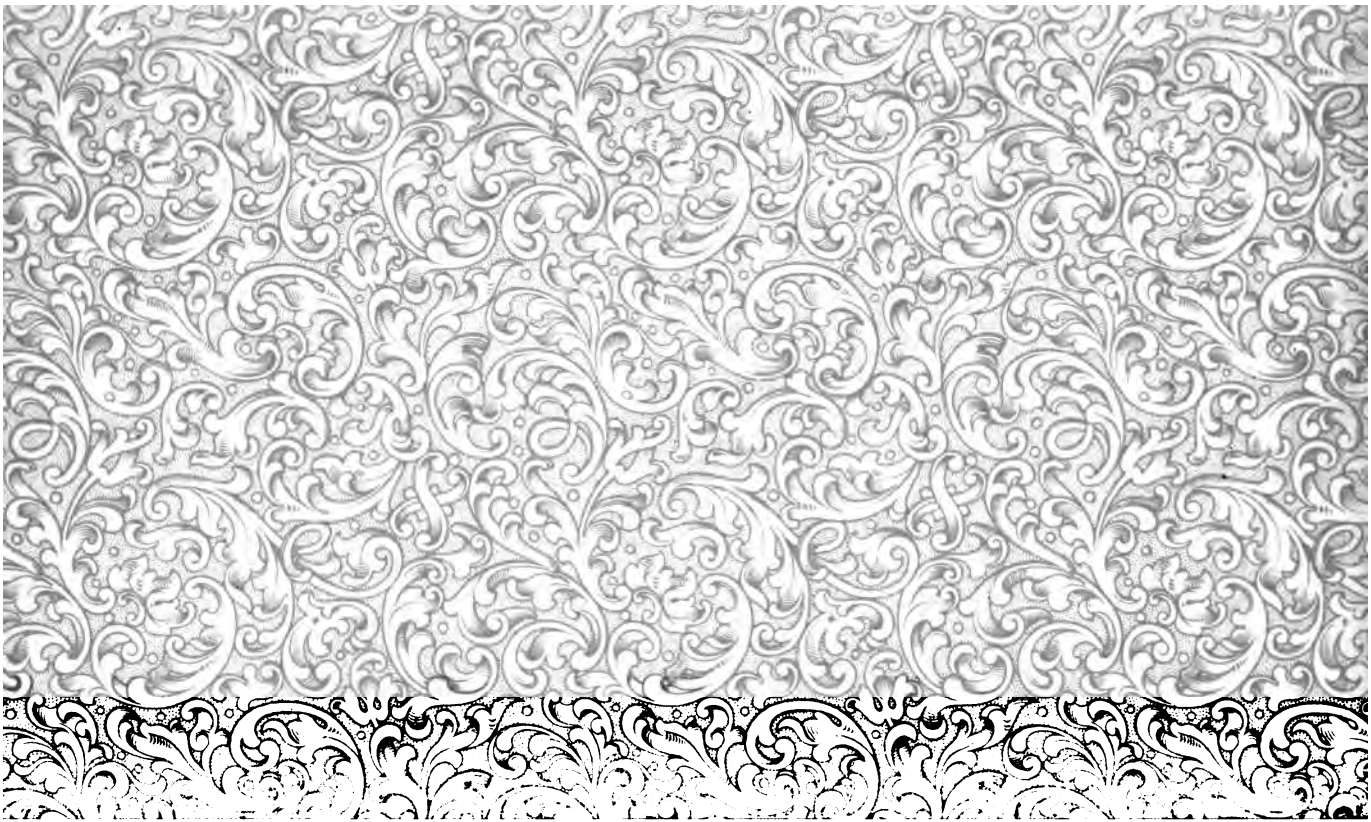
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

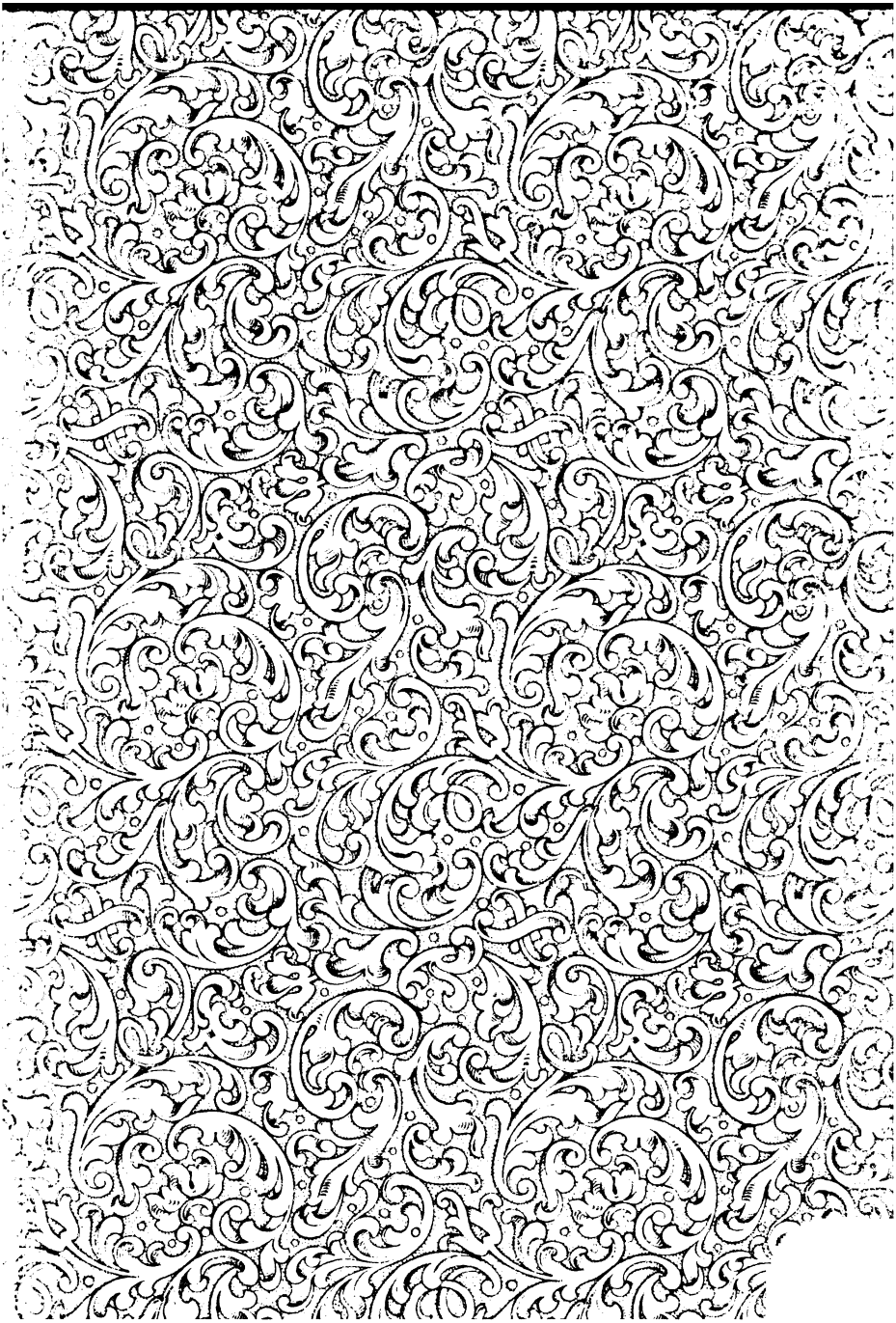
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Das

Buch der Novellen.

Von

P. K. Rosegger.

Dritter Band.

Sechste Auflage.

Volks-Ausgabe.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1897.

(Alle Rechte vorbehalten.)

NGL

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
103251
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1898.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Maria im Elend.

Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," so sprach Jehova und führte dem Adam die Genossin zu.

Das war die erste Liebesgeschichte. Seither haben alle Menschen Liebesgeschichten gelebt, alle Dichter Liebesgeschichten geschrieben und alle warmen Herzen Liebesgeschichten gern vernommen. Seit Jahrtausenden, da die Menschheit ihr Dasein mißt, ist die Liebe gleich geblieben, wie die Rose sich gleich geblieben ist auf dem Dornstrauch der Wildniß. Wie Zeloten auch bestrebt waren, die Liebe in härenem Bußsacke zu ersticken, mit der Hölle zu begraben; wie auch die Gesellschaft seit jeher bedacht war, das Elementare in mildere Formen zu hüllen, es ihren praktischen Zwecken anzupassen — die Liebe ist sich gleich geblieben, wie die Gluth des Feuers, die wohl gelöscht werden kann, aber nicht gekühlt. Wo die Liebe herrscht, da fallen alle Schranken, da sinken alle Hüllen der Cultur, und das Letzte ist, was das Erste war: Adam und Eva.

Jene Liebe, welche eine finstere Satzung lieblos verboten hat, pflegt die Welt liebevoll zu verdecken. Aber in unserem Falle muß sie enthüllt werden, denn sie ist groß

wie das Gebirge, in dem sie gewaltet. Wenn wir — Du, mein Leser, und ich — einst selig Arm in Arm die Himmel durchwandeln, werden wir einem lächelnden Paare begegnen, das erst dort am Throne Gottes getraut werden mußte .... Denn die vorstehende Geschichte einer Liebe endet nicht mit dem Grabe und nicht mit dem Ehebette, sie spinnt sich fort hinüber in das Paradies.

Ein Kirchlein im Tempel Gottes.

Herrlich! wunderbar herrlich! jauchzt der Bergfahrer auf, wenn er über das Joch der Voralmen tritt und plötzlich den weiten, wild erhabenen Felsenkessel vor sich sieht. Aber weilt er nur erst ein paar Stunden, einen Tag in dieser Gegend, so ist ihm gar, als wäre die reine, dünne Alpenluft zu Blei geworden und drücke sein Gemüth. Es ist eine große Oedniß und Starrniß. Das Leben, das hier waltet, ist dem Menschen nimmer freundlich. Die Schluchten und Gründe unten liegen in blauender Dämmerung; die Wildwässer, die aus den Bergspalten und über senkrechte Hänge stürzen, die kühnen Ueberhänge der tief gefurchten und gespaltenen Wände, die von den ewigen Gletschern immer weiter hervorgeschobenen Steinwälle, die überragenden Eiswuchten, die bei jedem Föhn erwachenden Schnee- und Erdlawinen der Mulden bedräuen den schwarzen Tannenwald, der in der Tiefe steht, wo einst ein See lag. Der See wurde verschüttet, auf dem Schutte wuchs der Wald, um eines Tages das Schicksal des Sees zu theilen. Ungeheure Schuttriesen ziehen sich zwischen dem grauen Gewände nieder. Um die zackigen Zinnen kreist der Lämmergeier, der Königsadler, und lauert auf Gemsen und Steinraben, nachdem er

das Geschlecht der Birk- und Schneehühner vertilgt hat. Das Völklein der kleinen Vögel ist schier ganz hingemordet, nur die Alpenlerche weiß sich hinter dichtem Zirmgebüsch noch zu wahren, und der Falke rettet sich vor den Feinden durch seinen pfeilschnellen Flug.

Was auf der schwarzen Erde, welche in den Steinspalten liegt, an Pflanzen und Blumen erstehen möchte, das tödtet der Frost, der Sturm, der Schnee. Wenn draußen fern in den Thälern der belebende Sommerhauch fächelt, so brausen und pfeifen hier um die ehernen Riffe und Kanten die wüsten Alpenwinde; wenn draußen lauer, befruchtender Regen rieselt, entwickelt sich hier aus finsteren Nebelmassen das Wirbeln des Schnees.

Es ist keines freundlichen Lebens Gedeihen in dieser Felsenwildniß; in den hoch sich thürmenden und weit sich rundenden Bergfesten wohnt die Gewalt und die Zerstörung.

Und dennoch steht mitten in dieser Wildniß auf den blaßgrünen Matten einer geschützten Berghöhe ein Menschenasyl. Es sind ein paar Häuser aus dicken Mauern aufgeführt und mit Fenstern so klein und tief wie Schießscharten. Die Dächer sind mit Balken und schweren Steinen festgemacht und aus den Dächern ragen breit und massig wie kleine Festungen die Schornsteine. Und neben diesen Burgen steht, ebenfalls so fest und sicher gebaut, eine Kirche. Sie ist in gothischer Art und der schlanke weiße Thurm ragt wie ein Markstein in das Dämmergrau der Gewände, die ringsum den Sehkreis begrenzen. Die schmalen hohen Fenster des Gotteshauses sind fest vergittert, nicht böser Menschen wegen, denn die haben im Heiligthum nichts zu suchen, aber der Adler könnte durch das Fenster brechen und das bunte Gestämme der Kerzen zerhacken, das vor dem Gnadenbildnisse prangt.

Ein seltsam Gnadenbildniß steht in der Nische über dem Altare. Es ist mit Schmuck und Zier nach Art einer gekrönten Königin bekleidet; ein rindenbraunes, völlig ungestaltes Antlitz ist zu sehen und zwei verknorrte Arme strecken sich aus nach beiden Seiten. Es ist aber eine hochheilige Gestalt, ein Marienbild, nicht von Menschenhänden gemacht wie Götzengebilde, sondern von der Allmacht Gottes geformt.

Vor Jahrhunderten war's, als an einem Samstagabend eine Heerde von Schafen, die auf diesem Berge weidete, vor einem dichtverflochtenen Zirmstrauch (Legföhre) knieend gefunden worden. Aus dem knorrigen Geäste des Strauches aber wuchs ein Menschenbildniß hervor, das von den Priestern als ein Bild unserer lieben Frauen, der ewigen Jungfrau und Mutter Gottes, erkannt wurde. Man trug das Bild hinaus in's Thal und in einer prachtvollen Stiftskirche stellte man es auf. Allein es wollte nicht verbleiben im Thale, und am nächsten Samstagabend fanden es wieder die Schafe in dem Zirmstrauche der Alpenwildniß. Da hat man den Wink des Himmels wohl erkannt und hat die Kirche und das Hospiz auf dem hohen Berg gebaut; und bald sind die Pilger gekommen zu einzeln und in Schaaren, von Nah' und weiter Ferne und haben ihre Kümmerniß und all' ihr Leid und Herzensfehl der himmlischen Frau zu Füßen gelegt. Nur Unglückliche und Elende aber kamen herangewallt zum Kirchlein im wilden, öden Felsengebirge.

Und der einsame Wallfahrtsort ist geheißen: Maria im Elend.

Ein junger Wart Mariens.

Die Kirche gehörte zu einem stattlichen Kloster, das draußen in einem weiten, fruchtbaren Thale stand. Dieses Kloster hatte den Ort zu versorgen und zu schützen und verwaltete den Opferpfennig, den die Wallfahrer vor dem Gnadenaltare niederlegten. Das Kloster hatte auch einen Priester auf den Berg zu stellen, der zur Sommerszeit den Pilgern die Spenden des Heiles reichte. Mit diesem zogen stets auch ein paar Gastgeber und Krämer nach Maria im Elend, um die Wallfahrerschaaren mit Lebensunterhalt, Heiligenbildchen, Rosenkränzen und anderen Angedenken zu versorgen. Im Herbste aber zogen Alle wieder zum Thale; kein Mensch blieb oben, und wilde Schneestürme brausten um die verlassenen Mauern, und zu Eis gefroren war der Gnadenquell unserer lieben Frauen.

Da hatte das Kloster alte Geistliche, die mit einem Gläschen Wein, einer Prise oder einer Pfeife Tabaks am warmen Ofen stets zufrieden gestellt waren, die der Welt nichts gaben und nichts nahmen und ihre kirchlichen Verrichtungen jeden Tag in gewohnter, kaltmüthiger Form abwickelten.

Solche Leute kamen auf die Seelsorge Maria im Elend.

Da brach aber eine Zeit an, in welcher solche Leute im Kloster nachgerade ausgestorben waren, in welcher sich Keiner finden wollte, der sich für ehrwürdig und tugendsam genug hielt, um als frommer Wart Mariens wirken zu können da oben im Elend.

In dieser Zeit, da das Alpenkirchlein Gefahr lief, priesterlos zu werden, lebte im Kloster der junge Pater Emanuel. Er war erst vor ein paar Jahren zum Priester geweiht

worden. Er war ein Mann von seltenem Eifer; er mochte am Altare, auf der Kanzel, im Beichtstuhle sein, oder sich auch im geselligen Kreise seiner Genossen befinden, überall nahm er seine Mission so überaus ernst, daß ihm die Bestrebungen seines Ordens kaum genügten und er eigene und neue Wege einschlug, um der Stimme seines Gewissens gerecht zu werden. Er liebte die Einsamkeit, aber er suchte zuweilen leidende Menschen auf. Schon seine Erscheinung brachte Trost; er war von schöner, hoher Körpergestalt und in seinem jugendlichen Antlitz lag Milde und Würde. Aber die Klosterlauben mied er, in denen seine Amtsbrüder kegelten, und wenn er im Refectorium saß, und Alles um ihn leichtlebig, lustig war, weil Küche und Keller im Grunde gar keine Traurigkeit zuließen, saß Pater Emanuel schweigsam und fast langweilig da. Man wußte es wohl, auch Emanuel konnte zu Zeiten heiter, lebhaft und witzig sein, dann aber war er's vom Grunde seines Wesens aus und brauchte nicht erst den Wein und den holländischen Thee dazu. Ihn erfreute nur ein Seelenglück, bestand es in einer guten That, oder in dem Genusse der schönen freien Natur.

Es lag schon lange nahe, was der Abt eines Tages bei der Tafel aussprach.

„Pater Emanuel!" rief er in einigermaßen scherzendem Tone, „wollen Sie Pfarrer werden?"

Der junge Priester legte Messer und Gabel weg und entgegnete in eben solchem Tone: „Herr, ich bin bereit!"

„Die Stelle Maria im Elend ist offen."

Jetzt brach ein schallendes Gelächter los. Das Gelächter war wie Hohn auf das arme Kirchlein in der Alpenödniß. Der Abt lachte auch mit.

Emanuel lachte nicht, sondern sagte, als der Lärm ein Ende nahm: „Wenn das Kloster den Wallfahrtsort verlacht, warum denn schafft es ihn nicht ab? und wenn es ihn aufrecht zu erhalten für gut findet, so ist das Gelächter nicht zu begreifen. Maria im Elend ist kein Herrenstift, wie dieses stolze, prachtvolle Haus, dem ich anzugehören die Ehre habe; es ist ein Stiefkind —"

„Es ist eine Melkkuh!" rief ein vorlautes Weingesicht d'rein.

„Wohin," fragte Emanuel, „wohin pilgern die Gläubigen, die kummervollen Herzens sind? Zu unserem Kloster oder zu Maria im Elend?"

„Also ja? Sie sind bereit?" unterbrach ihn der Vorsteher; jetzt aber klang seine Stimme ernst.

Ehe sich's der junge Priester versah, war er auf dem hohen Berg inmitten der Felsen, und sah nichts von der Welt, als Gestein und Wolken. Und was da war, das war die Armuth, und was die Pilger hereintrugen aus fernen Gegenden und Landen, das war der Jammer und das Leid.

Das priesterliche Gemach im Hospiz glich einem Gefängnisse. Durch zwei tiefe, vergitterte Fensterlein starrte ein Stück der Felswände und fiel so viel des Lichtes herein, daß der rauhe Strohsack und das braune Betpult und das hölzerne Crucifix darüber just gut genug beleuchtet waren Die anderen Winkel des Stübchens wiesen nicht viel auf, nur prangte auf einer der graugetünchten Wände eine Tabakspfeifensammlung, von dem Vorgänger hinterlassen.

Die Nahrung und Pflege besorgte dem neuen Seelsorger eine alte Beschließerin, die seit dreiundfünfzig Jahren jeden Sommer über auf diesem Berge gelebt hatte. Die Alte

war fast so häßlich, als das Bildniß in der Kirche, aber sie wußte Bescheid in allen Verhältnissen des Hospizes, der Witterung, der Wirthschaft. Dieses Weib mußte den jungen Seelsorger häufig unterrichten, wie es seit jeher in Haus und Kirche Gebrauch war auf dem Berge. Gertrud allein wußte, wann die Messe sein, wie lange die Predigt währen, wann des Morgens, Mittags und Abends geläutet werden müsse. Sie wußte im voraus, an welchen Tagen die meisten Pilger kämen, und von woher und wessen Zunge sie seien; denn es kamen Deutsche, Slaven, Ungarn und Welsche. Pater Emanuel war glücklicherweise ein guter Philologe und erbaute die Leutchen in ihrer Muttersprache. Für Jungfer Gertrud jedoch erwuchsen aus ihrer überlegenen Erfahrenheit unendliche Vortheile. So behauptete sie, die geistlichen Herren, die vor unserem Pater im Elend waren, hätten, wie es an einem so heiligen Orte auch recht und billig, schier nichts als Milch und Brot gegessen, nur an hohen Festtagen noch ein Schmalzmus dazu. Pater Emanuel wollte es nicht besser haben, als seine greisen Vorgänger und war zufrieden mit Milch und Brot, während die wackere Haushälterin etwelches Ersparniß an Fleisch, Krapfen und Wein in ihren Sack schob.

Nur wenn der junge Priester in freien Stunden mit der Flinte ausging und mit einem erlegten Habicht oder wohl gar mit einem Adler nach Hause kam (denn nur Raubthiere waren erlaubt zu schießen), da wußte ihn Jungfer Gertrud zu überzeugen, daß so ein kräftiger Geflügelbraten doch so unschmackhaft nicht sei.

Emanuel mochte vielleicht die Uebervortheilung durch die Alte ahnen, doch des lieben Hausfriedens willen erhob er keinen Einspruch, schwieg, machte sich mit der Haushälterin nichts zu schaffen, lebte seinen Pflichten und zog sich noch tiefer in

sein Selbst zurück. — Und gerade das ärgerte, kränkte, erbitterte die ehrsame Jungfer so sehr, daß dieser junge Pater so stolz verschlossen, so hochmüthig sei, während die früheren geistlichen Herren so gesellschaftlich und unterhaltsam gewesen wären, daß es oft über die Maßen lustige Zeiten gegeben hatte da heroben zu Maria im Elend.

In den Tagen des Menschenandranges befand sich der junge Priester am wohlsten, da wurde er inne, daß er Jemand war und etwas vermochte; im Beichtstuhle tröstete er, auf der Kanzel erbaute er. Gern und mit glühender Begeisterung redete er von Marien, der Jungfrau und Königin, an der er mit aller Liebe seines jugendlichen Herzens hing. Mit der Anmuth, Gluth und Weihe eines gottbegnadeten Minnesängers pries er ihre Schönheit, ihre Fraulichkeit, ihre himmlische Würde, ihre Erbarmung und Liebe. — Es war sonst der Gebrauch gewesen, daß während der Predigten vor dem wundervollen Gnadenbilde über dem Altare sechs Kerzen brannten; Emanuel aber ließ vor Beginn seines Vortrages die Flammen stets auslöschen und nur die rothe Ampel des „ewigen Lichtes" brennen, dessen matter Schimmer einen geheimnißvollen Nimbus legte über das ungestalte häßliche Bildniß.

Auch war es Sitte zu Maria im Elend, daß der Priester Kerzen aus rothem Wachse segnete und vorräthig hielt, die er in der Sacristei an die Wallfahrer verkaufte. Jeder Pilger nahm eine solche Kerze mit sich in sein fernes Daheim; denn weit war der Glaube verbreitet, daß ein solches zu Maria im Elend geweihtes Wachs, zur Sterbestunde angezündet, die Todesangst mindere und die Anfechtungen des Teufels zu Schanden mache. — Pater Emanuel aber ließ sich diese Nebenerwerbsquelle entgehen; wohl ver-

theilte auch er von dem großen Vorrathe solcher Kerzen, doch verschmähte er es, sich Trostmittel für die Sterbestunde seiner Nebenmenschen bezahlen zu lassen.

Oft sah der Priester im Stillen dem Treiben der Wallfahrer zu, die nicht wußten, wie sie vor dem Gnadenbildnisse ihre Verehrung, ihre Liebe, ihr Herzweh, ihre Sehnsucht zum Ausdrucke bringen sollten. Viele lagen stundenlang wie leblos hingestreckt auf den Steinplatten; Andere standen aufrecht und streckten ihre Hände aus, wie Christus am Kreuze; wieder Andere rutschten auf den Knieen um den Altar. Einen alten Mann sah er, der kauerte in einem Winkel der Kirche und hatte vor sich sieben Kerzen angezündet, denn sieben liebe Angehörige hatte er zu Hause, für die er hier der glorreichen Gottesgebärerin das Brandopfer bringen wollte. Ein Weiblein brachte einen großen Stein zur Thür hereingeschleppt, den es mit Mühe und Schweiß den steilen Berg herangetragen hatte; ein anderes Opfer hatte es nicht, denn es war ein armes Weib, und so legte es, um dem frommen Herzen zu genügen, den Stein vor den Altar.

Dann wieder zogen singend und betend neue Schaaren heran, und ließen ihre Fahnen flattern im Alpenwind, und neigten ihre Kreuze tief vor dem Wunderbilde. Und manche Münze klingt in den steinernen Opferstock, der mit vielfachen Eisenbändern umschmiedet neben dem Eingange steht. Zu Allem jedoch gehört Beichte, Communion und Buße und Aufopferung aller Schritte und Tritte zu Ehren Mariens.

Und wenn sie so ihrem Drange und Verlangen Genüge gethan hatten, dann zogen sie wieder davon und hatten Frieden im Herzen.

Einsamkeit — einsam Leid!

Pater Emanuel aber blieb in der Oedniß zurück, und an stillen, einsamen Tagen tauchte eine Stimmung in ihm auf, wie Herzensleere und Seelentrockniß. Seine Bücher waren wohl äußerst salbungsvoll und lehrreich, aber sie wollten ihm nicht genügen. Einen Garten gab's hier nicht anzulegen, Bäume und Blumen nicht zu pflegen. Wohl blühte hier und da das blutrothe Büschchen des Bergklees, oder das weiße Frauenmäntelchen, und am Hange prangten Alpenrosen — aber nur für kurze Zeit. Eine überaus zarte schneeweiße Steinlilie grub er mitsammt der Wurzel aus, stellte sie in sein Stübchen an's Fenster und that ihr viel Liebes. Schließlich gesellte er auch noch ein blaues Alpenglöcklein dazu, das sollte minniglich läuten der Lilie zu Ehren. — Leider starben diese zarten Kinder der Flora noch vor der Zeit eines gewaltsamen Todes, und zwar unter der Hand der geschäftigen Haushälterin. — Und es ist gut, dachte sich Emanuel, mein Schicksal spricht keine Blumensprache.

Dann ging er hinaus und verbesserte den steilen Weg, der zur Kirche heraufführte, hob die Steine hinweg und grub Wasserkehren. An gefährlichen Stellen legte er breitere Stege und versah sie mit Geländern. Dann steckte er am Wege von Strecke zu Strecke Stangen in die Erde, damit im Falle einer plötzlichen Schneeverwehung der Pfad gefunden werden könne. Auch versuchte er einen Brunnen zu graben, was ihm aber nicht gelang. Das Wasser, welches sie auf dem Berge genossen, war mehr als eine Stunde weit zu holen; es kam durch eine tiefe Felsenspalte von den Gletschern herab.

Jeden dritten Tag kam ein Bote aus den Vorgegenden herauf mit Lebensmitteln und Zeitungen. Die Lebensmittel gab er an die Jungfer Gertrud, die Blätter an den Pater ab.

In den Zeitungen ſtanden die Spectakel und Welthändel und der Leute Geſchwätz darüber. Sie ließen ſo leer, wie die lateiniſchen Bücher, die auf dem Betpulte lagen.

Was ſollte der junge, thatkräftige Mann nur beginnen? Er ging immer und immer wieder hinaus und betrachtete die Natur. Er vernahm das Niederbröckeln der Sandkörner von den Wänden; er hörte das Donnern der Schneelawinen und ſah die weißen Staubwolken hinter den ſchartigen Riffen. Und auf den höchſten Hörnern hingen Nebelfahnen, und in den Hochmulden lag der ewige Panzer des ſchründigen Eiſes. — Der ewige Panzer! Hatte ihm, dem jungen Prieſter, über einem geologiſchen Werke eingeſchlummert, nicht einmal geträumt, auf den Höhen, wo die Gletſcher liegen, wuchere ein herrlicher Urwald von Tropengewächſen, Feigen- und Orangenbäumen, Palmen und Cypreſſen? Ein wenig tiefer aber ſchon hätten die Wellen des hohen Meeres an die Felſen geſchlagen, und in den gähnenden Schluchten, wo heute die bedräuten Tannenwälder dämmern, hätten fabelhafte Seeungeheuer ihr Weſen getrieben.

Es war ein wunderlicher Traum, durch das Buch der Bücher, die Bibel, vergeblich deutbar.

Eines Tages kletterte Emanuel mit Mühe und Gefahr einen Weg der Gemſen empor zu den Zinnen, von wo aus das Hoſpiz wie im Thale tief unten zu ſehen war, gleichwohl es auf einem ſiebentauſend Fuß hohen Berge lag. Hinter den Zinnen begannen die Wüſten unabſehbarer Karfelder. Da lagen die knochenfarbigen Kalkfelſen; ein ungeheures, zuſammengebackenes Geſtein, ſtumpf geſchwemmt, ausgehöhlt, durchfurcht und verwittert. Mulden, Rinnen, Löcher, Canäle, Höhlen von wunderlichſten Formen; alle erdartigen Theile abgeſchwemmt. Aber in den Kerbungen und Mulden

lag hier und da ſchwarzes, ſtilles Gewäſſer, von keinem lebenden Weſen bewohnt; es war von Regen oder den Gletſchern gekommen und hatte noch kein Rinnſal, keinen Schacht gefunden, um gleich anderen ähnlichen Wäſſern in's Innere des Gebirges zu ſickern, zu rieſeln, zu ſtürzen und unten an den Hängen, in den Schluchten als Quelle oder Sprudel und Waſſerfall wieder aufzutauchen. Es mußte warten, bis der Wind kam und es aufleckte, oder bis der Froſt kam und es erſtarrte. — Harrt nicht auch der Jüngling auf dem Berge, genannt im Elend, eines ähnlichen Geſchickes? — Zerſtreut, vertrocknet und verweht, oder erſtarrt. —

Als Emanuel von dieſen leb- und troſtloſen Höhen wieder auf ſein Kirchlein niederblickte, ſchoß ihm ein Schreck durch die Nerven. Auf dem weißen Sandweg gegen den Wallfahrtsort hin kroch und wogte ein langer brauner, hundertfüßiger Wurm mit einem rothen, zitternden Flämmchen am Haupte. Es war aber kein Drache, kein Lindwurm, wie ſolche Ungeheuer der Sage nach voreinſtmalen das Hochgebirge beherrſcht haben, es war nur eine Kreuzſchaar mit Pilgerſtock und Fahne, die dem Gnadenorte zuwallte. Und das eben verurſachte den Schreck des Prieſters, denn während dieſer bei der Kirche zu jeder Stunde der Wallfahrer gewärtig ſein ſollte, um ſie mit Glockengeläute und einem geiſtlichen Willkommsgruße zu empfangen, ſtand er hier oben auf der unwirthlichen Hochwarte und wußte nicht, wie er ſich ſofort hinabhelfen konnte.

Als er endlich nach drei Stunden mit zermarterten Gliedern in die Kirche kam, da vernahm er etwas Erbauliches. Vor dem Gnadenaltar hockte Gertrud, die alte Haushälterin, und betete näſelnd und mit wackelndem Haupte

den angelangten Wallfahrern Psalter und Litanei vor, und inzwischen, während das Volk die Worte nachsagte, äußerte die wackere Alte unumwunden ihre Entrüstung über den davongelaufenen geistlichen Herrn, der, weiß der Himmel wo, herumvagabundire und dem lieben Herrgott den Tag abstehle.

Eine ergreifende Abendpredigt Emanuel's entschädigte die Pilger reichlich für die Andachtsübung der Alten. In dieser Predigt, unter freiem Himmel gehalten, verwies der junge Priester die Blicke der Zuhörer empor zu den im Abendscheine tiefglühenden Spitzen der Felsen. „Allüberall," rief er, „ist Gottes Gegenwart zu spüren, aber hier in dem erhabenen Hochgebirge ist sein sichtbarer Tempel aufgeschlagen. Das Alpenhaupt, mit ewigem Eise bedeckt, ist sein hoher Altar. Die glühenden Felshörner sind die Leuchter mit den Opferflammen. Die tosenden Wässer, die von allen Wällen des Gebirges niederstürzen, versinnlichen uns die unversieglichen Gnadenquellen Gottes. Und darum wohl hat auch der Mensch auf diesen weltentrückten Höhen einen Tempel aufgerichtet, weil er hier mitten in der Majestät der Natur empfänglicher ist für das Große und Erhabene, als unten in der Alltäglichkeit, und weil nur dort, wo das Menschenherz gesammelt und bereit ist, der Geist und die Gnade Gottes es überschattet."

Bei Jungfer Gertrud verfing's aber nicht, und an demselben Abend wässerte sie dem Pater zum erstenmal die Milch. — „Jerum," kicherte sie vor sich hin, „heut' hab' ich auch eine schöne Predigt gehört, von Gott und den Bergen! — Ach, diese jungen Geistlichen heutzutage! Von unserer lieben Frauen zu predigen, finden sie gar nicht mehr der Müh' werth!"

Was im Zirmbusch sonst noch wächst.

Von nun an achtete Pater Emanuel wohl darauf, daß er sich auf seinen Spaziergängen nicht allzuweit von der Kirche entferne. Er ging nur in's Kar hinein, wo im letztvergangenen Frühjahr eine Staublawine Felsen spaltete und einen Föhrenschachen vernichtete. Er fand zwischen dem Schutte einen erdrückten Steinbock und viel todtes Geflügel. Er stieg zuweilen auch hinab zum schwarzen Auge, zu einem kleinen finstern See, der in einem tiefen Kessel lag. Wie auf den Höhen auch stete Winde fegen und nicht selten Stürme wüthen mochten, dieser See blieb glatt und still wie eine Spiegeltafel; er hatte scheinbar keinen Zufluß und keinen Abfluß; wenn man ein Blatt oder ein Stück Holz hineinwarf, so waren die sanft sich weitenden Kreise des Wassers die einzige Bewegung des Sees; der Gegenstand glitt eine Weile ruhig auf der glatten Fläche, plötzlich jedoch war er verschwunden und wurde nicht mehr sichtbar. Emanuel trieb das Spiel gern und schloß aus der Erscheinung auf Untiefen und Strudel, die der See in sich bergen mochte.

Einmal fand der junge Mann an dem moosigen Ufer des schwarzen Auges ein liebliches und seltsames Veilchen, aus dessen Kelch ein zweites Veilchen hervorsproß. Dieser Fund machte ihn sinnend und träumend; da schoß jählings eine stahlgraue Natter heran und bäumte sich zischend vor ihm auf, als wollte sie ihn von dem doppelsinnigen Blümchen zurückschrecken. Aber Emanuel fing das Thier mit kecken Händen und ließ es lustig über seine Brust und über seinen Nacken rieseln. Und als sie sich gegenseitig den Muthwillen ausgelassen hatten, ließ Emanuel die Ringelnatter wieder laufen. Sie schoß in ein nahes Zirmgebüsch, und in demselben Augenblick erscholl aus dem Gebüsch ein menschliches Zetergeschrei.

Emanuel fuhr empor. Ueber dem dichten, baumgrünen Busch erhob sich ein falbgelocktes Haupt; ein junger Mann stand da, bis an die Brust im Zirm; sein graues Auge zuckte, sein lebhaft gerötheres Antlitz wollte lächeln, aber es grinste nur vor Verwirrung.

Der Bursche war in Gebirgstracht und sah gutmüthig, aber doch ein wenig schalkhaft aus. Nun machte er seinen Gruß vor dem geistlichen Herrn.

„Was thust Du da?" rief der Priester.

„O, beileib nicht, o, beileib nicht!" war die Antwort des Mannes im Zirm. Es war ein unzeitgemäßes und mißrathenes Verneinen.

Jetzt erkannte ihn Emanuel. Er war ein Hirte, der Gaiser-Bimel geheißen, der in einer Waldklause wie ein Einsiedler lebte, der sich von einigen Ziegen ernährte und im Sommer mit Wildheuen beschäftigt war. Der Bimel war zuweilen ein bischen Kirchendiener auf dem „Elendberg" und genoß den Ruf eines gottergebenen Menschen und dazu auch noch den eines Halbnarren. Seine Lebens- und Ausdrucksweise war seltsam, weil sie aus anderen Verhältnissen und Beweggründen hervorging, als die der übrigen Menschen. Seine Voreltern, in den Glaubenswirren verfolgt, sollen aus nordischen Gegenden eingewandert sein, und Bimel's Vater soll eine große Geistesvollkommenheit erlangt haben. Er war plötzlich gestorben und der Sohn wuchs auf in der Armuth und Einsamkeit, und nichts Besseres kennend, wirthschaftete er getrost mit den Thieren im Walde und verwilderte baß. Seine Denkart war eigen und ging, unbekümmert um das Bestehende, die Wege einer ganz besonderen Logik. Er kehrte sich an Niemand, sowie Niemand sich an ihn kehrte — er war der Halbnarr.

Diesem Burschen trat Emanuel nun näher; und siehe, da bemerkte er zu Füßen desselben, im Gesträuche sich bergend — ein Weib.

Beide waren jetzt sprachlos. Der Priester selbst rang nach Fassung.

„Gaiser-Bimel!" sagte er endlich, „ist das wildheuen?"

Da sprang der Bursche aus dem Strauchwerk hervor und lustig-keck entgegnete er:

„Ja, das ist wildheuen."

„Komm nur auch hervor," rief Emanuel gegen das sich noch immer versteckende Weib, „und sag' mir, wer hat Euch denn da zusammen in den Busch gesteckt?"

„Gewachsen sind wir im Zirm, wie die lieb' Frauen oben auf dem Elendberg," antwortete der Bimel blinzelnd.

Das sich nun langsam hervorwindende Weib war jung und lebensfrisch, aber die braunen Locken hingen ihm viel zu wirr über das Gesicht. Es hob nun einen Stein und wollte ihn gegen die Natter schleudern:

„Du schauderlich Gezücht, du bist die ganze Schuld! Und wär' Einem gleich der Mund vernagelt, so müßt man hell schreien, läuft Einem jäh so ein Teufelsthier über die Pfoten."

Das Natterchen doch war längst in eine Felsspalte geschlüpft und der Priester sagte ernst:

„Ich meine zu Trost, hier hatte die Schlange das Umgekehrte vollführt, wie im Paradiese."

„Herr Pfarrer!" rief jetzt der Bursche und faßte kecklich das Mädchen an der Hand, „was kann man machen? Das ist meine Ursel! — — Und Unrechtes wird nichts geschehen sein."

„Wenn nicht, wozu habt Ihr Euch in's Strauchwerk verkrochen?" fragte der Priester.

„Ja, weil," meinte der Ziegenhirt, „weil der geistliche Herr Hochwürden oft so scharf predigen thun."

Das war scheinbar die Antwort eines Narren, aber sie erbitterte den Mann mit den strengen Grundsätzen.

„Du bist ein Heuchler!" sprach er im Eifer zum Burschen, „da willst Du vor den Leuten den Heiligen spielen und ein Einsiedler sein, schlägst die Augen zu Boden, wenn Du an Weibervolk vorübergehst — und Alles das, damit Du insgeheim das lüderliche Leben treiben kannst. Und im Beichtstuhl verschweigst Du's."

„Weil's mein Geheimniß ist," flüsterte der Bimel mit vorgebeugtem Haupte.

„Aber Gott der Herr sieht in's Verborgene!"

„Gerade so hab' ich mir auch gedacht, da ich's verschwiegen."

„Du bist ein Lästerer!" rief der Priester, „die Leute sagen, Du wärest einfältig; aber ich kenne Dich nun besser, Du bist verschmitzt, tückisch, vielleicht noch mehr!"

„Bedank' mich schön für den geistlichen Zuspruch!" versetzte der Bursche und that sich minniglich verbeugen. „Und, ich wollt's schier sagen — aber nicht bös' sein, Herr Hochwürden — warum Er gegen mich so laut aufbegehrt — das ist halt, weil —"

„Jesses Maria! nimm Wasser in den Mund, Bimel!" rief das junge Weib, faßte den Burschen am Arm und zerrte ihn hastig davon.

Sie verschwanden in der Waldschlucht. Der Pater Emanuel hörte das Mädchen lange noch zetern und über die Natter zanken, die den Wirrwarr verursacht habe.

Noch einen scharfen, tiefen Blick in den Zirmbusch warf der Pater, dann ging er auch davon. Oftmals blieb

er unterwegs stehen. In einer Kluft zwischen zwei wettergrauen Steinen sah er ein Falkennest, in welchem es sehr lebendig herging. Davor stand er eine lange Weile, und später bereute er die Art und Weise, wie er dem Gaiser-Bimel die Vermahnung ertheilt hatte. Allerdings war er gereizt worden, aber es hätte der Vorwurf auch anders geschehen können.

Der Tag Mariens.

Gegen Ende des Hochsommers, am 15. August begeht die katholische Kirche eines ihrer glänzendsten Feste. An diesem Tage steigert sich der Mariencultus zur Glorie einer fast dämonenhaften Begeisterung. Es ist der wunderbare Tag, an welchem einst die Mutter Jesu, im Angesichte der Apostel, von den Chören der Engel begleitet, mit Seel' und Leib in den Himmel gefahren.

Ueberall, wo im fruchtprangenden Thale ein marianischer Tempel sich erhebt, wo in den Schluchten der Wälder oder auf Bergeshöhen das Glöcklein einer Frauencapelle klingt, strömen Wallfahrer zusammen, um in Prunk und Herzensfreude den Gedächtnißtag zu begehen.

Pater Emanuel sah diesem Feste mit Sehnsucht und Bangniß entgegen. Die Kirche im Elend wurde mit Zirmkränzen und Wachholderzweigen geschmückt von innen und außen; neue schlanke Wachskerzen an den Altar gesteckt, und zwar in solcher Anzahl, daß sie schier das Gnadenbild verdeckten. Alle Räume des Hospiz thaten sich auf, aber als am Vorabende von drei Seiten des Berges die Kreuzschaaren heraufwallten, und ihre Gebete und Gesänge in allen Felsen schallten, und als sie einzogen mit den fliegenden Fahnen

zu Tausenden und Tausenden, da vermochten Kirche und Herberge die Gäste beiweitem nicht zu fassen. In den Krämerläden und auf dem Steinpflaster des Gotteshauses mußten Hunderte der müden Pilger übernachten. Dabei war ein ewiges Beten, Singen und Seufzen in allerhand Sprachen; der ungeduldige Ungar suchte den Festgruß des Deutschen, der leidenschaftliche Welsche das wehmüthige Lied des Slaven zu überschreien; wer am lautesten schreit, den wird die Gebenedeite am ehesten hören. Zuweilen stellte sich ein alter Vorbeter auf den Opferstock und warnte mit seiner schon durchaus heiseren Stimme vor Taschendieben. Ein Anderer wieder suchte durch den zusammengepreßten Menschenknäuel eine Gasse zu räumen für ein ohnmächtig gewordenes Weib, für ein halberdrücktes Kind.

Emanuel hielt am Vorabende, als schon die Sonne untergegangen war, jedoch immer noch neue Kreuzschaaren herbeiströmten, eine feierliche Vesper; ungezählte Lichter flackerten am Altare, an den Wänden, und selbst mitten unter den Andächtigen. Ein schwerer blauer Qualm braute in den Räumen der Kirche, und die fieberhaft erhitzten Gesichter all' waren dem Gnadenbildnisse zugewendet. — Heute galt's. Was zu dieser Stunde und an diesem Orte erbeten werden konnte von der mächtigen Himmelskönigin, das war erbeten. Segen für die Feldfrüchte, Frieden oder Frucht im Ehestande, Gesundheit, Reichthum, Erlösung armer Seelen aus dem Fegfeuer, eine glückselige Sterbestunde — und Alles, Alles, was im Menschenherzen Wünsche weckt, war Gegenstand der Bitte. Eine betagte Magd betete mit derselben Inbrunst für ein krankes Schaf, wie ein junges Weib für den sterbenden Gatten. Ein alter Pferdehändler beschwor die Mutter Gottes um Geheimhaltung seiner Schliche, mittelst welcher er seine

Geschäftsfreunde übervortheilte. Ein sechzehnjähriger Junge ging die Gnadenreiche an um einen Schnurrbart. — Wer aber wollte die geheimsten Leiden des Menschenherzens zählen und ermessen, die hier nicht in Worten und Gedanken, sondern in Strömen von Thränen hervorbrachen?

Nach der Vesper setzte sich Pater Emanuel in seinen Beichtstuhl und tief in die Nacht hinein horchte er den Gebrechen, Verirrungen und Ungeheuerlichkeiten der menschlichen Seele. Es mußten grauenhafte Stunden sein für den Jüngling, da nur die Schatten dieser Welt heranschwebten in sein ohnehin so ödes, einsames Leben. Aber seltsam war's, dem jugendlichen Priester waren all' die sündengebärenden Regungen, die sich ihm vor dem Beichtgitter kund thaten, nicht fremd — er war ihnen schon begegnet in seiner eigenen Seele. Und er sollte richten die Fehltritte Anderer? Und zu ihm, dem jungen Menschen, kamen Männer mit tiefen Gesichtsfurchen und eisgrauen Haaren und verlangten Weisung und Rath. Und zu ihm kam auch manches junge, lebenswarme Gemüth, und offenbarte sich ihm vertrauensvoll bis in sein innerstes Heiligthum, das sonst die glühende Scham bewacht. —

Mit wirrem Haupte stand endlich um Mitternacht Emanuel vom Beichtstuhle auf und wankte seinem Gemache zu. Er konnte aber nicht einschlafen, der Hexentanz der menschlichen Leidenschaften wirbelte in seinem Gehirn. Ach, dem starren Bildnisse auf dem Altare hatten sie liebreiche Lieder und freundliche Blumen mitgebracht; aber für ihn, den Priestermenschen, hatten sie nichts herbeigetragen, als ihr Bitterstes und Häßlichstes, den Schmerz und die Sünde.

Recht besonders aber beunruhigte ihn ein einziges Beichtkind. Ein schwarzlockig, großäugig Mädchen war es, von

achtzehn oder zwanzig Jahren. Lange war es zitternd und schluchzend vor dem Beichtstuhle gekniet, ehe es ein Wort hervorzubringen vermochte. Dann hatte die Beichtende gesagt, sie sei einen weiten, bösen Weg gekommen, um Hilfe zu suchen bei Maria, sie könne sich nimmer helfen, es graue ihr vor sich selbst, sie sei so lieblos, undankbar und treulos. — „Mein Kind," hatte sie darauf der Priester getröstet, „Deine Sünden sind durch die Erkenntniß derselben gelöst. Von diesem Augenblicke an, da Du Dich des Undankes und der Lieblosigkeit beschuldigest, bist Du es im Herzen nicht mehr. Gehe hin in Frieden!" Und er hatte das Kreuzzeichen über das Beichtkind gemacht; dieses aber blieb knien auf der Stufe und weinte, bis sie ein paar keifende Weiber hinwegstießen, um selbst an die Reihe zu kommen.

Es war dem jungen Priester zu Muthe, als sei dieses Mädchen ungetröstet vom Beichtstuhle gegangen. Und als er endlich die Augen schloß, sah er sie im Traume mit gelösten Haaren zu seinen Füßen liegen, aber viel anmuthiger und ergreifender, als man Magdalena knieen sieht vor dem Heilande.

Lange noch, ehe die Sonne die Zinnen und weiten Gletscher der Alpen übergoß, war Emanuel wieder in der Kirche, um dem erneuten Andrange der Volksmenge zu genügen. Der ganze Bergkegel war voll von Menschen; Alles drängte dem Gotteshause zu, um das Gnadenbild zu sehen. Und als die Glocken tönten und die Orgel in feierlichen Klängen spielte, da entstand ein völliger Sturm und Viele wollten sich mit Gewalt den Eingang zur Festmesse erzwingen. Noch erregter wurden die Gemüther, und als die Messe zu Ende war, brach, dem Drucke nachgebend, die hölzerne Schranke ein, die das Presbyterium von dem Raume

des Volkes trennte, und die Leute stürzten zum Altar, um das Frauenbild zu küssen, und plötzlich wurden Stimmen laut: „Hebt es herab, das heilige Bildniß, tragt es in's Freie, daß es Alle sehen können!" Und erstürmt wurde die Stätte, und die Statue aus der staubwirbelnden Nische geholt.

Emanuel bebte. Wie wird das widerwärtige Bild, seines Schmuckes entblößt, im hellen Tageslicht bestehen? — Aber die Menge schrie, johlte und weinte vor Entzücken, als man die aus dem Zirmstrauch hervorgewachsene Gestalt im Triumph um den Kegel des Berges trug. Ja, noch größer wurde der Jubel und die Verehrung Vieler, als sie nun mit Augen sahen, was sie so oft ungläubig gehört hatten, daß das Bildniß nicht menschlicher Hand entstamme, sondern durch die Allmacht Gottes geformt worden war.

Den Priester hatten sie in ihrer Begeisterung gar nicht zu Worte kommen lassen, aber der Auflauf endigte befriedigend und das Bild stand wieder in der Nische. Das Bild hatte heute die Feuerprobe bestanden; des Volkes Gottesstimme hatte es für wahr erkannt, und ein seit Langem nagender Zwiespalt in Emanuel's Wesen schien gelöst zu sein.

Nach dem Gottesdienste hob der Priester den Kelch aus dem Tabernakel, um den durch das Sacrament der Buße gereinigten Gläubigen den Leib des Herrn zu reichen. In langen und vielfachen Reihen kniete das Volk, und Emanuel legte mit den Worten: „Herr, ich bin nicht würdig, daß Du eingehst unter mein Dach; o sprich nur ein Wort, so wird gesund meine Seele!" Jedem das runde weiße Blättchen auf die Zunge. Doch aber, als er jenes Mädchen sah, mit dem schwarzen Haar und dem großen Auge, wie es mit

frommgefalteten Händen dakniete, das rosige Lippenpaar schamhaft öffnete, das helle Auge noch kindlich gegen den Priester hob, bis in heiliger Ergebung die langen Wimpern sanken — da begann Emanuel's Hand plötzlich zu zittern, und ehe die Hostie noch den Mund des Mädchens berührte, fiel sie nieder auf das Steinpflaster. Das Mädchen that einen Schrei: „O Gott, mein Gott hat mich verlassen!" und sank ohnmächtig in das Gedränge der Menschen.

In einer Zelle des Hospiz hat sie Emanuel besucht. Sie lag auf einem Strohbett und verdeckte ihr Antlitz mit den Händen. Der junge Priester stand unentschlossen da, denn er wußte nicht, war er als Priester oder als Mensch gekommen.

„Ist Dir besser, mein Kind?" fragte er völlig zaghaft.

„Du?!" rief das Mädchen verwundert aus und blickte zum Priester auf, „Du geistlicher Mann kommst zu der Elenden her? O, ich bin elend über die Maßen, und Du hast es ja selber gesehen, wie der große Gott von mir ist geflohen."

Allsogleich gedachte Emanuel des Volksglaubens, der es für ein böses Zeichen deutet, wenn bei der Communion eines Beichtkindes die Hostie zerbricht oder gar auf den Boden fällt.

„Du gutes Wesen," sagte er, „was geschehen, deß bin ich selber schuld; meine Hand hat gezittert, ich habe die vergangene Nacht wenig und schlecht geruht. Auch hat mich der Auftritt mit dem Marienbilde erregt, und so ist der Zwischenfall geschehen. Ich bitte, verzeihe mir. — Hättest Du vielleicht sonst noch irgend etwas auf dem Herzen, was am

Beichtstuhle mitzutheilen des großen Andranges wegen nicht mehr Gelegenheit war, so steht nun ein Diener Gottes vor Dir."

Fast instinctiv betrat Emanuel den Schleichweg, um als Priester zu erfahren, was er als Mensch gern wußte.

„Du bist recht gut," antwortete das Mädchen und richtete sich vom Lager auf, „und Deine Gutheit macht mir das Herz wieder warm. — Ich hab' oft gehört, daß es eine Beichte giebt, in der man sein ganzes vergangenes Leben dem Beichtvater erzählt; ja, ist denn das Leben eine Sünde? — Aber wenn auch nicht, ich möchte vor Dir diese Beichte ablegen."

Deß war Emanuel mit Freuden bereit.

Das Mädchen erhob sich, ging, um den Holzriegel vor die Thür zu schieben, strich sich die Locken aus dem blassen Gesicht und wollte vor dem Priester auf einen Schemel knien.

Emanuel wehrte ihr das; bei einer Generalbeichte ist es gebräuchlich, daß sich Beichtvater und Beichtkind rückhaltslos neben einander setzen, wie Freund und Freund, denn die Generalbeichte ist nicht sowohl eine Anklage des Sünders, als vielmehr ein gänzliches Entfalten des menschlichen Wesens und eine Berathung mit dem Seelsorger, wie die Fehler und Verkehrtheiten dieses Wesens ausgerottet und geschlichtet werden könnten.

Draußen war das Gewoge und dumpfe Gesurre der Wallfahrermenge; an den kleinen Fenstern rüttelte bisweilen ein Windstoß.

Emanuel saß an einem Tischchen und stützte sein Haupt auf die Hand. Und auf dem Schemel saß das junge fremde Mädchen und hub nach Säumen und Seufzen so an zu sprechen:

„Ich weiß doch nicht, geistlicher Herr, wie ich beginnen soll. Oft geht's mir in den Sinn, mein Leben wäre deshalb so unselig, weil es die Sünde meiner Eltern ist. In der Stadt Innsbruck haben sie mich als neugeborenes Kind an der Schwelle einer Kirche gefunden. Ich bin in's Versorgungshaus gekommen. Vom Versorgungshause werden kleine Kinder an Privatleute gegeben, die sich darum melden. Es melden sich Manche darum, weil mit den Kindern auch ein Geldbetrag verabreicht wird. Mich hat ein Weib vom Lande bekommen, das aber, wie die Leute sagen, eine Engelmacherin war, die nämlich das Geld, welches sie zur Erziehung bekam, für sich brauchte, und die Kinder sterben ließ; verstorbene Kinder werden Engel im Himmel, das weißt Du, geistlicher Herr. — In mir ist aber ein zähes Leben gesteckt, und da meine Ziehmutter sieht, ich will nicht versterben, so meint sie, brächte sie mich zur Arbeit auf, um so besser. Sie hat mich geschlagen und gepeinigt und in schwere Arbeiten eingespannt und hungerleiden lassen. Ich hab' nichts Besseres und nichts Schlechteres gekannt, und ich habe geglaubt, es müsse so sein. Aufgewachsen bin ich doch, und lustig bin ich bei Allem gewesen und hab' hell gesungen. — Nicht aus Eitelkeit, geistlicher Herr, will ich's erzählen, aber die Leut' haben oftmals gesagt, ich hätt' eine schöne Stimme, und haben meinem Singen gern zugehört."

Das Mädchen schwieg und blickte zu Boden. Und als sie der Beichtvater bat, in ihrer Erzählung fortzufahren, schlug sie ihr Auge betrübt zu ihm auf und fragte:

„Nicht wahr, hochwürdiger Herr, es darf nicht sein, daß ein Mensch den andern verkauft? — Ich muß doch recht undankbar gewesen sein und meiner Pflegemutter gar keine Freude gemacht haben, wie ich ja noch undankbar bin,

und ihre Sünden beichte, anstatt die meinen. Aber sie hat mich verkauft."

Der Schmerz würgte, sie konnte kaum sprechen.

„Ein schöner großer Mann in Tirolertracht, mit Federn und Gemsbart auf dem Hut, und mit einem rothen Vollbart, ist eines Tages in's Haus gekommen," fuhr sie fort; „'s wird wohl nur im Spaß gewesen sein, daß er die Frage that, was die Nachtigall koste. — „Um hundert Gulden und ein gutes Wort ist sie feil!' ruft meine Ziehmutter. Da liegen die hundert Gulden auf ihrer Hand und — die Nachtigall bin ich."

Emanuel war aufgestanden und ging hochrothen Antlitzes mehrmals über die Stube. — „Ist's möglich!" murmelte er, „in unserem Lande! Im biederen Volke der Alpen!"

„Ich habe nicht geweint und nicht gelacht; ich bin mit dem rothbärtigen Manne gegangen. Wir sind weit herumgereist; er hat die Zither gespielt, ich hab' dazu gesungen. Wir haben Geld eingenommen; er hat mich fein gekleidet, und ist wie ein Vater gegen mich gewesen, und hat mich streng geschützt, wenn mir übermüthige Mannsleute haben wollen nahe kommen. — So vergehen etliche Jahre. Wie ich aber so in mein jetziges Alter heraufkomme, da hat mir mein Genosse eines Tages ein Wort gesagt — geistlicher Herr, ich kunnt's in Ewigkeit nicht über meine Zunge bringen. Ich hab' ihm's hell verwiesen. Du wirst mir's wohl nicht glauben, was ich jetzund für einen heiklen Stand gehabt hab'; mein Herr ist süß und grob gegen mich gewesen; bigott, ich mag's sagen, es hat ihm nichts genützt. Er zithert und ich singe wie vor und eh, und wir haben schon ein gut Stück Vermögen beisammen. — Aber, ich werde wohl müssen auf-

hören, geistlicher Herr, ich sehe, das ist kein Beichten?" — unterbrach sich die Erzählerin, mit den Augen fragend und bittend zugleich, daß sie fortfahren dürfe.

Emanuel faßte sie bei den Händen und sagte: „Ich bin Dein Bruder!"

Das Mädchen blickte ihn wie befremdet an; es wußte ja kaum, was das wäre, ein Bruder. Es wurde kleinlaut und verzagt, und der Priester dachte, endlich müsse die Schuld dieses lieblichen Kindes offenbar werden, dieses Kindes, das wie eine Büßerin zur Kirche im Elend gekommen war und nun zu seinen Füßen saß.

„Auf einer Reise im Hochgebirge," nahm endlich die Fremde ihre Worte wieder auf, „stiegen wir aus dem Postwagen, weil mein Herr einen nahen Alpensee besuchen wollte. Ich hatte sonst nicht gewußt, daß er ein Freund von Naturschönheiten war, aber der See lag auch so anmuthig zwischen den Wäldern und Felsen, und war so friedlich und einsam, daß wir uns Beide recht freuten. Mein Herr hatte einen Fischerkahn aufgefunden. Es war Niemand zugegen, so haben wir uns anstandslos in das Schiff gesetzt; mein Herr hat es losgekettet und es hinausgerudert auf's hohe Wasser. Und wie wir mitten auf dem See sind, da —"

Das Mädchen erröthete und schwieg. Emanuel zog die Augenbrauen empor; am Fenster rüttelte der Wind.

„Ich habe mich nicht anders zu retten gewußt," sagte das Beichtkind, „ich bin in's Wasser gesprungen. — — Von ihm befreit, ist mir wohl wieder die Lust zum Leben gekommen; ich hab' mich erinnert an die Worte eines alten Soldaten, wie Untergehende, die das Schwimmen nicht gelernt hätten, sich halten und bewegen müßten, um über dem Wasser zu bleiben. Ich hab' die Weisung nach aller

Möglichkeit befolgt, und zuletzt hab' ich mich gar glücklich an's Ufer geschlagen, bin in's Gebüsch geklettert, hab' auf den fluchenden Rothbart hinausgelugt, und ehe er noch hat nahen können, bin ich davongelaufen. — Davongelaufen durch den Wald, wie ein wildes Thier. — Jetzt hab' ich keinen Menschen auf der Welt mehr; jetzt bin ich tief verlassen. Und so ist's eingerichtet in meinem Leben, daß ich die einzigen zwei Leute, die mir Gutes gethan haben, bitter muß hassen. Das thut weh. Und ich möcht' — ach, Du kannst es nicht glauben, geistlicher Herr, wie sehr ich einen Menschen möcht', den ich recht, ja so von Herzen könnte lieb haben. — Ja, Du schaust mich so ernsthaft an über dieses Wort, aber einem Andern mag ich's auch mein Lebtag nicht sagen, nur Dir, geistlicher Herr, weil Du ja der lieb' Herrgott bist, wenn die Menschen Dir beichten."

Emanuel knöpfte eifrig das Collare zu, das ihm aufgesprungen war; die Arbeit kam lange nicht zu Stande, denn seine Finger waren unstet und machten es schlecht.

„Es ist mir aber in der Noth noch ein guter Gedanke gekommen," sagte das Mädchen, „kannst schon keinen Menschen lieben, habe ich mir gesagt, so liebe die heilige Jungfrau Maria! Sie ist's ja gewesen, die Dich aus dem Wasser gerettet hat. Verrichte zum Dank eine Wallfahrt in's Land und auf den hohen Berg zu Maria im Elend. — Und ich heiße ja auch Maria und bin im Elend; besser kunnt sich's gar nicht schicken."

Sie schwieg und weinte.

„Maria im Elend!" sagte Emanuel mit fiebernder Stimme und hob das Mädchen zu sich empor.

„Auch das ist mir zum Uebel ausgeschlagen," versetzte Maria, „es ist eine schreckliche Sünde und Du wirst mir

ſie nimmer mögen verzeihen, aber verſchweigen will ich ſie nicht bei dieſer Beicht. Geiſtlicher Herr, eine ſolche Mutter Gottes, wie Du ſie in Deiner Kirche haſt, die kann ich nicht lieb haben."

Die kann ſie nicht lieb haben! hallte es ſchauerlich nach in der Seele des Prieſters.

„So hab' ich gemeint, zu Gott ſelber müßt man ſich wenden, der ja die ewige Liebe iſt," ſagte das Beichtkind, „aber es will mir ſcheinen, Gott hat mich nicht werth befunden, weil er lieber zertreten ſein will auf dem ſtaubigen Pflaſter, als in mein Herz einzugehen. — Und jetzt bin ich ganz allein — und das thut mir ſo bitterlich weh!"

„Du biſt nicht allein, mein gutes Kind!" hauchte der Prieſter, und legte ſeine Hand auf die weichen Locken ihres Hauptes, und das Köpfchen ſank an ſeine Bruſt.

„So eine Beicht iſt wohl gut," ſchluchzte Maria, „jetzt, meine ich, iſt mir ſchon beſſer. — Könnte ich nur bei Dir verbleiben, Du guter geiſtlicher Herr!"

Nun war's ſtill. Draußen rieſelte der Regen und manchen Tropfen peitſchte der Wind an's Fenſter. Da hat der Beichtvater das Beichtkind auf die Stirn geküßt.

Es war im Grunde kein übler Dienſt, den die Haushälterin Gertrud dem Prieſter dadurch erwies, daß ſie unten in der Küche hell nach dem Pater zeterte, der in Haus und Kirche nicht zu finden, während die Wallfahrerleut' die unſinnigſten Spectakel ſchlügen. Und das ſei jetzt kein Schick mehr im Elend, und man müſſe es nun endlich wohl dem Kloſter ſagen laſſen, auf daß es anders werde.

Am Rande des Abgrundes.

Am späten Nachmittage, als die Feierlichkeiten des Himmelfahrtsfestes zu Ende waren, machte sich ein großer Theil der Pilger zur Abreise auf. Sie machten vor dem Bilde noch einmal ihre wunderlichen Andachtsbezeigungen; Manche schienen geneigt zu sein, dasselbe nochmals vom Altar zu heben und um den Bergkegel und schließlich gar mit fortzutragen in die Heimat, um die göttliche Helferin allzeit bei sich zu haben.

Emanuel wies die erregte Menge mit strengen Worten zurück. Dem Bilderſturm konnte auch ein Bilderraub folgen. Es hatte sich heute gezeigt, was in Fanatismus entbrannte Gemüther im Stande sind.

Ein Stein war ihm vom Herzen, als ein großer Theil der Wallfahrer endlich abzog und er gab ihm gern das Ehrengeleit. In Chorrock, Stola und Barret zog er mit der Schaar hinaus bis unter die Felshänge. Dort ertheilte er ihr den priesterlichen Segen und begab sich hierauf wieder auf den Heimweg.

Der Regen hatte aufgehört, aber an den Wänden hingen Nebelfetzen und die Berghäupter standen hinein in das graue Gewölke. Eine düstere Stimmung lag über der Gegend, ähnlich der Schwermuth, die das Herz des jungen Priesters belastete.

Als er so auf dem feuchten Sandwege der Kirche zuschritt, begegnete ihm Maria, sein seltsames Beichtkind. Sie hatte sich erholt und wollte nun still und traurig den Ort wieder verlassen, zu dem sie in Sehnsucht und Hoffnung die weite Straße herangekommen war.

„Und Du willst mir nicht ein Lebewohl sagen?“ fragte sie der Priester.

Das Mädchen zögerte mit der Antwort, dann aber versetzte es:

„Ich hab' Dich in der Kirche und im Hause nirgends gesehen."

„Hast Du doch nach mir ausgeblickt?!" rief Emanuel, suchte aber während des Rufes seine Stimme zu dämpfen, so daß die ersten Worte ein Schrei, die letzten vielmehr ein Hauch waren.

„Und Du gehst so allein, Maria? und es wird Abend, und die Wetterwolken drohen und Du kennst die Pfade nicht im wilden Gebirge?"

„Wenn ich nur erst unten bin an der rothen Säule, auf welcher der Engel steht, so will ich den Weg leicht finden. Für Leute, die nicht wissen, wohin sie wollen, ist jeder Weg der rechte." So sagte das Mädchen.

„Bis zur rothen Säule ist es drei Stunden weit," versetzte Emanuel, „willst Du, Maria, so mag ich Dir eine Weile und über die gefährlichen Stellen hinweg das Geleit geben."

Das war wieder einer jener Entschlüsse, bei denen Emanuel den Priester vergaß. Er hatte sonst auf strenge Pflichterfüllung gehalten, aber seine priesterliche Pflicht, sein Amt und sein Streben kam ihm nun auf einmal so wesenlos, so unnütz vor. Er sah nicht ein, wie der Menschheit mit einer Maria im Elend wahrhaft gedient sein konnte. Allerdings mochten einzelne Pilger in Glauben und Vertrauen echten Herzenstrost an dieser geweihten Stätte finden. Der große Haufe aber beging hier seinen Gottesdienst nicht, wie Jesus ihn gelehrt hatte. Trotzdem hatte Emanuel stets eine tiefe Verehrung für das Gnadenbildniß empfunden; das hohe Alter, die anmuthige Sage, die Liebe des Volkes, so daran

hing, hatten ihm das Bild, dessen Hüter er war, ehrwürdig gemacht. Aber das Bekenntniß des armen fremden Mädchens, es könne diese Maria im Elend nicht lieb haben, hatte ein Gefühl, das der Priester stets zu unterdrücken bestrebt war, laut und schrecklich ausgerufen. Seit diesem Bekenntnisse eines armen bedrängten Herzens aus dem Volke war ihm das Marienbild auf dem Altare ein Gräuel geworden, und es scheuchte ihn fort, und nun plötzlich, da er vor dem davonziehenden Mädchen stand, kam es ihm in den Sinn, er sei leicht ein besserer Hirte, wenn er das hilflose und unerfahrene Mädchen durch Nacht und Nebel begleite, als wenn er die Holzgestalt in der Nische bewache, jetzt, da die meisten Wallfahrer schon davongezogen waren.

Maria nahm mit bangender Dankbarkeit Emanuel's Anerbieten an; der Priester zog die kirchliche Kleidung aus und hing sie in einem Bündel an sich. Und durch die Wildniß in die Nacht hinein zogen ein junger Mann und ein junges Mädchen.

Sie schritten über Gerölle, wo Emanuel seinen Schützling an der Hand führen mußte; sie gingen an steilen Lehnen dahin, wo sie sich Arm in Arm zu halten gezwungen waren; sie kletterten an so schmalen Steigen, von Abgründen bedroht, von Wänden überragt, daß das schwindelnde Mädchen es zugeben mußte, wenn es der Priester mit kräftigen Armen über solch' böses Gebrücke trug.

Die Dämmerung war angebrochen. In den Wänden hallte zuweilen das Donnern niederfahrender Lawinen, die durch den Regen gelöst worden waren. Und plötzlich standen unsere Wanderer vor einem klaffenden Abgrund, den ein niederfahrender Erdhang gerissen hatte. In der Tiefe schäumte trübes Gewässer über den Schutt; der Weg

war unten dem Wildbach und oben den Wanderern abgeschnitten.

Umkehren und einen anderen Steig suchen im Gewände, was war Besseres zu thun? Mit großer Mühe kletterten sie in die Tiefe nieder; an Steinkanten und Strauchwurzeln mußten sie sich halten. Einander fest umklammernd, waren sie mehrmals in's Rutschen gekommen, bis sie endlich im Dickicht des Waldes standen, der in der Thalschlucht wucherte.

Leise in den Felsen klang die Abendglocke von der Kirche nieder. Es war die Zeit, da der Priester vor dem kerzenbestrahlten Gnadenaltare die Vesper zu beten hatte. Nun aber konnte Emanuel das Mädchen nimmer verlassen, ehe es wieder auf einen sicheren Weg geführt war.

Als sie sich, um ein wenig auszuruhen, auf den Stamm einer entwurzelten Tanne niederließen, brach das Mädchen plötzlich sein Schweigen und sagte:

„Du geistlicher Herr, ich kann Dir's nicht sagen, aber so wie heut', ist mir mein Lebtag noch nicht gewesen. Heute stürzt die Welt zusammen."

Ohne eine Antwort zu geben, raffte sich Emanuel wieder auf und zog hastig, fieberhaft hastig das Mädchen mit sich fort durch den finsteren Wald. Ein tückischer Baumkauz verlachte mit heiserer Stimme das Menschenpaar, das auf falschem Pfade wandelte.

Plötzlich schimmerte durch das Gestämme ein röthliches Licht. Eine Menschenwohnung. Emanuel athmete erleichtert. Sie standen bald vor einer Hütte, aus unbehauenen Steinen und moosigen Fichtenstämmen gebaut. Ein wenig Rauch schlug zu der offenen Thür heraus, denn d'rin, auf dem Erdgrunde, mitten in der Wohnung, brannte ein lebhaftes

Feuer. Ein paar Ziegen schnürfelten um das Feuer und wollten schier versuchen, ob die zitternden Flämmchen nicht ebenso prächtig zu genießen wären, wie das grüne Brombeerlaub. Der Versuch kostete einige Härchen des weichen Bartes, der den meckernden Thieren unter dem Kinne niederhing. Hinter der Herdstelle aber saßen der Gaiser-Bimel und seine Ursel.

Emanuel konnte nicht mehr zurück, denn der Bimel hatte sie schon gesehen und rief laut der Seinen zu:

„Herr Jesses, Herr Jesses, Ursel, jetzt hat sich der Elendpfarrer auch Eine ausgesucht!"

Wie ein Pfeil in's Herz schoß dieses Wort dem Mädchen an des Priesters Seite; Emanuel rang nach Fassung.

„Na, da wird der lieb' Herrgott aber lachen!" schrie der Waldmensch und fuhr sich mit beiden Händen in sein zerzaustes lichtfalbes Haar und lachte ebenfalls. „Freilich," setzte er bei, „und eine rechte Freud' wird er haben!"

„Wer?" fragte Emanuel mit möglichst würdevoller Stimme.

„Na, der lieb' Herrgott halt! Und wesweg? Weil der junge, kreuzsaubere Pfarrer doch endlich Eine genommen hat."

Maria stürzte aus der Hütte. Emanuel eilte ihr nach. Auf einen moosigen Stein sank sie nieder, er hob sie empor zu seiner Brust: „Maria, Du armes, gutes, Du holdes Mädchen. Laut ist gesprochen, was ich hab' begraben wollen für alle Ewigkeit in meinem Herzen. — Den Altar habe ich verlassen, Dir bin ich gefolgt, Du bist mein Frauenbild, in dem ich meinen Gott verehren will. Du sollst nimmer im Elend sein. Maria, Du liebes Herz, ich bleib' bei Dir!"

Noch hatte sie sich seiner glühenden Umarmung entwinden wollen; mit diesem Bestreben war's aber bald vorbei; ein junges Weib wie dieses, kann nicht lange gegen einen kühnen Mann und gegen ihr eigen Herz kämpfen; schon schlingt sie ihre beiden Arme fest um seinen Nacken und neigt ihr Haupt zurück, daß die Locken weit hinabwallen über den schwarzen Talar.

In diesem Moment hatte die lebhafte und gut untersetzte Ursel wollen aus der Hütte laufen, aber ihr Bursche sagte:

„Geh', schenk' ihm den Zirmbusch!" und sie zogen sich tief in die Wohnung zurück und der Bimel zündete sich schmunzelnd eine große Pfeife an. „Wenn's so ist," murmelte er dabei, „so werde ich auch wieder auf den Elendberg in die Kirche gehen."

„Er hat Dich einen Heuchler und einen Lästerer geheißen," bemerkte das Weib.

„Weißt, Ursel," meinte der Gaiser, „er hat nur so laut gegen mich aufbegehrt, weil er selber Keine gehabt hat. — Ich hätt's an seiner Stell' gerad' so gemacht; er ist studirt und ich bin nicht studirt; er ist schön und fein, ich bin ein Waldbär; aber ein Blutströpfel ist in Jedem, das uns Alle gleich macht."

Es brannte der erste Kuß der Liebe noch auf Emanuel's Lippen, als er wie halb berauscht in die Hütte taumelte. Er legte ein Packet in die Hand des Gaisers und sagte mit erkünstelter Gelassenheit:

„Lieber Freund, Dir habe ich einmal ein Unrecht zugefügt als Mensch; aber als Priester habe ich so handeln müssen. Jetzt bin ich kein Priester mehr. Siehe, in diesem Päckchen liegt die priesterliche Kleidung. Hast Du Gelegenheit,

so trage sie morgen zur Kirche hinauf; erweise mir den Gefallen."

Der heitere Bursche hob hoch seine flache Hand und schlug sie in die Emanuel's, daß es klatschte:

„Es gilt! Die Kutten kommt hinauf. Aber einen Lodenspenser wird der Herr haben müssen, wenn er im Wald verbleibt."

„Ich verbleibe nicht im Walde, Gaiser. Doch gib mir einen Lodenkittel, da hast Du dieses Kreuz dafür, es ist von Silber. Es mag Dir auch ein Andenken an mich sein; Du wirst vielleicht nichts mehr von mir hören."

Emanuel und Maria irrten weiter durch den Wald. Es ging ein hohes wildes Meer in ihren Herzen, und Maria blieb oft stehen und that die Frage:

„Wenn's nur auch Gottes Wille ist? Emanuel, ich bin Dein Verderben."

„Den Weg an Deiner Seite hat mir Gott gezeigt."

„Wenn ich aber Dein Verderben wäre, oder wenn in Dir doch ein guter, braver Priester verloren geht," sagte das Mädchen leise, „dann wollte ich, es hätte mich heute die größte Lawine begraben."

„Wir werden glücklich sein, mein liebes Herz. Uns knüpft nichts an dieses Land, wir eilen über die Grenze in's Reich und werden Mann und Weib."

So Emanuel. Die so lange zurückgedämmte Leidenschaft ließ den unerfahrenen jungen Mann nun auf Alles vergessen und ihn handeln wie einen Knaben. Sein Herz stürmte, sein Kopf wirbelte. Aus dem lebendigen Becher ihres Mundes, im ersten Kuß des Weibes, hatte er sich den bösen Rausch getrunken. Vierundzwanzig Stunden waren kaum verflossen, seitdem das Mädchen sich in seinem Beichtstuhle der Lieb-

losigkeit angeklagt hatte. Ach, wie ist der rechte Pfad so schmal; vielleicht kommt bald die Zeit, und Maria hat sich der Liebe schuldig zu bekennen.

In der selbigen Nacht zog noch eine letzte Kreuzschaar von Maria im Elend her durch die unwirthliche Gegend. Es war der Mond aufgegangen und so glaubten die kundigsten Führer den nächtlichen Weg wagen zu können, um die Zeit, die sie zu lang am trostreichen Wallfahrtsorte zugebracht hatten, wieder einzubringen. Auf Umwegen war die Schaar in die Waldschluchten gekommen, in welchen auch unser Liebespaar in Freuden wandelte. Um rasch und sicher aus der Wildniß zu gelangen, schloß dieses sich im Finstern unerkannt dem Zuge der Wallfahrer an, ohne besonders bemerkt zu werden. Noch weit ehe der Morgen anbrach, mußten sie in freundlichere Gegend kommen und dann wollte Emanuel mit seiner Erkorenen wieder einsame Pfade suchen.

Langsam stolperten die Pilger dahin. Einzelne beteten still, Andere keuchten wort- und gedankenlos drein, noch Andere sprachen über den Wallfahrtsort und den Eindruck, den derselbe gemacht. Auch von dem Priester war die Rede, der gleichwohl so jung und freundlich und doch so fromm sei.

„Jetzt weiß ich, was das ist, eine gute Beichte," sagte Einer, „ich bin verzagt gewesen durch und durch, denn mir reimt sich gar nichts auf der Welt. Ihr könnt mir's glauben oder nicht, den Rosenkranz in der einen Tasche, den Strick in der andern, so bin ich auf den Elendberg gestiegen: find' ich da oben keinen Trost, so hau' ich den Rosenkranz — Gott vergieb — zum Teufel und leg' mir den Strick an. Nach der Beicht ist mir so frisch um's Herz gewesen, daß

ich den Strick für alle Zeit neben den Altar auf einen Nagel gehangen hab', zum ewigen Gedächtniß der gnadenreichen Maria im Elend."

„Und ich," sagte ein Anderer, „hab' seit dreißig Jahren da oben wieder einmal geweint wie ein Kind, wie der Priester gepredigt hat von der lieben Barmherzigkeit Gottes. Und ich hab' mir fest vorgenommen, in meinem Leben will ich nimmer kleinmüthig sein, es mag mich treffen, was da will. Meine Pflichten trachte ich zu erfüllen und alles Andere überlaß' ich der lieben Barmherzigkeit Gottes."

„Mir hat die Blatternseuche im vergangenen Frühjahr meinen Mann und drei Kinder hinweggerissen," erzählte ein Weib. „Mit meinem jüngsten Kinde bin ich zurückgeblieben auf der Welt. Hab' keinen Trost gefunden, bin zu Maria im Elend hergezogen. Aber das Beten vor der Mutter Gottes ist mir nicht recht vom Herzen gegangen, weil ich fortweg hab' gedacht: 's ist doch eine große Ungerechtigkeit von unserem Herrgott, daß er mir das Unglück hat geschehen lassen. Erst der Beichtvater hat mir zugesprochen: thät's auch tief im Herzen weh', was mich getroffen — und das thät so weh', daß man's mit tausend Zungen nimmer sagen könnt' — so hätt's im Grund so viel nicht zu bedeuten. Die Lieben wären nur ein Stündel vorausgegangen und thäten dort an der Himmelsthür mit Treuen auf mich warten, und thäten mir in meiner Sterbstund' die Händ' entgegen halten: Komm, Du liebe Gattin, komm, Du liebe Mutter, wir haben Dir den Platz schon bereitet! — Aber auch auf dieser Welt hätt' ich noch die schönste, heiligste Aufgabe, die ein Mensch nur haben kann. Dem einzigen Kinde müßt' ich Vater und Mutter sein und es mit Lieb' und Weisheit zu einem braven Menschen machen. Gott hätt's wohl gemeint und meiner

nicht vergessen. — 's wird wohl so sein und ich will nimmer klagen."

Und ein Greis sprach von der herrlichen Rede, die der Priester in der Wallfahrtskirche über die menschlichen Leidenschaften und ihre Bekämpfung hielt. Die größte Majestät und Kraft auf Erden sei, Herr über sich selbst zu sein. Diese Kraft sei der Beweis unserer Kindschaft Gottes, und das himmlische Erbe, durch das wir, die irdischen Mächte besiegend, als Helden zu Gott zurückkehren können.

So redeten sie und so erbauten sie einander durch den Nachhall der Priesterworte. Und aus Allem ging die Lehre hervor: seine Pflicht erfüllen; die Widerwärtigkeiten mit Geduld ertragen; freudig das Gute schaffen und genießen; den Tod nicht scheuen.

Emanuel und Maria gingen mitten unter den Sprechenden. Was sie fühlten, ist nicht ausgesprochen worden, aber eine seltsame Pein war es, die das eben erst so glückselige Herz des fliehenden Priesters zerriß. Maria hatte sich während des Gespräches der Wallfahrer mehrmals mit fast wilder Fieberkraft an ihren Begleiter geschmiegt. Später hielt sie ihn nur noch an der Hand und erwiderte kaum sein heftiges Pressen der Finger.

Die Wallfahrer waren nun kleinlaut geworden und endlich ganz still, denn sie passirten die gefährliche Strecke der Riedwand. Es war aber finstere Nacht und man sah nicht, wie schmal der Fußsteig war, man sah nur die schwarzen Massen der grausigen Felsüberhänge, die den Mond verdeckten. Man hörte auch das Donnern des Wildwassers im tiefen Abgrund. Die Pilger hielten sich an den Händen zu einer langen Kette zusammen, um so den Pfad am Hange hin mit Vorsicht zu gehen.

Emanuel legte seine Linke in die Hand seines Vormannes und mit der Rechten hielt er Marien, die hinter ihm still und sachte hinschritt. Er flüsterte ihr bisweilen ein ermuthigendes Wort zu, allein der Wildbach in der Tiefe brauste so gewaltig, und sie dürfte die Worte nicht gehört haben.

Jetzt standen sie Alle still, um auszuruhen, und manch' ängstliches Weib rief insgeheim den Schutz der lieben Frauen im Elend an. Die Kette hatte sich für einen Augenblick gelöst, da mancher die freie Hand bedurfte, um sich den Schweiß des Antlitzes zu trocknen. Auch Mariens Arm war ein kleines Veilchen vermißt, bald jedoch umschloß Emanuel wieder die liebe Hand, an der er nun durch's Leben gehen wollte. Mit Innigkeit wurde sein Druck entgegnet.

Endlich war die gefährliche Strecke zurückgelegt. Der Weg ebnete und weitete sich; der Mond breitete seinen schimmernden Schleier über die wandelnden Gestalten. Als Emanuel sich wendete, um sein Mädchen wieder enger an sich zu ziehen, da fehlte Maria in der Reihe, und er hielt eine fremde Hand in der seinen, und das Gesicht eines alten Weibleins grinste ihn an.

Ein wilder Schrei aus seinem Mund, ein vielstimmiger Ruf: „Wir sind nicht Alle!" gellte in den Felsen. —

Als die Morgenröthe aufging und die Finken und Drosseln anhuben zu singen, wurde Maria gefunden. Sie lag zerschmettert tief in der Schlucht, zwischen den nassen, grauen Steinklötzen des Wildbaches. Ihr Blut röthete noch das Wasser.

Still und ohne einen einzigen Laut war sie an der Riedwand aus der Kette der Genossen in den Abgrund gestürzt.

Im tiefen Walde, umwuchert von wilden Büschen und Blumen, umgaukelt von Käferchen, Spinnen, Schmetterlingen und heiteren Vöglein lag Emanuel und preßte sein Antlitz in's kühle Moos, das selten noch vom Thau der Menschenthränen, so bitterer Thränen, befeuchtet worden sein mochte. — Emanuel hatte nun Alles errathen und verstanden. Er hatte an Mariens Wort gedacht: „Wenn ich Dein Verderben wäre und durch mich ein braver Priester verloren gehen müßte, so wollte ich, es hätte mich früher die größte Lawine begraben."

Das Mädchen hatte aus den Gesprächen der Wallfahrer Emanuel's Bedeutung als Priester erkannt, hatte erwogen, auf welch' unseligen Wegen Emanuel ihretwillen wandle. — Sie hatte sich aufgeopfert. — Er hatte die Bekämpfung der Leidenschaften, die Entsagung und Aufopferung gepredigt; sie hatte die priesterliche Lehre des Heißgeliebten besiegelt mit ihrem jungen Leben.

Der Lästerer des Heiligthums.

Ein Anderer, als vor Stunden darauf hingesunken war, erhob sich aus dem Moose. Ein leidenschaftlicher junger Mensch war hier begraben worden, ein Priester stand auf. Ein Priester nach Gottes Herzen, der die Lehre seines Mundes bestätigt mit seinen Thaten. — Zurückkehren will Emanuel wieder zu Maria im Elend, und ein treuer, strenger Pfleger sein der Stätte, die des Volkes Glauben und Vertrauen sich hat auserwählt. So hat es ja das Geschick gewollt, und vielleicht verklärt der Geist jenes wundersamen Weibes, das sich auch Maria im Elend genannt, das starre Bildniß in

der Gnadenkirche. — Und Maria, die Märtyrin, die sich zweimal in den Abgrund gestürzt, das einemal, um ihre Unschuld, das anderemal, um ihres Geliebten Gewissensfrieden zu retten — sie soll ja begraben sein oben an der Kirchenmauer, wo verunglückte Wallfahrer ihre Ruhestätte finden.

Um dieses Begräbniß zu veranstalten und mit Ernst sein Amt wieder aufzunehmen, kehrte Emanuel auf den Elendberg zurück.

Neue Wallfahrerschaaren waren mittlerweile gekommen, und in der Sacristei wurde ein fremder Priester gesehen, der in der unerklärlichen Abwesenheit des Ortsgeistlichen sich anschickte, auf die Kanzel zu steigen. Die Kirche war überfüllt, und Emanuel im Lodenrock des Gaisers wollte sich unerkannt durch die Menge winden, um die Sacristei zu erreichen und sein Ordenskleid umzuhüllen. Da stand der Priester mit rother Stole und schwarzem Barret schon auf der Kanzel. Es war ein noch junges, sonngebräuntes Antlitz mit lichten Locken, aber die Stimme klang seltsam fremd. Die Predigt war kurz, denn bald durchtobte die Aufregung das Gotteshaus.

„Heiden seid Ihr All' miteinander!" rief der Prediger, daß die Mauern schallten, „dort oben steht das Götzenbild. Bilder dürfen nicht angebetet werden. Der Herrgott hat's verboten!"

Ein tausendstimmiges Gebrüll in der Kirche. Der Prediger war verschwunden; man hatte ihn nicht mehr gesehen. Sein Chorrock, Barret und die Stola lagen in der Sacristei; es waren dieselben Gegenstände, die Emanuel an den Gaiser-Bimel abgegeben hatte mit der Bitte, sie der Kirche zuzustellen. Und Emanuel war unter den Zuhörern

der Einzige, der den Prediger erkannt hatte, es war der Waldmensch, der Gaiser, gewesen, den sie den Halbnarren nannten in der Gegend.

So lange die Kirche im Elend stand, hatte keine Predigt in derselben — und es hatten Prälaten und Bischöfe gepredigt — einen solchen Eindruck gemacht, als diese sehr grell herausgestoßenen Worte des Waldmenschen. Steinigen wollten sie ihn, den Lästerer des Heiligthums, aber sie fanden ihn nicht, und der Bimel eilte längst wieder in den Felsen auf den Pfaden der Gemse und des Steinbocks.

Emanuel war von den Keulen des seltsamen Redners noch am schwersten getroffen, er wußte nicht, wie ihm geschah, da der so lange schon keimende aber verborgenste Gedanke seiner Seele so plötzlich und schauerlich laut zum Ausdrucke gekommen war. Jetzt lag keine geheime Kümmerniß mehr in ihm; wild losgebrochen war das künstlich Zurückgedämmte und hatte sein Wesen erschüttert.

Das Erste aber mußte nun sein, daß Emanuel den Talar überwarf und auf die Kanzel stieg, um die Menge zu beruhigen. Es gelang ihm kaum, denn er fand heute die rechten Worte nicht, um dem „Wahnsinnigen" gegenüber die Ehre des Gnadenbildes zu retten. So sehr erregt und aus ihrer frommen Stimmung gerissen waren die Meisten, daß sie ohne Beichte und Communion den Wallfahrtsort verließen und sich vornahmen, diese Kirche, wo der schrecklichste Gotteslästerer nicht auf der Stelle vom Blitze erschlagen wurde, nie mehr zu besuchen.

Kaum war Maria, die „verunglückte" Pilgerin, an der Kirchenmauer bestattet, als aus dem Kloster ein Decret anlangte, welches Emanuel von seinem Posten abberief.

Er stieg vom Berge nieder, allein er lebt nicht im Thale. Das Kloster will ihn gerade keinen Abtrünnigen heißen, doch übergeht es stillschweigend seinen Namen.

Die letzte Kunde.

Seit all' dem ist manches Jahr vergangen.

Da kam vor nicht langer Zeit ein Schreiben in's Hochgebirge, dessen Adresse nach dem Gaiser-Bimel fragte. Der lebte noch in seinem Waldkessel. Das Schreiben war von Emanuel, dem einstigen Seelsorger zu Maria im Elend, und lautet wie folgt:

„Lieber Freund!

An der Mauer der Elendkirche, die gegen Sonnenniedergang schaut, werden auf dem Erdboden, nahe beisammen, zwei graue Steine liegen. Vielleicht wächst auf ihnen schon das Moos. Flicht einen Kranz aus Wachholder und Alpenrosenstrauch, und lege ihn auf die Steine. Du bist ein guter Mensch und wirst meine Bitte erfüllen. — Mir geht es gut an Leib und Seele; ich lebe als Missionär in Neu-Süd-Wales, im Welttheil Australien."

Vor Freuden schrie der Gaiser auf, als wäre langersehnte Nachricht von einem liebsten Bruder gekommen. Er und sein Weib flochten hierauf den Kranz aus Wachholder, Alpenrosenstrauch und allen immergrünen Gewächsen der Alpen. Und heute noch prangt das Grab an der Kirchenmauer in immer frischer Zier.

Das Hospiz aber ist menschenleer, der Wallfahrtsort verwahrlost. Die wenigen Pilger, die doch zu ihm emporsteigen, ziehen bald wieder davon. Der traurige Glockenton

auf dem Thurme vermag jenes Wort des fremden Prieſters nimmer zu löſchen, das Vertrauen des Volkes nimmer zu wecken.

Aus den Felswänden ſind zwei Bergſpinnen herniedergekommen zur verlaſſenen Kirche und haben einen dreifachen Schleier gewoben über die Niſche, in der das Bildniß ſteht, das voreinſtmalen dem Zirmbuſch ſo wunderſam entwachſen war.

Johannes der Liebling.

Die Erzählung „Maria im Elend" erinnert mich an eine andere, ähnliche Prieſtergeſchichte, deren Träger ich auf ſeinem Berge noch perſönlich geſehen habe. — Sie ſei von ihrem Urſprung an erzählt.

Und dazu müſſen wir jetzt einen Blick in das Thal der Lanſach werfen.

Die Weinberge im Thale der Lanſach ſchimmern, beſäet mit den weißen Würfelchen der Winzerhäuſer. Ranken winden ſich über die Hänge und die noch unreifen Trauben ſaugen Milde und Feuer aus den ſchrägen Strahlen der Sonne. Die Gartenzäune und Wegplanken ſind aus lebendigen Gewinden, in welchen die Grillen wiſpern. Auf den ungezählten Obſtbäumen, deren friſchdunkles Grün den helleren Schein der Reben lieblich unterbricht, wiegen die reifen Früchte; Es iſt, als ob in dieſer Gegend der Apfelbaum noch ein zweitesmal zu blühen und zu reifen geſonnen wäre, bis nur erſt das Volk der Heimſer die Erſtlingsgaben entgegengenommen haben würde. Auf den Wegen ziehen Menſchen mit vollen Körben.

Dort hinter den Hügeln blauen und dunkeln die Berge mit den Nadelwäldern, aus deren Schluchten die Lanſach ſich windet.

Und dort, wo der Fluß aus seinen Engen in das sonnige Hügelland tritt, stehen an seinen Ufern zur Linken und zur Rechten auf buschigen Felshöhen zwei Burgen.

Die eine dieser Burgen, zur Rechten der Lansach, ist ein gar stolzer, alterthümlicher Bau in gothischem Style, mit vielen Erkern und vier hohen Thürmen, wovon die zwei vorderen mit Schießscharten und zahnartig durchbrochenen Zinnen versehen sind, die zwei rückseitigen aber in scharfen, steilen Dachgiebeln auslaufen. Diese vier Thürme ragen hoch über die Platanen und den Kranz der Tannen empor, deren Wipfel selbst gleichsam im gothischen Style prangend, das weitläufige Gebäude umfrieden. Eine breite, wohlgepflasterte Straße mit einer jungen Tannenallee führt zu dem Schlosse empor. Von Strecke zu Strecke ragen aus dem duftenden Nadelholze altersgraue Mamorstatuen in priesterlichem Gewande. Zu beiden Seiten des Thorbogens dräuen auf mächtigen Sockeln zwei steinerne Löwen und über dem Bogen prangt als Wappen ein Tiger, durchbohrt vom Schwerte, dessen Griff in einen Krummstab endet.

Schloßherr ist der Erzbischof Constant Graf von Pfahlenstein, Kämmerer des Stuhles Petri.

Das gegenüberliegende Gebäude hat einen durchaus anderen Charakter. Der Berg, auf dem es steht, ist mit Laubholz bewachsen, die Straße hinan ziehen sich wilde Ranken, und anstatt des Eingangbogens wölben sich zwei wuchtige Nußbäume über die Pforte. Das Schloß ist in modernem Style, theils in Spitzbogenform, theils schweizerhausartig gebaut, und die kunstvolle Täfelung der Fenster mit den hellen Spiegelscheiben, in denen sich das Laubwerk spiegelt, giebt dem Baue ein freundliches, villenartiges Aussehen Der Hof ist mit Kalksteinwürfeln gepflastert, auf welchen man

noch die Schläge des Meißels sieht; es mögen eben nicht gar viele Räder darüber hingerollt sein. Ein still-traulicher Burgfrieden athmet in diesem Gebäude, und nur die Bewohner desselben beleben in heiterer idyllischer Weise die Behäbigkeit und Wohlstand kündenden Räume.

Ueber dem Portale finden wir kein Wappen, weder geistlichen noch weltlichen Ursprungs, obwohl eine neu in das Mauerwerk eingefügte Marmorplatte irgend ein bedeutsames Symbol aufzunehmen bereit scheint.

Diese neue Burg hat keine schwere Vergangenheit, wenngleich die Ruinen, aus welchen sie jung entstanden ist, mit Türken- und Magyarenblut begossen worden waren.

Max Fernberger, gleichwohl einst arm und mutterseits dem Bauernstande entsprossen, war ein Mann, der sich auf industriellem und kaufmännischem Gebiete für das Vaterland in der Weise verdient gemacht hatte, daß ihm der Landesfürst mehrere Orden auf die Brust heftete und ihn in den Freiherrnstand erhob. Baron Fernberg war sofort bestrebt, seine geringe Abkunft durchaus der Vergessenheit anheimzuschicken und für sein junges Adelsgeschlecht ein Stammschloß zu gründen. Er kaufte große Grundstücke an der Lansach mit der Ruine Lansberg, auf welcher er das neue, geschmackvolle Schloß Fernberg erbaute. Obwohl noch durch tausend Goldfäden und Eisenstränge mit der großen Welt in Verband, pflegte der Baron doch jeden Sommer in der stillen Abgeschiedenheit seines Waldschlosses zuzubringen. Zu solcher Zeit lebte er mit seiner kleinen Familie ganz der Natur und dem ländlichen Sporte, in welchem er an seinem Nachbar, dem Erzbischof Constant, der die schöne Jahreszeit gleichfalls auf seiner Burg Pfahlenstein zubrachte, einen willkommenen Genossen hatte.

Die Entfernung der beiden Schlösser von einander war gerade so groß, daß von dem einen aus mit einem Kugelgewehr noch das Schwarze der Scheibe zu treffen war, welche an der Wand des andern prangte. Auf Pfahlenstein wehte, wenn die Eminenz anwesend, stets eine weiße Fahne mit dem durchbohrten Tiger und mit dem Bildnisse der gekrönten Himmelskönigin. Die Himmelskönigin war die Schutzfrau dieser Burg. Auf der Zinne Fernbergs funkelte ein goldener Anker, nicht als Symbol der christlichen Hoffnung, sondern als Wahrzeichen des Kaufmanns, dessen Handelsschiffe auf hohen Meeren zogen. Ueber dem Anker prangte ein reichvergoldeter Stern, als Abbild des Ordens, mit dem der Adelsrang verbunden war. Dieser Orden war Fernberg's Stolz und Glück und hatte, nebenbei bemerkt, die empfindsame Eitelkeit des Kaufherrn schon mehrmals zu tollen Streichen und derben Tactlosigkeiten verleitet.

An Vergnügen bot der Reichthum der beiden Besitzer mehr als genug. Der Kirchenfürst führte eine Küche und einen Keller, die ihresgleichen suchten. Der Baron unterhielt prächtige Rappen, eine große Anzahl von Hunden und einen reich bevölkerten Thiergarten. Weite Reviere dehnten sich um die beiden Schlösser aus, und der Edelhirsch spähte im Dickichte des Burggrabens, und der Auerhahn balzte in den Fichtenwipfeln über den Zinnen des Schlosses. Weiter rückwärts im Gebirge war ein Waldsee gelegen, in dessen Gründen zahlreiche Fischarten gehegt wurden, auf dessen klarem Spiegel an freundlichen Tagen bunte Kähne glitten. Auch hatte sich der Erzbischof an diesem See eine kleine Badeanstalt errichtet, deren kunstvolle und sinnreiche Einrichtung sogar den sonst etwas blasirten Baron Fernberg entzückte.

Die beiden Herren waren Freunde geworden und in unbelauschten Stunden hieß der Baron den Erzbischof kurzweg „lieber Constant". Dem Kirchenfürsten mochte eine solche Zutraulichkeit doppelt lieb sein, denn, gleichwohl einem weitverzweigten Adelsgeschlechte angehörend, hatte er doch Niemand, der freundschaftlich oder gar zärtlich mit ihm that. Ehrfurcht hatte seine Stellung von jeher verlangt, so genoß denn Erzbischof Constant viel Ehrfurcht, aber wenig Liebe.

Eine Seele aber war doch, die den schon alternden Mann kindlich liebte. Wie oft hatte Bischof Constant den Tag schon gesegnet, an welchem er aus dem Volke ein armes Knäblein aufgenommen hatte, das er im Seminar erziehen und in der theologischen Hochschule zum Priester heranbilden ließ! Dieser Junge war seine Freude und der Greis sehnte sich stets nach der Ferialzeit, in welcher sowohl er, als auch der wohlgeartete Theologe ungestört und fröhlich auf Pfahlenstein hausen konnten.

Die übrige Zeit war es recht einsam auf dem Schlosse, und der Kirchenfürst, wenn er nicht in der Stadt lebte, suchte stets die Gesellschaft Fernberg's, und die beiden Herren waren zusammen entweder auf dem altersgrauen und mit schwerer Pracht ausgestatteten Schlosse Pfahlenstein oder auf der freundlichen, mit allem erdenklichen Comfort eingerichteten Villa Fernberg. Oder sie waren im Gebirge auf Waidmannslust, oder im marmorgetäfelten Badehause am See.

In diesem Badehause aber war es auch, wo sich die beiden Herren eines Tages entzweiten.

Sie saßen an einem Tisch von Mahagoniholz und spielten Schach.

„Schach dem König!" rief Fernberg.

„Ei," entgegnete der Kirchenfürst, auf eine Figur weisend, „der Bauer versteigt sich hoch!"

Fernberg schwieg. War das Wort des alten Aristokraten mit Absicht gesprochen? Es war allerdings nicht zu leugnen, Fernberg's Großvater war Landwirth; dieser Umstand hatte dem neuen Baron schon manchen hinterlistigen Lanzenstich eingetragen und dieser Umstand war eben Fernberg's empfindliche Stelle, an der seine angeborne Engherzigkeit nicht selten auf die schroffste Weise zum Ausdrucke kam. Die Anspielung auf seine Abkunft — und eine solche konnte nach seinem Dafürhalten die Bemerkung immerhin gewesen sein — hatte den Baron stumm gemacht. Und immer schärfer und tiefer grub das Wort in seinem verwundeten Gemüthe, bis er plötzlich wie unversehens mit dem Arm an das Schachbrett stieß, daß die Figuren durcheinander purzelten.

„Es wird nöthig sein, daß ich meine Tochter bald standesmäßig verheirate," sagte Fernberg, statt seine Ungeschicktheit zu entschuldigen.

Der Fürst sah seinem Partner völlig verblüfft in das geröthete Angesicht. „Was willst Du doch jetzt mit der Heirat?" fragte er, — „matt!"

Fernberg erhob sich. „Matt?" sagte er, „Eminenz belieben heute eine eigenthümliche Blumensprache zu sprechen. Meine Tochter wird sich mit einem Edelmanne vermählen."

Der Bischof stutzte. „Matt," versetzte er endlich wieder, „Du siehst doch, das Spiel ist zerstört."

Die Sache war geringfügig; die beiden Männer verstanden sich aber zum erstenmale nicht. Sie gingen bald auseinander.

Und von diesem Tage an kamen sie selten und seltener zusammen. In Fernberg, der sich nun durchaus einbildete,

der Graf von Pfahlenstein sehe mit scheelem Auge in ihm den Plebejer, lag stets eine gewisse Gereiztheit; Bischof Constant's Benehmen gegen den Nachbar wurde kühler.

Dennoch aber gab es zuweilen am Schießstand oder am Theetisch noch manche intime Stunde, bis eines Tages der Kirchenfürst — zufällig oder absichtlich — die Aeußerung that, Fernberg's Tochter, Gilda, sei eigentlich zu schön und zu gut für die Welt, sie sollte in ein Frauenstift gehen und etwa im Kloster „Zum heiligen Herzen" Oberin werden.

Der erste Theil dieser Worte war ein Sonnenblick für Fernberg's Vaterherz, aber der zweite Theil war ein Feuerbrand in den Strohhaufen der Eitelkeit des Barons. — Graf Pfahlenstein wußte gleichwohl, daß Gilda das einzige Kind Fernberg's war; er wußte auch, daß dem nicht gerade kirchlich gesinnten Baron Frauenklöster, die keine gemeinnützigen Zwecke verfolgten, ein Aergerniß waren. Die beiden Herren hatten darüber schon manche hitzige Debatte gefochten, und Jeder darin die Person des Andern geschont. Da zerrte der Kirchenfürst den leidigen Gegenstand plötzlich in Fernberg's Familie hinein, plump und rücksichtslos auf den Stolz des Barons einen Schlag verübend.

Seit diesem Vorfalle war auf dem Verbindungswege der beiden Schlösser die Grenzschranke niedergelassen, und Fernberg mied jede Zusammenkunft mit dem Kirchenfürsten und athmete erst auf, wenn dieser in seiner bischöflichen Residenz, in der Capitale, weilte. —

So standen die Dinge an jenem freundlichen Juli-Abende, dessen wir Eingangs gedacht.

Und an jenem Abende war es, als ein junger Mann des Weges die Lansach entlang gegen das Schloß Pfahlenstein zog. Es war eine hübsche, schlanke Gestalt, deren dunkle

städtische Kleidung und wallende Locken des Hauptes den Studiosus verriethen. Ein bequemes Reisetäschchen hatte der junge Mann über der rechten Schulter hangen, ein polirtes Wachholderstöckchen mit einer rothen Quaste schwang er spielend in der linken Hand, während die rechte freundlich das schwarze Hütchen lüftete, so oft er an laut grüßenden Arbeitergruppen vorüberkam, die in den Gärten thätig waren.

„Der Johannes kommt, der Johannes ist wieder da!" hieß es, und ein betagter Bauer stieg über den Heckenzaun auf den Weg herab, rieb die Erde von seiner Hand, reichte sie dem jungen Manne und sagte: „Grüß' Gott! und gesegnete Vakanzen! Muß man dem Herrn schon die Hand küssen?"

„Das nicht," entgegnete der Angeredete und sein großes, blaues Auge lächelte, so ruhig und ernsthaft sonst seine Züge auch blieben. „Ich bin noch nicht eingeweiht; das soll erst in einigen Monaten auf Pfahlenstein geschehen. Der Brandfranz darf mir aber auch dann die Hand nicht küssen; ich bin ein Bursche von vierundzwanzig Jahren, kenne Gottes Welt fast nur aus den Büchern."

„Ist Alles recht," sagte der Alte geschmeichelt; „aber die priesterliche Weihe! Ich weiß wohl die Geschichte von jenem frommen Manne, der gesagt hat: Wenn mir zu gleicher Zeit ein Engel vom Himmel und ein Priester begegnet, so küsse ich zuerst das Kleid des Priesters und dann erst grüße ich den Engel. — Herr Johannes, den Tag will ich noch gern erleben, an dem Sie vor dem Altare stehen und uns segnen werden."

Freundlich drückte Johannes die Hand des Alten, dann schritt er fürbaß, ernsthafter als sonst Jünglinge zu sein pflegen, die nach glücklich vollendetem Studienjahre in die heitere Frische der Ländlichkeit zurückkehren.

Schon blickten ihm über dem Tann die Giebel von Pfahlenstein entgegen, allein heute trieb ihn nicht das Verlangen, seinen bischöflichen Gönner zu sehen, zur Eile an; der Kirchenfürst weilte noch in der Stadt, von ihm kam Johannes ja geradeswegs, um nun auf ein paar Wochen als alleiniger Herr auf Pfahlenstein der Erholung leben zu können. Das war ihm eigentlich nicht unangenehm, denn so lieb er seinen Gönner auch haben mochte, so berührten ihn die steten Belehrungen, Ermahnungen und Bevormundungen desselben, wie väterlich sie gewiß auch waren, nicht immer günstig und förderlich. Gedeihlicher war ihm die Einkehr in sich selbst, wenn er an stillen Sommertagen in den Bergwäldern wandelte.

Als Johannes zur Brücke kam, die über die Lansach gegen das Schloß führte, und welche, als erste Eingangspforte zum priesterlichen Tusculum, mit den Marmorbildnissen der vier Evangelisten geziert war, sah er durch den grünen Heckenzaun ein weißes Strohhütchen schimmern. Fernberg's Tochter Gilda war es, die durch das Blätterwerk auf den schmucken Wanderer guckte, und die, als sie sich nun bemerkt sah, über die Wiese hin die Flucht ergriff. — Warum floh Gilda? fragte sich Johannes, habe ich ihr je Uebles zugefügt oder kennt sie mich nicht? — Sonst war es doch anders. Vor zwei Jahren, als er von der Stadt zurückkehrte, war Gilda eben auch unweit von dieser Stelle. Es war damals, als sie mit den armen Kindern des Steinklopfers Heiraten spielte. Das fünfjährige, barfüßige Büblein war ihr Bräutigam; dem hatte Gilda ihr schwarzes Seidentuch über den Leib gehangen, weil ihr die Kleider des armen Knaben für den feierlichen Act nicht geeignet erschienen. Die strohlichten Haare des Kleinen hatte sie hübsch nach rückwärts geglättet, an seine Brust hatte sie ihm eine weiße Rose geheftet. Für sich selbst hatte

Gilda einen Birkenzweig zum Brautkranz gewunden. Ein Schwesterchen des Bräutigams trug Gilda's blaue Mantille und war Brautmutter. Ein größerer Knabe des Steinklopfers hatte das weiße Sacktuch des Schloßfräuleins über die Achseln gehangen und spielte den Priester. Ein Feldstein, der die Markung wies, war der Altar. Schon kniete das Brautpaar vor diesem und der Priester schwang bereits das Haltband seines Beinkleides, dessen er sich als Stola bediente, um den bindenden Act zu vollführen — als Johannes des Weges kam und die Handlung störte. Die Kinder des Steinklopfers flohen, allein Gilda sah ein, daß nun das Fliehen zu spät und nicht schicklich war. Sie wendete sich ein wenig erröthend gegen den Stein und zog eilig ihre Kleider in Ordnung.

„Ei, ei," neckte der Student, „ich habe immer gemeint, Fräulein Gilda würden die Angelegenheit so lange verschieben, bis ich in der Lage wäre, meine diesfallsige Pflicht am Altare zu erfüllen."

„Da haben Sie mich just einmal bei was Rechtem ertappt," sagte das Mädchen dreist, „und jetzt können Sie sich ein ganzes Jahr, und viel länger, wenn Sie wollen, über mich lustig machen. Ich habe nur den Kindern eine Freude gemacht; im Ernste heirate ich so wenig, wie Sie, Herr Johannes, oder noch weniger."

„Da sieh' mal!" versetzte Johannes, „solche Worte von einem solchen Mädchen sind eine Gotteslästerung; nicht drei Jahre steht es an, so werden Sie einen Mann haben."

„Sie schwätzen, wie andere Studenten auch," entgegnete Gilda in halb verweisendem Tone, und trotzig setzte sie bei: „Es giebt keinen Mann auf der Welt, den ich mag."

Johannes schüttelte lächelnd den Kopf.

„So bringen Sie mir einen!“ fuhr das Mädchen in kindlichem Uebermuthe fort, „den ich haben will, der muß schön sein wie Apollo, weise wie Sokrates, reich wie Crösus, und brav wie —“

„Nun?“

„Nein,“ unterbrach sich Gilda, „so brav ist noch Keiner gewesen, als ich ihn haben möchte. Und lieb müßte er mich haben, lieber als Vater und Mutter, lieber als sich selbst, lieber als Gott im Himmel. Wenn Einer so ist, den nehme ich; sonst aber werde ich eine alte, eine uralte Jungfrau.“

Lachend lief das Mädchen davon. Ein fünfzehnjähriges Kind lief davon.

Das war vor zwei Jahren gewesen. Johannes dachte daran, als er heute über die Schloßbrücke schritt. Und er grübelte nach, warum Jungfrau Gilda ihm heute nicht ein einziges ihrer lustig neckischen Begrüßungsworte zugerufen hatte. Doch, hatte er sie begrüßt? Hatte er nicht nach dem weißen Strohhute gespäht wie ein Schelm? Er hatte sonst zur Ferialzeit das Mädchen gehalten wie eine Schwester — aber dieses Wiedersehen war nicht in der Ordnung.

Verstimmt schritt der Jüngling den Schloßberg hinan. Der Vogt kam ihm mit abgezogenem Hute entgegen, hieß ihn den „jungen gnädigen Herrn“ und den „hochwürdigen Caplan“ ein- um's anderemal und bedeutete mit Bücklingen, daß nach den Befehlen Seiner Eminenz Alles in Bereitschaft sei.

Johannes erstaunte, als er, anstatt in sein gewohntes Kämmerlein, in jene Gemächer geführt wurde, die sonst für vornehme Gäste bestimmt, mit großer Pracht eingerichtet waren.

Der Fürst wollte ihn also diesmal als Cavalier behandeln. Allerdings wird Johannes nun bald, ein Genosse des

erzbischöflichen Gönners, im Weinberge des Herrn arbeiten; allerdings hatte er die Prüfungen der theologischen Anstalt glänzend bestanden, und seine Zeugnisse bezeichneten ihn als der Allerbefähigtsten Einen, so die Hochschule zu verlassen hatten.

Welchen Grund die Auszeichnung immer haben mochte, sie freute den jungen Mann, und er wollte nun einmal den Schloßherrn spielen. Zwei alte Domestiken waren zu seiner Bedienung da; eine zweckmäßige Garderobe war zu seiner Benützung aufgeschlossen, und die große, tempelähnliche Bücherhalle und der mit schwerem Luxus alterthümlich ausgestattete Salon mit den Clavieren und den Spieltischen waren ihm geöffnet. — Zuletzt übergab ihm einer der alten Diener mit einer gewissen Feierlichkeit einen Schlüssel, der noch wenigen der hier weilenden Gäste überreicht worden sein mochte — den Schlüssel zum Badecabinet Seiner Eminenz.

Am Abende saß Johannes allein in dem großen Speisesaal, der mit Kerzen eines niederhängenden Lusters beleuchtet war. Die düsteren Bildnisse der Ahnen hingen an den dunkelrothen Wänden und blickten wie befremdet nieder auf den einsamen Gast, der hier an der Tafel der Zwölfen aus silbernen Gefäßen speiste. Johannes sah diesmal nicht viel um sich, er beachtete diesmal nur die köstlichen Gerichte, mit denen ihn der ab- und zugehende Diener versorgte. Und er that dem Wein die Ehre an. Nur einige seiner armen und lustigen Studiengenossen hätte er herbeigewünscht auf die gothischen, hochlehnigen Sessel, die wie Altäre um die Tafel standen. Er hatte mit den Kameraden im heißen Lehrsaal gearbeitet, er war zuweilen mit ihnen auch im Kneipgarten der Anstalt gesessen, von Aufsehern bewacht, die vorgezählten Gläschen mit bedächtigen Mienen leerend. Und nun im Grafenschlosse,

im Ueberfluſſe, in der Ungebundenheit und Herrlichkeit ſaß er allein.

Das behagte dem Studenten auf die Länge nicht. „Kommet einmal, alter Jonas, und laßt Euer geſpreizt Weſen; haben wir doch ſonſt auch oft mit einander geſchwätzt. Setzet Euch ein wenig zu mir!“ ſagte er zum Diener und rückte einen Lehnſeſſel zurecht.

Der Alte kicherte und hielt die Worte des jungen gnädigen Herrn für einen Scherz, bis er wirklich an deſſen Seite ſaß und ein volles Weinglas vor ſich blitzen ſah.

„Sitzt denn der Erzbiſchof auch immer ſo allein bei Tiſche?“ fragte Johannes ſeinen geworbenen Beiſitzer.

„Der Hofcaplan, gnädiger Herr, leiſtet Geſellſchaft; iſt aber der Hofcaplan nicht da, ſo ſpeiſen Seine Eminenz im Schlafgemach.“

„Ja, das wäre freilich ein gutes Sein auf Pfahlenſtein,“ bemerkte der heiter gewordene Student wieder, „wäre das Schloß nur auch vollſtändig eingerichtet.“

Der alte Jonas machte große Augen. — Was will denn Der, dem iſt Pfahlenſtein nicht anſtändig eingerichtet! „Was meinen der junge gnädige Herr?“ fragte er endlich.

„Eine Schloßfrau meine ich!“ rief Johannes.

Da lachte der Alte ſehr laut, und dem jungen Manne auf die Achſel klopfend, meinte er: „Halt ja, halt ja, gnädiger Herr, einen Spaß muß man auch haben!“

„Weißt Du was, altes Haus,“ ſagte Johannes, „wer hat Dir die Mücke vom „jungen gnädigen Herrn“ in den Kopf geſetzt? Wer immer, jag' ſie wieder davon. Nenne mich wie ehedem Hans, und ſo bleiben wir gute Freunde.“

Mit vielen höflichen Geberden ergriff der Alte die dargebotene Hand, flüſterte aber: „Nur ſo lange Seine Eminenz

nicht da sind. Seine Eminenz haben es strenge aufgetragen, dem Herrn Johannes —"

Er kam nicht weiter. Er wurde verlegen und es war ihm zuletzt doch nicht wohl, neben dem jungen gnädigen Herrn so zu sitzen.

Ein wenig später befand sich Johannes in seinem Schlafgemach. Zwei dreiarmige silberne Leuchter spendeten Licht, die rothsammtenen Wände, den blumigen Fußteppich, die blauen Seidenvorhänge des Himmelbettes weisend. Aller Comfort, der für ein solches Gemach nur erdenklich ist, war hier vorhanden. An der Wand hing ein herrlich ausgeführtes Bild des gekreuzigten Christus. Dem jungen Theologen war sonderbar zu Muthe, als er auf dem schwellenden Sopha hingestreckt das Bild betrachtete. Hier der Genuß, die Behaglichkeit in vollstem Maße; dort der gekreuzigte Gottmensch in seinem Leiden, in seinem peinvollen Vergehen! Wie war das zu gleichen und zu lösen? War das nicht eines Priesters Haus? oder sollte das Bild der Schmerzen nur da sein als Gegensatz, um das Gefühl der Behaglichkeit noch zu erhöhen? Oder aber sollte das Kreuz den Zweck haben, die Lust und Freude an den irdischen Genüssen und Reichthümern zu vergällen? In beiden Fällen erfüllte Eines oder das Andere seine Bestimmung nicht. — Mit einem Mißton im Gemüthe schlief Johannes an jenem Abende ein.

Am andern Tage wanderte der Theologe durch Garten und Wald und kam bis zum See, der im Gebirge lag.

Dort fand er lustige Gesellschaft. Fernberg mit seinem ganzen Hause schaukelte auf dem Wasser. Die Gondel war mit grünen und weißen Fahnen und Bändern hochzeitlich ge-

schmückt. Verlobung war gefeiert worden an dem waldigen Gestade des Sees, und nun glitten sie hinaus in die Wellen mit Scherzen und heiteren Liedern. Die nächsten Freunde und Verwandten des Hauses waren erschienen und theilten die Freude. Fernberg war über die Maßen fröhlich und er versuchte das Echo der nahen Wand, das ihm seine drolligen Fragen kurz und treffend zurückgab.

„Wie viele werden der Enkel sein?" rief er.

„Neun!" gab der Felsen zurück. Aber der Bräutigam behauptete „ein" habe das Echo zur Antwort gegeben, während die Braut erröthend versetzte, das Orakel habe „kein" gerufen.

Die Braut hieß Gilda. Sie war reizend anzusehen in ihrem einfachen, weißen Kleide und in ihrem lichtblauen Schleier, durch welchen die zarte Bläße der Wangen und das dunkle Auge schimmerte. Sie wurde gebeten, den Schleier zu lüften, allein sie behauptete, es thue ihr das Licht des Wassers weh; ziemlich schweigsam saß sie neben dem Bräutigam, und senkte die Augenlider, wie es einer Braut geziemt.

Weit vergnügter war der Bräutigam; er freute sich über die Späße seines künftigen Schwiegervaters, über die bunten Farben der Gondel, über die stille Schönheit des Waldsees. Aber Graf von Thal hätte vielleicht weder die Scherze des Barons anregend, noch die Fahnen und Farbenspiele des Sees bewunderungswürdig gefunden, wäre er nicht an der Seite des lieben Bräutchens gesessen. So ein Bräutchen ist im Stande, aus der Erde ein Himmelreich zu zaubern, selbst noch für Einen, der schon so tief und lange in den Schattengrüften der Erdengeschicke gewandelt war, wie Graf von Thal.

Der Bräutigam war nur ein Weniges jünger als der Schwiegervater, und in seinem Vollbarte spielten die eisgrauen

Fäden, wie sie das Mütterlein Alter oder die herbe Magd Kümmerniß spinnt. Und in der That: letztere war dem guten Grafen viel am Spinnrade seines Lebens gesessen.

Nun sollte das vorbei sein; die Maid, die jetzt am Rocken saß, spinnt keine grauen Fäden — duftige Rosen webt sie, denn es ist die Liebe.

Graf von Thal war ein noch fast schöner Mann; Ebenmaß lag in seinem ganzen Wesen, und ein ernster Zug seines Antlitzes machte seine Erscheinung noch interessanter, seine Heiterkeit noch anmuthiger.

Er und Fernberg hatten sich auf einer Reise kennen und schätzen gelernt; nicht lange hernach, und der Graf war Gast auf Fernberg. Er wollte im Waldschlosse ausruhen, doch da ging ein neues Unstetes an. Gilda, das lustige junge Mädchen hatte, ohne es selbst zu ahnen, das Herz eines Mannes erobert, welches, von Schmerz und Kummer belagert, kaum mehr einnehmbar schien. Der Graf hatte um Gilda geworben. Fernberg kam der adelige, wenn auch mittellose Eidam erwünscht, und Gilda — hatte nicht Nein gesagt.

So war das heutige Familienfest zu Stande gekommen.

Der Graf war es, welcher Johannes, der am Ufer stand, zuerst bemerkte und dem Fremden zugrüßte, wie einem alten Bekannten, weil ihm heute war, als müsse er die ganze Welt umarmen.

„Ist das nicht Johannes?" rief Fernberg. „Willkommen, junger Herr Pfarrer!" Er ließ das Fahrzeug an das Ufer lenken, und Johannes stieg, von Allen freundlich begrüßt, in die Gondel.

„Setzen Sie sich nur immerhin zu meiner Tochter," sagte der Baron, „Spielgenossen, Hochzeitsgenossen. — Hier mein angehender Eidam, Graf von Thal!"

Johannes verneigte sich und sagte der Braut in sehr unbeholfenen Worten seinen Glückwunsch.

Gilda dankte kaum hörbar und senkte das Auge. — Das Glück der Liebe hatte sie wohl stumm gemacht. Um so lebhafter war die übrige Gesellschaft! Man sang und jauchzte, man schlug muthwillig die dunklen Wellen, daß die funkelnden Gischten stoben; man warf Brotkrumen hinaus auf die Wasserfläche und ergötzte sich an dem Emporschnappen der Karpfen und Forellen. Endlich landete man. Am Ufer harrten zwei Männer mit Speise und Trank und auf grünem Rasen wurde nun Mahlzeit gehalten.

Johannes hob seinen Becher und rief: „Die Himmel werden vergehen, Liebestreue wird nimmer vergehen!" Sie stießen an. Gilda that es mit zitternder Hand; wie hatte sie den Spruch des Theologen verstanden!

Auch Fernberg schwang das Glas: „Johannes, von Gottes Gnaden Cardinal-Erzbischof zu und von Pfahlenstein, des heiligen Stuhles geheimer Kämmerer! Er soll leben!"

Vielstimmigen Anklang fand das übermüthige Wort; Johannes aber senkte seinen Becher, ohne dankend anzustoßen.

„Sie wollen also, wie ich höre, schon in wenigen Wochen der Welt entsagen?" wandte sich Graf von Thal an Johannes, „der Schritt ist tollkühn!"

„Wie meinen Sie das?" entgegnete der Theologe.

„Sie sind so blutjung, wie können Sie wissen, was Sie thun?"

„Ich zähle vierundzwanzig Jahre und bin mit mir im Reinen!" versetzte Johannes in fast abweisendem Tone.

Gilda zerpflückte einen Brombeerzweig und wendete ihr Haupt so, daß der gehobene Schleier wieder über das

Gesichtchen glitt. Das Benehmen des von jeher unberechenbaren Mädchens war eigen.

Der Graf aber wollte den Gegenstand so leicht nicht fahren lassen. „Als ich vierundzwanzig Jahre alt war," sagte er, „da hielt ich die Welt immer noch für ein Paradies und mich selbst für einen jungen Gott. Man wacht erst später auf."

Gilda neigte wie beistimmend ein wenig das Köpfchen, dann sagte sie, um das Gespräch zu wenden, zu ihrem Bräutigam: „Lieber Oskar, willst Du nicht noch einmal Deine Geschichte erzählen? Die Verwandten haben sie noch nicht gehört."

„Liebes Herz," entgegnete der Graf, „die Geschichte will für diesen Tag nicht passen; und Andere haben am Ende auch ihr Böses erlebt."

Johannes aber, dessen Stimmung das heutige Fest ohnehin nicht verstand, vereinigte seinen Wunsch mit der Bitte der Braut.

Und die Geschichte des Grafen von Thal wurde erzählt.

„Lassen Sie mich nicht viel Worte machen," begann der Bräutigam; „einen einzigen, den für mich bedeutsamsten Vorfall aus meiner Kindheit will ich darthun. Meine Mutter, die Gräfin von Thal, war die Schwester eines politischen Verbrechers, der, um der Sühne zu entgehen, wie es hieß, in's Ausland floh. Dieser Umstand hatte die sonst so glückliche Ehe zwischen meinem conservativ gesinnten Vater und meiner, den unglücklichen Bruder stets vertheidigenden Mutter etwas getrübt. Der Zwist wuchs zur Entzweiung und andererseits zur fürchterlichen Eifersucht, als mein Vater gewahr wurde, daß seine Gattin in Stunden, wo sie sich unbeachtet glaubte, im Schloßparke mit einem fremden Manne umging. Eines Tages überzeugte sich mein Vater durch den klaren Augen-

ſchein von der Thatſache und in derſelben Stunde ſandte der wüthende Mann eine Kugel gegen ſeinen Nebenbuhler. Aber die Kugel traf die Gräfin in's Herz und der Nebenbuhler blieb lebendig und ſtellte ſich noch an demſelben Tage als politiſcher Flüchtling dem Gerichte. Es war der Bruder meiner Mutter, welcher ſich, von ihr verſorgt, in einer Felſenhöhle, unweit des Schloſſes verborgen gehalten hatte. Mein Vater gab ſich bald darauf aus Verzweiflung ſelbſt den Tod. Unſer Vermögen wurde von Gläubigern und der Regierung eingezogen. Ich, damals noch ein Kind, kam in ein militäriſches Erziehungs-Inſtitut. In meinem fünfundzwanzigſten Jahre trat ich als Officier in den Staatsdienſt. Es war eine kriegeriſche Zeit; ich erprobte mich zur Zufriedenheit meines Fürſten und avancirte bis zum Oberſten. Dazumal war es, als ich mich mit der Tochter eines Hofrathes vermählen wollte. Aber es kam wieder ein Feldzug dazwiſchen. Ich rückte mit meinen Abtheilungen ſogleich an die Landesgrenze, hell begeiſtert, für mein Vaterland zu kämpfen. Es kam zu einer großen Schlacht, meine Schaaren wurden vollſtändig geſchlagen und zerſtreut und der Feind drang wüthend in's Herz des Landes. Ich lag an einer Bruſtwunde darnieder; aber als ich nach Wochen geneſen war, ſtellten ſie mich vor das Kriegsgericht. Einen Vorwand mußten ſie haben für die Mißſtände der Armee und für das Unglück des Landes; ſie verurtheilten mich und trieben mich in die Verbannung. Den Räuber und Mörder belaſſen ſie im Vaterland und ſchützen und pflegen ihn; mich, der ſein Gut und Blut dem Vaterlande geopfert, haben ſie in eine fremde Oede hinausgeſtoßen. — Sechzehn Jahre lang habe ich für mein Unglück gebüßt in Noth und Drang. Aber des Menſchen höchſtes Gut habe ich mir doch erworben auf der Inſel im Weltmeere — die

Resignation. Ich hatte nichts mehr gehofft, nichts mehr verlangt von dieser Welt; ich war zufrieden und baute mir gelassen aus den Steinen des Strandes ein Grab. Da starb daheim im Vaterlande ein General, dessen Memoiren meine Unschuld offenbarten. Ich war nicht mehr der Verräther, ich wurde zurückgerufen in die Heimat, zu Ehren und Würden; der Fürst des Landes schenkte mir seine Freundschaft. — Und nun sind diese Tage gekommen; mein Schicksal ist versöhnt und beut mir das höchste Glück!"

Er hatte Gilda an beiden Händen gefaßt und ihr mit der Liebesgluth eines Jünglings in die unsteten Augen geblickt.

Johannes lehnte sinnend an einem bemoosten Stein. Er wunderte sich nicht mehr, daß Gilda diesen Mann liebte. Welches Weibes Herz hätte ein solches Geschick nicht gerührt, welcher Frau eine solche Mannesseele nicht imponirt?

Die Erzählung des Grafen hatte die Gesellschaft in eine ernste Stimmung versetzt, die zu zerstreuen Fernberg nicht mehr im Stande war. Sonach glaubte der Baron auch nichts Vernünftigeres thun zu können, als die Wagen vorfahren zu lassen. Johannes nahm die Einladung, mit nach Hause zu fahren, nicht an; ziellos strich er noch in den Wäldern umher. Ihn floh kein Hirsch und kein Reh. Der Abend fand ihn sitzend auf einem öden Felsen.

An einem der nächsten Tage durchwühlte Johannes den großen Bücherschatz der Schloßbibliothek. Er fand die Evangelisten und die Kirchenväter; er stieß aber auch auf das eherne Lied der Deutschen und Normannen, auf die klassischen Werke der Römer und Griechen, er begegnete den heiteren Poesien der Perser und Araber und den düsteren Träumen

der Inder. Alle Dichter und Weisen der Erde zog er zu Rathe; vergebens, der Christ wie der Heide ließ ihn im Stich. Eine unsagbare Schwermuth war über ihn gekommen, und mitten aus seinem Sinnen und Suchen fuhr er auf und fragte: „Ist er denn so schön, wie Apollo, so gut, wie sonst Keiner mehr auf der Welt?"

Er brach ab und eilte in das Freie. Er wollte zu Gilda und sie fragen, was sie denn gegen ihn hege, daß sie ihn keines Wortes, kaum eines Blickes mehr würdige.

Im Baumgarten des Schlosses Fernberg fand er sie einsam sitzen in einer Laube. Gilda erschrak heftig, als sie ihn sah, und wollte enteilen. Johannes vertrat ihr den Weg — eine That, zu der er sich nie fähig gehalten hätte. „Sie müssen mir Rede stehen, Fräulein," rief er erregt, „wir sind gute Freunde gewesen seit unserer Kindheit, wir wollen als solche von einander scheiden. Haben Sie einen Groll gegen mich, Gilda?"

„Ich habe keinen Groll," lispelte das Mädchen hoch erröthend, „und warum fragen Sie mich denn?"

„Wie sollte ich das Brot brechen am Altare mit freudiger Seele," rief Johannes, „wenn Sie mir zürnten, Gilda, wie sollte ich den Kelch trinken . . . !"

Beide schwiegen. In den Blättern der Laube war ein seltsam Flüstern.

„Aber man sagt ja," versetzte nun das Mädchen und that wie zerstreut kleine Risse in ein Birkenblatt, „man sagt, Sie wollten sich besinnen, wollten nicht in den geistlichen Stand treten —"

„Wer sagt das!" rief Johannes fast erschrocken, „ehe diese Blätter sich falben, werde ich Priester sein!"

„Und auch gewiß?" fuhr Gilda plötzlich drein.

„Was ist Ihnen, Gilda, und warum fragen Sie mich das?"

Das Mädchen zitterte vor Aufregung und Verlegenheit. Es rang sichtlich nach Fassung. „Wenn Sie Priester werden, Johannes," sagte sie endlich in gelassenem Tone, „so muß ich Sie um etwas bitten. Ich —"

„Gilda, Sie leiden!" sagte Johannes mit inniger Theilnahme.

„Nein, nein," versetzte das Mädchen rasch, „ich liebe meinen Bräutigam unendlich, und ich bitte Sie, Johannes, wenn Sie am Altare stehen, gedenken Sie unser in Ihrem Gebete, auf daß auch er mit mir glücklich werde. Leben Sie wohl!"

Das letzte Wort war ein Aufschrei; sie stürzte davon.

Der Theolog stand wie betäubt. Nach einer Weile schritt er durch den Park, durch den Wald. „Sie liebt mich!" rief er plötzlich aus.

— — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen sagte der alte Jonas zu seinem Genossen: „Was werd' ich froh sein, wenn die Eminenz zurückkehrt; der junge gnädige Herr kommt mir gar nicht recht vor. Wie er blaß sieht, gar zerstreut und verwirrt, und das Essen rührt er nicht an, nicht einmal den Wein mehr, denk' Dir das! und die halben Nächte spricht er laut mit sich selber. Pass' auf, Fritz, dahinter steckt eine Krankheit!"

Und endlich war Seine Eminenz auf Pfahlenstein wieder eingezogen. Der Kirchenfürst hatte seinen jungen Gast sehr freundlich begrüßt, war aber von dessen Aussehen erschreckt zurückgefahren: „Ich glaube, Dir thut die Landluft nicht wohl,

mein Sohn. Oder warst Du so ungeschickt, Dir sonst was fehlen zu lassen auf Pfahlenstein?"

Johannes dankte für die Aufmerksamkeit, die ihm auf dem Schlosse zu Theil geworden, und bemerkte nur, daß ihm die große Einsamkeit wehe gethan, und daß er sich sehr nach der Rückkehr seines hohen Gönners gesehnt habe.

Eines Tages nach der Messe in der Schloßkirche beschied der Erzbischof seinen Schützling zu sich in das Wohngemach. Dieses war geradezu fürstlich ausgestattet; Pracht und Geschmack hielten das Ebenmaß. An der Wand, zwischen den rothen Seidenvorhängen der Fenster aber prangte ein altarartiges Bildniß der Himmelskönigin mit dem Kinde. Diesem Bilde gegenüber lud die Eminenz Johannes ein, Platz zu nehmen, während sie sich selbst in einem zweiten Fauteuil niederließ.

Einige Augenblicke herrschte feierliches Schweigen. — „Johannes," hub der Kirchenfürst endlich an, „Du bist mit Glück und Ausdauer den rechten Weg gegangen. Manches Kind armer Eltern habe ich auf diesem Wege unterstützt, doch — und das kann ich Dir unbeschadet Deiner Bescheidenheit wohl sagen — die Freude, wie an Dir, habe ich noch an Wenigen erlebt. Ich wollte, auch Dein Vater, der gute, arme Dorfküster, könnte diese Zeit noch sehen. Gewißlich, es würde ihn der Streich reuen, den er Dir einst mit seinem Pfeifenrohre versetzte, als Du, Dich allein wähnend, in der Dorfkirche Messe lasest. Du warst damals kaum zehn Jahre alt gewesen; doch der gute Mann hielt das Spiel seines Söhnleins für einen großen Frevel. Es war eine prophetische Stunde. Durch den Ortspfarrer auf den Kleinen aufmerksam gemacht, hat es mich wenig Mühe gekostet, Dich in das Institut zu versetzen. Und nun, mein Sohn, naht der

Tag, an dem Du in Wahrheit als Mittler zwischen Gott und den Menschen vor dem Altare stehen wirst. Der wenigen Auserwählten Einer, die in kindlicher Freude Herz und Seele dem Herrn weihen."

Die Augenwimpern des jungen Theologen zuckten.

„Unleugbar," fuhr der Erzbischof fort, „auch die Stufen des Altars sind steil und können schlüpfrig sein, und dennoch wirst Du Dich der evangelischen Worte erinnern: mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht. — Es wird Dir vielleicht gesagt werden, es sei menschenunwürdig, auf die Welt zu verzichten; ich aber sage Dir: Es ist göttlich, über der Welt Leidenschaften zu stehen, den Frieden herabzuholen vom Himmel und ihn den Menschen zu geben. Dieser Friede und die Erlösung auf Erden heißt Ergebung. — Es wird Dir vielleicht in das Ohr geflüstert werden, es sei unmöglich, die Natur des Fleisches zu verleugnen; ich aber sage Dir: im Geiste des Menschen liegt sein Vorrang, der ihn hoch über alle übrigen Wesen stellt; und der Geist wird stärker sein, denn das Fleisch. Am Fleische hängen die Bande der Erde und der Hölle; nur im Geiste sind wir Kinder Gottes. Es ist ein strenges Gesetz gegeben, aber die Erfüllung desselben ist die höchste Stufe zu Gott empor. Dennoch hat die heilige Mutter, die katholische Kirche, auch des Menschenherzens nicht vergessen, das in ihrem Priester schlummert. Johannes, wende Deinen Blick zu diesem Bilde; das ist die herrlichste Frau! Die dreifache Frauenwürde, wie sie im Erdenkinde nimmer zu finden, ist in dieser Gloriengestalt vereint. Siehe die Mutter, die Königin, die Jungfrau! Seit Urbeginn haben die Himmel Schöneres nicht geträumt, als den Cultus dieses Weibes. Auch Du, Johannes, wirst in dem Ideale dieser göttlichen Weiblichkeit das Ziel Deiner Sehnsucht finden."

Einen kurzen, glühenden Blick hatte Johannes nach dem Bildnisse der Gottesmutter geworfen; sein Athem ging rascher, seine Wangen waren roth. Begeisterung hatte den Jüngling ergriffen, neu und fest war er entschlossen, dem Cultus der wahren, ewigen, jungfräulichen Weiblichkeit ein treuer Priester zu sein.

Der Kirchenfürst sprach noch Manches. Ehe sie das Gemach verließen, wurde auch der Tag der Priesterweihe bestimmt. Das Fest sollte auf Pfahlenstein gefeiert werden.

Fernberg's Gedächtniß war wie von Stahl; was in dasselbe einmal eingegraben worden, das war nicht mehr zu verwischen. Nimmer vergaß er jenes Wort des Kirchenfürsten, in welchem er seiner kleinlichen Anschauungsweise zufolge einen Schimpf gegen sich und sein Kind erblickt hatte. In's Kloster, seine Tochter — in's Kloster zum „heiligen Herzen!" — Das Wort mußte quitt gemacht werden. An demselben Tage, an welchem der Liebling des Erzbischofs sein kirchliches Ehrenfest feiern sollte, wollte auch Fernberg das Hochzeitsfest seiner Tochter begehen. Dadurch wird die Aufmerksamkeit der Gegend getheilt, und dem Pomp und Nimbus auf Pfahlenstein die Spitze gebrochen.

Graf von Thal durchschaute die Tücke des Schwiegervaters nicht; ihm war der bestimmte Tag ganz recht. Auch Gilda haderte mit dem Vater nicht, umsomehr aber mit sich selbst. Der Tag war ihr verhaßt. Es war der Tag des Evangelisten Matthäus.

Noch stiller und noch blasser ging Gilda umher, aber die Leute hielten diesen Ernst für die Weihe der Braut. Und Graf von Thal blickte in stillem Glücke auf das Mädchen,

das nun sein treuer Schutzengel werden sollte für die noch übrigen Tage seines Lebens.

So nahte der Matthäustag. In beiden Schlössern an der Lansach wurden eifrig Vorbereitungen getroffen; gleichwohl Mancher den Kopf schüttelte: „An einem und demselben Tage? Ein Fest so gegen das andere hetzen — das ist nicht recht!"

Johannes wandelte die letzten Tage in sich gekehrt, wie es einem Jünglinge geziemt, der an der Pforte steht, um einzugehen in den Weinberg Gottes. Einmal aber saß er auf seinem Steine im Walde und verbarg mit beiden Händen sein Gesicht. „Kann es so Gottes Wille sein?" murmelte er, dann sprang er auf und rief: „Eine Marter, nicht zu sagen und nicht zu tragen! — Soll ich auch an's Kreuz?"

Seine Eminenz war außerordentlich thätig in der Anordnung des Festes, machte das vergnügteste Gesicht und ließ dem Pflegling die zärtlichste und auszeichnendste Behandlung angedeihen.

Der Festmorgen brach an. Johannes hatte die letzte Nacht kein Auge geschlossen. Erst in der Morgenstunde war er ein wenig eingeschlummert, um ein Traumgesicht zu schauen, das er besser nicht gesehen hätte. Er saß mit seinem Weibe Gilda im Garten unter dichtschattigen Apfelbäumen. Sie hatte ein schneeweißes Kleid an und eine rothe Rose am Busen. Ein goldlockig Knäblein hüpfte Schmetterlingen nach und bis an den Abgrund hin. Da rief Gilda: „Johannes!" und der Knabe kam zurückgesprungen.

Heller Kirchenglockenschall weckte den Träumenden. — Johannes sprang auf, völlig entschlossen, sogleich zu seinem priesterlichen Gönner zu eilen und mit einem lauten Bekennt-

niſſe ſeines Herzens kühn den ſchon faſt gezogenen Bannkreis zu überſpringen.

Der Blick durch das Fenſter machte ihn wieder wankend. Der große Schloßhof war voll feſtlich geſchmückter Menſchen. Fernberg hatte ſich unſelig verrechnet, wenn er geglaubt, die Theilnahme der Gegend durch ſeine prunkvoll angelegte Tochterhochzeit von der Feier auf Pfahlenſtein abzulenken. Prieſterweihe iſt etwas Seltſameres als Hochzeit; Aller Augen ſind auf Pfahlenſtein gerichtet; der Schloßhof kann die Menge der Neugierigen kaum faſſen. Prieſter in Talar, Chorröcken und mit Prälatenhüten ziehen geſchäftig hin und her; allerſeits erweiſt man ihnen die gewohnten Ehren, doch das Hauptintereſſe iſt nur nach Einem gerichtet, nach dem Fenſter von Johannes' Zimmer, nach dem Thore, aus welchem der junge Bräutigam der Kirche jeden Augenblick heraustreten kann.

Sollen nun dieſe tauſend und tauſend feierlich gehobenen Gemüther erfahren, daß Johannes noch in letzter Stunde dem Prieſterthume abtrünnig geworden? Soll dem Kirchenfürſten, dem väterlichen Freunde, der ahnungslos und freudigen Herzens die freudige Stunde erwartet, ſeit Jahren erwartet hat — ſoll ihm dieſe Stunde nun vergällt werden mit dem Undanke eines ſchnöden Fahnenflüchtigen?

„Nimmer und nimmer!" rief Johannes und führte mit der Hand einen Schlag nach ſeiner Bruſt, als gälte es, das ſtürmiſche Herz zu tödten. Dann ſtieg er feſten Schrittes die Treppe hinab.

An der Pforte kam ihm Seine Eminenz entgegen mit einem lebhaften Händedruck, und die ſich ſammelnde Prieſterſchaar nahm ihn als einen der Ihren in ihren Kreis. Weißgekleidete Jungfrauen ſchickten ſich an, Blumen zu ſtreuen; —

ein kleines Mädchen drängte sich heran zu Johannes und überreichte ihm eine rothe Rose, wie sie nur drüben in Fernberg's Garten zu dieser Zeit noch blühten. Des Jünglings Hand zitterte, als sie die Gabe nahm — das war die Rose, die er im Traumbild an Gilda's Busen sah . . .

Bald darauf huben alle Glocken der Schloßkirche an zu klingen; die Musik schmetterte einen fröhlichen Festmarsch, der in dem Gemäuer des großen Gebäudes sinnberauschend widerhallte. In der Menschenmenge ein mächtiges Gedränge und Geschiebe; manche Hand streute Blumen gegen die herannahende Schaar der Priester, mancher Arm schwang einen Weidenzweig als Palme. Inmitten der Priester aber zur Rechten des Erzbischofs in schwerem Ornat, schritt in einem langen, schwarzen Schlepptalare, auf dem Haupte einen Kranz von weißen Rosen — Johannes. Die Hände über der Brust gefaltet, das blasse Angesicht gegen die Erde geneigt, schritt er langsam dahin. Nun aber schlug er seinen Blick empor zu dem hohen Triumphbogen, der vor dem Eingange zur Kirche aus Fichtenstämmen und Tannenreisern gebaut, mit zahllosen Bändern und Fahnen geschmückt war. Und über dieser grünenden Pforte standen mit goldigfunkelnden Lettern die Worte: „Sei gegrüßt, Johannes, Du Liebling des Herrn!"

In diesem Momente fuhr es wie berauschend in des Jünglings Seele. Königliche Ehren sind es, die ihm angethan werden. Das Volk, mit und in dem er als Kind und Jüngling gelebt, als armer Knabe einst, mißachtet vielleicht von Manchem, geliebt von Vielen, es lag nun auf den Knieen vor ihm wie vor einem jungen Gotte, um seinen Segen flehend, um seinen ersten, priesterlichen Segen, der Jedem zur Stunde des Sterbens einst die Himmelsthür erschließen wird.

Empor wendete Johannes sein Haupt, und sein Auge leuchtete; gehoben fühlte er sich plötzlich über die Menschen und ihre Leiden und Leidenschaften. Wohl hörte er das Knallen der Böller vom hochzeitlichen Fernberg herüber — allein, nun achtete er nicht mehr darauf. Unter Klang und Schall zog er inmitten des Gepränges zur Kirche ein, in welcher hell die Orgel tönte und zahllose Lichter strahlten.

Vor dem Altare, auf einem rothen Seidenschemel, ließ sich der Weihling nieder auf die Knie; um ihn stellten sich im Halbkreis die Priester, und die Menge wogte Kopf an Kopf in der großen Kirche.

Der Erzbischof bestieg die Kanzel. Der sonst behäbige Mann sprach heute mit einer seltsamen Begeisterung. Er sprach anfangs von der Bedeutung des Priesterstandes überhaupt, allmählich aber ging seine Rede auf den jungen Weihling über, und endlich sagte er folgende Worte: „Als Gottes Sohn am Kreuze hing, dachte er in seiner Todespein noch an seine Mutter und an seinen Lieblingsjünger Johannes. Johannes, rief er, siehe Deine Mutter! Maria, siehe Deinen Sohn! Und so wie der Heiland einst huldvoll seine gebenedeite Mutter dem Jünger empfohlen, so thut er es auch heute wieder. Unser Johannes, der heute vor dem Altare steht, ist des Meisters Jünger; des Meisters Mutter aber ist die heilige Kirche. Von dem Golgatha des Altares nieder ruft es der Herr: Johannes, siehe Deine Mutter! und erfüllt ist des neuen Bundes Deutung: Ein neuer Hort der Kirche sei Johannes!"

Und als die Predigt des Kirchenfürsten zu Ende, war der bedeutsame Augenblick gekommen. Ein Diakon hob den Kranz von den Locken des Knieenden. Unter dem leisen Klingen der Orgel und dem stillen Gebete der Geistlichkeit

legte der Erzbischof seine Hände auf das Haupt Johannes' und salbte den Jüngling zum Priester des Allerhöchsten.

Nach Vollzug dieser feierlichen Handlung bewegte sich unter rauschenden Klängen der Zug wieder in das Freie. Auf dem Schloßplatze knieten in weiten Reihen und Kreisen die Menschen. Johannes schritt über Blumen, deren kühlender Duft die Räume erfüllte, und der junge Priester trug nun eine mit Gold durchwobene Stola um den Nacken und die weißschimmernde Binde um den Hals. So schritt er hin an den Reihen und legte Jedem der Sitte gemäß die Hände auf das Haupt — den ersten priesterlichen Segen ertheilend.

Da entstand zur selben Stunde plötzlich eine Wirrniß in der Menge, ein Murmeln ging von Mund zu Mund, eine Aufregung war und jählings rief eine laute Stimme: „Sie sind Beide ertrunken im See!"

Die Leute wogten auseinander, um zu hören und zu sehen, was sich zugetragen habe.

„Es ist ein Unheil," rief ein Mann zum Schloßthore herein, „es ist ein großes Unheil! So hört! In der Capelle zu Fernberg drüben, da knieten sie vor dem Traualtar. Der Caplan legt schon das Stolenband um ihre Hände, da springt sie, die Braut, auf, thut einen Schrei, daß die Mauern zittern, stürzt aus der Kirche und davon in wilder Flucht dem Walde zu. Nicht zu sagen ist der Schreck! Der Bräutigam eilt ihr nach, verfolgt sie durch den Wald bis hinauf zum See. Wahnsinn und kein Ausweg! Sie stürzt in's Wasser — er springt ihr nach. — Jetzt ist Alles aus!"

Wenige Minuten nach dieser Botschaft war Pfahlenstein leer. Priester und Volk waren nach Fernberg und weiterhin zur Unglücksstätte geeilt, wo die unbeschreibliche Wirrniß herrschte.

Johannes allein war zurückgeblieben bei den zertretenen Blumen und Rosen. An der Marmorschwelle der Kirche war er zusammengebrochen, konnte nichts denken und fühlen, als die letzten Worte der Botschaft: „Jetzt ist Alles aus!"

Und im weihrauchdurchwallten Tempel brannten still die zahllosen Kerzen.

An dem Abende desselben Tages lastete eine schwere Oede über den beiden Schlössern an der Lansach. Zu Fernberg lag die Leiche des Grafen von Thal aufgebahrt. Gilda's Leichnam war tief versunken im See und konnte bisher noch nicht aufgefunden werden. Fernberg raste völlig in seinem Schmerz; mit bebenden Händen durchwühlte er das Gemach seiner Tochter, durchwühlte den Schmuck und die Handarbeiten und die Schriften, aber kein Zeichen fand er, das Kunde gegeben von der Ursache, die das Kind in den See gejagt. In den düsteren Saal stürzte der Baron und rief der Leiche zu: „Was hast Du ihr gethan, Du Unglücksmensch? Wer hat Dich gesandt, mir mein einzig' Kind in den Tod zu hetzen?"

Die Ruhe des ewigen Friedens lag auf dem Antlitze des vielgeprüften Mannes, der in seinem schwarzen Hochzeitskleide ausgestreckt war auf dem Bahrbrette. Der bräutliche Strauß prangte noch auf der Brust, eingefrischt in den grünen Fluthen des Waldsees, und dennoch welkend.

Auf Pfahlenstein, in dem Wohngemache der Eminenz, saßen der Erzbischof und Johannes.

„Sammle Dich, mein Sohn," sagte Ersterer, die Hände des zerstreut blickenden Jünglings fassend, „leicht begreiflich, dieser Tag muß einen großen Eindruck auf Dich gemacht haben, und der Begeisterung Hochfluth folgt nun die Ebbe.

Das ist so der Gang auf dieser Welt, den habe ich auch erfahren. Zwar ist mein Weihetag durch kein solches Unglück gestört worden, als der Deine, und dennoch lag von der Stunde der Salbung an ein seltsam beklemmendes Gefühl auf meinem Herzen, das auch in späteren Zeiten oft und oftmals wiedergekehrt ist. Heute, mein Johannes, kann ich wohl offen mit Dir sprechen, denn die Mittheilung ist oft das einzige Mittel, unser Gemüth zu erleichtern. Nicht zu leugnen, die fleischlichen Bande, die auch den Priester an die Welt und Menschheit binden, sind vollkommen nimmer zu lösen. Ich sage Dir, mein Sohn, gelitten habe ich viel; die Menschen, geblendet von unserem Ornat und dem Nimbus des Priesterthumes, ahnen nicht, was wir leiden. Nicht diese goldene Kette, lieber junger Freund, die ich über der Brust trage, ist mein Stolz, aber daß ich bestanden, ohne unsere große Satzung zu verletzen, das wird noch auf dem Todtenbette meine Zuversicht und meine Ruhe sein. — Wende Dich nicht ab, Johannes, als wolltest Du keine Rechenschaft von mir — ich will sie dennoch geben, will," setzte der Kirchenfürst lächelnd hinzu, „von Deiner neuen Würde des Beichtvaters Gebrauch machen."

„Es ist denn einmal so," fuhr er hierauf fort, „auch die besten Thaten geschehen aus Egoismus. Ich habe, wie Du weißt, Johannes, manchen armen Knaben unterstützt, in Studien gefördert, zu Stellung und Ansehen erhoben, ich habe Vielen Gutes gethan. Warum aber? Blos um eine Seele zu gewinnen, die mich liebte. Aber mit der Liebe sind die Menschen gar so karg; Ehrfurcht, Bewunderung, äußere Dankbarkeit haben sie mir gezollt; mit seinem warmen Herzen geliebt hat mich kein Einziger. Gar öde ist mir oft geworden auf den Höhen meines einsamen Bischofssitzes; vor den

Menschen war ich ein Gott, vor Gott ein Mensch. Schon habe ich mich darein gegeben, mein glückloses Leben zu tragen, da — Johannes, habe ich Dich gefunden. Deine treue, kindliche Anhänglichkeit hat mein Herz wieder erwärmt; nicht als Deinen Gönner hast Du mich geehrt, in Deinen Augen habe ich gelesen, daß ich Dir mehr war, daß Du eine tiefe Anhänglichkeit zu mir hegest, und — ich weiß nicht, Johannes, ob ein Vater sein leiblich Kind heißer lieben kann, als ich Dich liebe!"

Mit zitternden Armen drückte der Kirchenfürst die Hände des jungen Mannes und aus seinen Augen trat eine Thräne hervor.

„Und nun habe ich Dich an mich gekettet!" rief der Erzbischof Constant, „o, vergieb mir das, Johannes! Wer kann der Menschen Herzen ergründen! Mein Eigennutz war so groß, daß ich Dich der Liebe Anderer entzogen habe, auf daß die ganze Wärme Deiner Seele mein, mein sei!"

Der Jüngling war unter solchen Worten noch blasser geworden. Seiner Seele Jammer war unendlich. Seine bebenden Lippen preßte er zusammen und sein Antlitz wendete er empor zu dem Bildnisse der Mutter Gottes.

Resignation hatte ihm vor wenigen Tagen der Kirchenfürst an dieser Stelle gepredigt; der Prediger wußte damals nicht, was in dem jugendlichen Herzen vorging, und er wußte es heute nicht. Johannes flehte zu Marien um die Kraft der Entsagung und Ergebenheit.

Die Schmerzenreiche blickte gnädig nieder auf den jungen Priester.

Graf von Thal war zur Erde bestattet. Gilda ruhte in den Gründen des Waldsees ungehoben und unentdeckt. Fröh-

lich glitten die Forellen im Waſſer und ſie bewahrten das Geheimniß.

Das Badehaus war verlaſſen, es war kein Leben darin, nur die ſpätherbſtlichen Buchenblätter raſchelten auf dem Dache.

Stand ein prieſterlicher Wandersmann mit Stock und Reiſetaſche am Ufer und ſtarrte in die Wellen. Endlich beugte er ſich, legte die Hand in's Waſſer und benetzte damit ſeine Stirne.

Und als das geſchehen war, ging er von dannen, ging über das weite Land dem Hochgebirge zu, ging in den ewigen Winter hinein.

Das war Johannes.

Der hatte die ihm empfohlene Reſignation weiter ausgedehnt, als es ſeinem biſchöflichen Gönner lieb war. Nach dem Plane des Kirchenfürſten ſollte der junge Prieſter ſofort im Domcapitale der Hauptſtadt eine ehrenvolle Stelle bekleiden. Das würde die erſte Stufe ſein zu den Würden des Cardinalshutes.

Aber der Sohn des Dorfküſters verzichtete auf dieſe glänzende Bahn, und zwar mit einer ſolchen Entſchiedenheit, daß die Eminenz ſchweigend den Kopf ſchüttelte und die Achſeln zuckte.

Zur ſelben Zeit war es, daß fern im Gebirge das Seelſorgeamt eines Hoſpiziums frei wurde. Die Station lag auf einer hohen Einſattelung des Alpenzuges, über welche eine kümmerliche, aber unentbehrliche Straße führte. Faſt gingen die Gletſcher nieder bis zu dem ſteinernen Hauſe und dem Kirchlein, das im Kar ſtand, hoch über aller Vegetation. Der alte Pfarrer, ein ſehr abgehärteter, aber geiſtesbeſchränkter Mann, wie man nur ſolche Leute gern entlegenen Seelſorgeſtationen zutheilt, war durch einen Lawinenſturz verunglückt.

So war Johannes vor seinen bischöflichen Freund getreten und hatte um diese Stelle nachgesucht. Seine Eminenz konnte die Bitte kaum verstehen. „Johannes," sagte er endlich, „die Idee, welche Du hegst, ist an und für sich löblich, aber Deine plötzliche Begeisterung dafür ist eine ungesunde. Willst Du Dein junges Leben vergraben im Schnee? Für das entlegene Hospiz ist schier jeder Bauersmann gut genug, der sich eines redlichen Herzens und kräftigen Körpers erfreut. Willst Du Dein Talent vergraben? Bist Du deshalb auf den Händen getragen worden von Deinen Lehrern, hast Du deshalb die Hochschulen mit Auszeichnung absolvirt, damit Du da oben im Gestein in den ewigen Stürmen der Alpen verkümmern solltest? Bedenke, lieber Freund, Dein Wirkungskreis ist wohl im Consistorium, vielleicht auf dem Prälatenstuhl, da wirst Du in der Lage sein, viel Gutes zu stiften; im Gebirge oben würdest Du zu Grunde gehen, ohne eine viel größere Bedeutung erlangt zu haben als etwa ein Mönchshund auf dem Sanct Bernhard."

Johannes hatte damals für solche Vorstellungen keine Antwort gehabt. Er blieb auf Pfahlenstein, mied aber die Menschen, selbst den Erzbischof, wandelte, in sich versunken, die einsamsten Wege. Und als er die erste Messe las und zum Memento kam, blieb er lange Zeit regungslos am Altare stehen; dann wandelte ihn eine Ohnmacht an, und ehe noch die Messe zu Ende, wankte er, auf den Ministranten gestützt, in die Sacristei.

Da fragte sich endlich der Kirchenfürst: was ist mit ihm vorgegangen? Er ist krank an Körper und Geist.

Die Eminenz hat es nicht erfahren, was dahinterstak — hat das Benehmen des jungen Mannes zuweilen für Launenhaftigkeit und Eigensinn gehalten.

Und als Johannes eines Tages wieder bat um die Stelle im Alpenhospiz, da antwortete der Erzbischof Constant: „So fahre mit Gott!“

Wohl brach ein Strom von Dankesthränen hervor, als Johannes von seinem großmüthigen Freunde Abschied nahm. „Gehe, gehe!“ rief der Fürst, „Du kehrst mir wieder zurück und Du sollst willkommen sein!“

Das war das letzte Wort, ein edles Wort, neuerdings von der Hochherzigkeit des Mannes zeugend.

Johannes aber zog davon, zog über das weite Land, dem Hochgebirge zu und in den ewigen Winter hinein.

Tagelang mußte er wandern. Schon am ersten Tage verloren sich die besonnten Hänge mit dem goldigen Weinlaub; am zweiten verschwanden die Obstgärten; am dritten Tage führte der Weg über frischgefallenen Schnee. Dann kamen Hochwaldungen, in welchen die Schüsse der Novemberjagden hallten, dann kamen die öden Steingelände. In der letzten Waldklause waren drei Männer bereit, die führten den neuen Pfarrer das Hochgebirge hinan. Schneidende Winde sausten über die Höhen und kratzten und gruben im Schnee, ihn hier lockernd, zerreißend, dort glatt wie zu Eistafeln fegend. Der Weg war ganz und gar verweht. Stangenspitzen ragten hervor, zeigten die Richtung des Pfades. Man sah nicht zur Höhe, man sah nicht zur Tiefe, das Schneegestöber verdeckte jedes Bild. Einzelne Felsriffe standen kahl und grau und schründig; in diesen brach sich pfeifend der eisige Wind.

Nach vielen Stunden bitterer Mühe, da sich Johannes bereits entkräftet an die Waldmänner stützte, ragte im Nebel plötzlich eine schlanke, dunkle Spitze.

Das war das Kirchlein des Hospiz Hinter demselben, sich unter eine Felswand schmiegend, stand das Haus. Die

Fenster waren bis auf eines mit schweren Läden geschlossen; die Thür stand offen, und an der Thür stand ein betagter Mann und eine noch betagtere Frau. Diese zwei Menschen waren dem Wärter und Seelsorger des Hospiz beigegeben. Sie traten ihm nun ein paar Schritte entgegen und suchten seine Hände zu küssen. Dann geleitete ihn die alte Frau in seine Stube, die recht warm geheizt, aber sehr einfach und düster war. Außer einem ungeschlachten Crucifix war kein Bild, außer einem alten Kräuterbuche keine Schrift zu sehen. In der hölzernen Bettstatt lag ein Haufen isländischen Mooses, auf dem großen Tische stand ein Wasserkrug. Noch fanden sich in dem Schranke einige schwarze Kleider und andere unbedeutende Dinge, wie sie der alte verunglückte Priester seinem Nachfolger hinterlassen hatte.

Nachdem Johannes eine Weile auf der Wandbank gesessen war und endlich einen Trunk Wassers zu sich genommen hatte, führte ihn der alte Mann durch die sehr räucherige Küche in eine Stallung, in der fünf Ziegen standen. Der Alte zeigte sofort dem Ankömmling, wie man die Thiere melke und bedeutete, daß der vorige Herr Pfarrer die Ziegen selbst gemolken habe. Hierauf geleitete der alte Mann unsern Johannes in die Vorrathskammer; da waren sehr viele getrocknete Kräuter und Wurzeln, einige Milchtöpfe, mehrere Schwarzbrotlaibe, Mehl und ein weniges Schmalz. Ferner prangte auf Hängestangen das zerstückelte, geräucherte Fleisch einer Ziege, auf welches der Alte mit besonderem Behagen hinwies.

Dann stiegen sie eine schmale Stiege in das Obergeschoß hinauf, wo, durch einen Bretterverschlag abgetheilt, sechs bis acht Bettstätten standen. Das war das eigentliche Hospiz, wo die Wanderer ruhen, sich von den Strapazen

des Alpenüberganges erholen konnten und wo auch schon Mancher gestorben war.

Der Dachstuhl dieses Hauses war aus derben Waldbäumen gezimmert, wie sie mit unsäglicher Mühe aus fernen Wäldern heraufgeschleppt worden. Dann war das Obergeschoß mit einem Doppelverschlage ausgetäfelt und fast besser gegen Sturm und Kälte geschützt und bequemer eingerichtet, als das Wohnzimmer des Pfarrers.

Mittlerweile war die Milchsuppe fertig geworden, und nachdem sich Johannes damit erwärmt und gestärkt hatte, geleitete ihn der alte Mann hinaus in die Schneewüste und zur Kirche. Diese war sehr klein und öde, nur stand über dem steinernen Altartische ein gutes Bild des betrübten Heilandes, wie er am Oelberge kniet und den Vater bittet: „Nimm diesen Kelch hinweg von mir; aber nicht mein Wille geschehe, Vater, sondern der Deine!"

Zur Rechten des Altares hing an der Wand eine große schwarze Tafel, auf welcher die Namen aller Jener standen, die in dieser Gegend durch die Anstalt des Hospiziums dem Tode entrissen worden waren. Das waren zumeist Namen armer Leute, Alpenbewohner, Handwerksreisender, Wallfahrer u. s. w. Unter den Neueren, die erst in diesem vergangenen Herbste das Gebirge passirten, stand auch der Name: Gilda; und darunter die Bemerkung: im Gamskar aufgefunden, dem Erfrieren nahe; nach dreizehn Tagen wieder hergestellt, weiter befördert.

Lange stand Johannes vor diesen Worten.

„Wie war das?" fragte er endlich beklommen, „habt Ihr das Fräulein — gesehen?"

„Fräulein?" versetzte der alte Mann, „weiß nichts. Diese Gilda da? Ja, das war eine arme Bauernmagd aus

dem Unterlande, ist gar in das Salzburgische gereist zu Verwandten. Ehrwürdiger Vater, die ist schwer krank gelegen, schwer!"

Johannes schwieg.

Als sie aus der Kirche traten, war es bereits abendlich dunkel, aber das Schneegestöber hatte ein wenig nachgelassen. Der alte, stets geschäftige und redsame Mann führte nun seinen neuen Herrn zu einem Felshügel empor, der kahl und grau aus dem Schneemeere hervorstand. Diesen Hügel hinan war im Gestein ein Fußpfad gehauen, an welchem von Strecke zu Strecke bildliche Darstellungen aus der Passionsgeschichte angebracht waren; auf der Höhe des Hügels standen drei Kreuze, an welchen in Lebensgröße die Gestalten des Erlösers und der beiden Schächer hingen. Am Fuße des Jesuskreuzes standen Maria und Johannes — die Mutter und der Liebling des Gekreuzigten. Die Bildnisse waren zwar rauh und mit Unbeholfenheit gearbeitet, aber mit naiver Frömmigkeit dargestellt. Es war das einer jener „Calvarienberge", wie es in den christlichen Alpenländern deren viele giebt. Zur Sommerszeit, oder wenn sie wegsam zu erreichen, in den Fastenwochen sind solche Stätten das Ziel zahlreicher Wallfahrer. Auch gegen unser Hospiz, „Zum Oelberg" genannt, zog in den Sommermonaten manche betende Schaar; und gleichwohl die Seelsorgestation in diesem Gebirge kein eigentlicher Sprengel war und die Anzahl ihrer Seelen nicht in ein Pfarrbuch verzeichnet werden konnte, so gab es doch für einen Priester allfort was zu thun, sei es zum Leibeswohle, sei es zum Seelenheile seiner gläubigen oder ungläubigen Mitmenschen. Weit und breit gab es hier keine Kirche und keinen Priester und kein gastlich Haus. Das Hospiz „Zum Oelberge" war eine wichtige Stätte.

Als die beiden Männer von dem Hügel niedergestiegen kamen, standen sie plötzlich vor der Nische des Grabes Christi. Der alte Mann trat in die Höhle und zog das Leintuch von dem Antlitze des Leichnames. Johannes schauerte zusammen; das war kein geschnitztes Bild, das war eine Menschenleiche, wahrhaftig! Ein hagerer Greis lag da mit grauen Locken und einem noch fortwachsenden Stoppelbart an Kinn und Backen.

„Ja," sagte der Führer, „unser alter, ehrwürdiger Vater, der ist im Herbst gestorben; da ist der Erdboden schon steinhart gefroren gewesen; so haben wir ihn dieweilen in das heilige Felsengrab gelegt. Zur Frühjahrszeit, wenn der Schnee geht und der Boden aufthaut, werden wir ihn wohl in die Erde thun."

„Hat den alten Herrn nicht eine Lawine getödtet?" fragte Johannes.

„Die Lawine selbst nicht," sagte der Weiser, „die hat ihn nicht erreicht, als er unten in der Schroffe Wurzeln gegraben, aber der Luftstoß — so sagen die Leut' — der vor und neben der Lawine her ist und ganze Felsen sprengt, der hat den ehrwürdigen Vater getödtet."

Mit erregter und bewegter Seele kehrte Johannes in seine Stube zurück, in der, von der alten Haushälterin bereitet, die Flamme eines rauchenden, aber harzig duftenden Kienholzspanes brannte.

So war dieser erste Tag vergangen. Und die folgenden vergingen ähnlich. Immer tiefer ging's in den Winter hinein; selten und seltener kam ein Wanderer des unwirthlichen Weges. Aber jeden Tag stiegen Johannes und der Franz Hausmann, wie der alte Wart hieß, die Lehnen und Hänge hinab, und

blieſen in das Horn, auf daß ein erſchöpfter oder allfällig verirrter Wanderer auf die beiden Männer aufmerkſam gemacht werde und ſeine Rettung finde.

Hausmann wußte ſtets etwas zu ſchwätzen, hier unterwies er, hier zollte er Beifall, hier zeigte er ſeine Mißbilligung; dann wieder, und das that er ſehr gern, erzählte er von dem alten ehrwürdigen Vater, der ſo gut und umſichtig und heiter war,. wie es ihm wohl Keiner mehr nachthue. Der junge Prieſter ſchien ſeine Zuneigung noch nicht in dem Maße errungen zu haben, als der Verſtorbene. Johannes mochte ihm doch etwas zu ernſt und zu verſchloſſen ſein.

Wie ſollte der Alte aber auch nur im Entfernteſten ahnen, was das Gemüth des jungen Mannes verſtimmte und umdüſterte! Johannes war in ſich bereits entſchloſſen geweſen, ſein verfehltes Leben auf dieſem Berge in ſtiller Pflichterfüllung zu weihen und zu vollbringen; dieſer Entſchluß hatte bereits Frieden gethaut in ſein Herz. Da ſah er jenen Namen auf der ſchwarzen Tafel, und die Seelenruhe war wieder zerſtört.

„Nach Salzburg, zu Verwandten iſt ſie gegangen?“ fragte eines Tages Johannes den alten Hausmann.

„Wer?“ entgegnete dieſer.

„Jene Magd aus dem Unterlande meine ich.“

„Wird wohl ſo ſein, weil ſie ſo geſagt hat,“ meinte der Alte, „aber — ehrwürdiger Vater! (der Franz Hausmann war zwar um vierzig Jahre älter als Johannes, doch die Anrede war er einmal ſo gewohnt) könnt mir's nicht glauben, wie ich froh war, daß ſie uns nicht geſtorben iſt. Wo ſollt' ſie Eins nur hinlegen über den Winter! — Ich hab' ſie gewartet, bin Tag und Nacht an ihrem Bett geſeſſen. Und 's war gar völlig unterhaltſam dabei. Ihr, ich ſag's, das

war eine ganz besondere Person, fein anzuschauen, wie eine Prinzessin. Ja, und die hat Euch im Traum und im Fieber gescheiter geschwätzt, als unsereiner im hellen Wachen."

„Was hat sie denn geschwätzt?" fragte Johannes mit einer armselig erkünstelten Ruhe.

„Ja, Gott, was hat Die nicht Alles geschwätzt! Vom Heiraten und Ertrinken, von Grafen und Herren und gar vom heiligen Evangelisten Johannes. Hab' mir oft selber gedacht, wo sie nur Alles so hernimmt. Aber das Fieber, das ist ein arg' Ding!"

Johannes fragte nicht mehr weiter. Wie eine plötzlich losbrechende Schnee- und Eislawine den jungsprossenden Wald vernichtet, so hatten des Alten Worte die Ruhe des armen Mannes nun für immer begraben. Ihm war kein Zweifel mehr: Gilda lebt. In Freude und Lust pochte sein Herz für Augenblicke; doch das Bewußtsein: wir sind auf ewig getrennt, dürfen uns nimmer sehen! legte wieder die Kummerlast auf seine Seele. Eine Kummerlast, die um so schwerer war, als das fernere Schicksal des armen, hilflosen Mädchens im Dunkel lag. Johannes ließ in der ganzen Gegend nachforschen; ein einziger Rinderhirt im jenseitigen Thale hatte die der Beschreibung gemäße Gestalt der Bauernmagd gesehen, dann war und blieb ihre Spur verloren.

Der Winter war eine böse Zeit für Johannes. Er hatte sich Bücher verschrieben; sie kamen und mit ihnen auch ein Schreiben des Erzbischofs, das den jungen Mann mit väterlicher Wärme einlud, wieder nach dem Schlosse Pfahlenstein, oder in das Palais des Kirchenfürsten, das in der Hauptstadt stand, zurückzukehren. Aber Johannes blieb im Hospiz „Zum Oelberge".

Es kam der Frühling; die Nebel lichteten sich, aber der Blick blieb eingeengt zwischen den Felsen und Kuppen. Lawinen donnerten Tag und Nacht; mehrere Menschen wurden durch Johannes und seinen Gehilfen aus Gefahr und Todesnoth gerettet. Als die schwarze Erde des kleinen Kirchhofes aufthaute, begruben sie die Leiche des alten Priesters.

Johannes hatte nach dem Schlosse Fernberg einen Bericht abgehen lassen, daß im vorigen Herbste, bald nach dem traurigen Ereignisse an der Lansach, oben im Hospiz ein weibliches Wesen verpflegt worden sei, das nach den Berichten außerordentlich an Gilda erinnere. Es sei, nach einer überstandenen Krankheit, als Bauernmädchen gekleidet, vermuthlich gegen das Salzburgerland weiter gezogen.

Als Antwort auf diesen Bericht kam nun im Frühjahr von Fernberg die Kunde, daß es endlich gelungen wäre, die Leiche des unglücklichen Mädchens aus dem Seegrunde hervorzuholen. Die kaum mehr erkenntlichen Reste seien in der Schloßcapelle zu Fernberg beigesetzt worden.

Hochsommer! Lange, heiße Tage, Blitz und Donner! — Im Hügelgelände der Lansach reifte wohl schon das Obst, bräunten die jungen Trauben am Weinstock. In den Sattelungen des Hospiz „Zum Oelberge" zogen, wenn nicht eisig scharfe Winde, so doch stets kühle Lüfte. Der Schnee war wohl gelöst, aber von der Höhe des Calvarienberges aus sah man in eine Mulde hinein, in der die Gletscher ruhten. Umstehende Bergmassen verdeckten die Fernsicht auf grüne, sonnige Matten und warfen sehr viel Schatten auf die Niederung. Johannes hatte sich auf die Alpenflora gefreut; allein als der Schnee geschmolzen war, da starrte der kahle,

braune Boden, die immerwährenden Luftströme rüttelten und schnitten stets an den jungen Hälmchen und ließen keine Blumenflamme leuchten.

Als Johannes aber eines Tages wieder niederstieg gegen die unteren Kare, um in das Horn zu blasen, da sah er plötzlich zu seinen Füßen ein blauäugig Vergißmeinnicht stehen. Dieses harmlose Blümchen, das wie eine freundliche Mahnerin an die Treue fast überall auf Erden, auf den Höhen wie in den Niederungen, zu finden, klopfte recht stürmisch an unseres jungen Priesters Herz. Ihm war, als sandte Gilda ihm diesen Gruß aus dem Grabe herauf.

Und als Johannes weiterschritt, fand er auch jenes hellrothe, lieblich duftende Röslein, das Herzenstrost genannt wird. Nun ja, Herzenstrost schien ihm doch zu werden auf diesen Höhen, wo es so viel zu schaffen, so wenig Zeit zum Sinnen und Träumen gab. Seit der Nachricht von Fernberg, welche die Vermuthung von Gilda's Identität mit jener Bauernmagd zunichte machte und eine Bürgschaft für des armen Mädchens ewigen Frieden war, lag es wie Trost und Bewußtsein süßer Erfüllung und Erlösung auf seinem Herzen.

Johannes wurde sich seiner selbst wieder bewußt und konnte sich endlich gar freuen an seinem Berufe, dem er mit ernstester Gewissenhaftigkeit oblag.

Und still und starr standen die Kreuze auf dem Felshügel — wohl das höchste Golgatha auf Erden. Und in den Sommertagen kamen aus fernen Thälern Waller hergezogen, um in dieser Alpenwildniß vor dem Kreuze zu beten. Wohl, auch unten in jedem Kirchlein, und an Grenz- und Wegscheiden, und an Brücken und in Friedhöfen stand das Kreuz — aber so ließ sich's nimmer beten davor, wie hier oben in der großen Oedniß, von irdischem Streben und menschlichen

Wirren so weit. Und da ging im Gestein ein junger Priester umher, blassen Antlitzes, milden Blickes, unermüdlich im Beistande, wo bedrängte Menschen seiner bedurften. Mancher Wallfahrer, der Johannes hier beobachtete, sann nach, wo er denn einer ähnlichen Liebe- und Huldgestalt schon begegnet sei, und siehe, das biblische Bild vom guten Hirten war's, das verkörpert nun vor seinem Auge stand.

So steil und beschwerlich der Weg das Gebirge hinan war, aber von all' den Wallfahrern, ob sie einzeln oder in Schaaren aus der Ferne kamen — Keiner kam leer, Jeder brachte eine Gabe mit für das Hospiz und für den Priester. Da gab es Brot, Fleisch, Obst, Eier, feines Gebäck, Wein, selbst Branntwein; Mancher brachte in seiner Einfalt gar Tabak, der im Hospiz wohl nicht geraucht wurde. Und wer sonst Nichts hatte, der lud sich unten in den Waldthälern Brennholz auf, um es zu dem Hause im Felsenkare wohlmeinend emporzuschleppen.

Dafür hatten die Wandersleute stets freie Herberge, und Jedem war das Haus offen, und gar Mancher war, der da sagte:

„Hier ist es so still und friedsam und gut, wie ich mir denke, daß es im Himmel sein muß. Hier möchte ich bleiben bis zu meinem Versterben."

Aber endlich stiegen sie doch wieder gern nieder in das Grüne zu den Freuden der Welt. Und oben in der Starrniß der Natur bei den zwei alten Leutchen und bei den Leidensbildnissen des Welterlösers verblieb Johannes.

So vergingen Jahre und Jahre. Mancher Wanderer wurde aus dem Schneegrabe hervorgeholt zum Leben; mancher

Kranke kam und genas im Hospiz, Mancher ging auch zum ewigen Frieden ein.

Zu diesen Letzteren gehörte die Haushälterin, die mit dem alten ehrwürdigen Vater noch hinauf gestiegen war und fast ein halbes Jahrhundert im Berghause gelebt hatte.

Das Patronat des Hospiziums, ein ziemlich entferntes Chorherrenstift, stellte es dem Seelsorger frei, eine beliebige Hauswirthin zu wählen.

Da kam zur selben Zeit ein hinkender Invalide seines Weges über das Gebirge gezogen. Im Hospiz eingekehrt, kochte er sich selber seine Suppe. Johannes mußte davon essen und fand die Speise so schmackhaft, daß er sich näher um die Sache erkundigte.

Die Auskunft des Invaliden war, daß er mehrere Jahre lang bei einem Officier als Diener und Koch gelebt habe, bis bei einem Feldzuge sein Herr durch die Brust, er selber aber durch das Bein geschossen worden sei. Gleichwohl ein Krüppel, habe er sich einem Militärspitale als Kochgehilfe angeboten, aber man habe ihm den Abschied und die Erlaubniß gegeben, sich im ganzen Lande milde Gaben sammeln zu dürfen, und zwar auf Lebensdauer.

Der alte Hausmann, der das hörte, neigte ironisch den Kopf und sagte: „Ist viel das, ist sehr viel, für so eine Kleinigkeit von einem durchschossenen Bein auf Lebenszeit betteln gehen zu dürfen!"

Der Seelsorger aber fragte den Soldaten: „Habt Ihr noch irgendwo Verwandte im Leben und wollt Ihr zu ihnen, oder noch sonst wohin?"

„Keinen Menschen hab' ich, und hin will ich dort, wo ich nicht verhungern muß."

Eine Viertelstunde später war der Mann als Koch aufgenommen im Hospiz „Zum Oelberge".

Zur Sommerszeit wurde das Haus und das Kirchlein nicht leer, in welchem Johannes täglich seine Messe las. Auch stieg der Priester zuweilen auf einen Felsvorsprung des Berges und predigte der Menge, wie es sein Herz ihm eingab.

„Ihr habet Euere Wohnungen und Familien verlassen," sagte er einmal, „und seid heraufgestiegen zum Kreuze. In Euerem eigenen Kreuz und Leiden ist Euch die Sehnsucht gekommen, dem gekreuzigten Gottessohn in's Antlitz zu schauen. Es hat Euch verlangt, die größte Geduld im Schmerze, die größte Ergebenheit, die größte Liebe zu sehen, Ihr seht sie am Kreuze. — In Glück und Glanz müsset Ihr die größten Tugenden nimmer suchen; aus Noth und Drang hervor reift die Heldenthat und das Märtyrerthum. Nehmt ihn wahr, den Gnadenstrahl, der aus Jesu Seitenwunden zu Euch niederfließt; dieser Strahl ist das neuerwachte Bewußtsein, daß wir nur in Drangsal, Ergebenheit und Aufopferung unserem lieben Heilande ähnlich werden können."

Neu gestärkt und mit neuer Zuversicht stiegen sie nieder zu ihren alltäglichen Leiden und Schicksalen.

Die schwarze Tafel in dem Kirchlein war im Laufe der Jahre viel zu klein geworden. Johannes wollte eine zweite nicht aufstellen lassen; er meinte, die Anstalt dürfe nicht prunken mit ihren Werken und in den Herzen der aus Gefahr und Verderben Geretteten würden die Wohlthaten eingegraben bleiben. Das Patronat aber wollte die Tafeln, und ehe weitere zehn Jahre vergingen, war auch die zweite vollgeschrieben.

Gab es doch immer Menschen dies- und jenseits des Gebirges, die den einzigen Uebergang an den Schneefeldern

und wüsten Gehängen vorüber nicht vermeiden konnten, ohne einen Umweg von Tagen machen zu müssen! Und Jeder ist nicht erfahren und geübt für solche Reisen, und im Hochgebirge gibt es Nebel und Sturm und Lawinen: da hat wohl Mancher das gellende Horn mit Entzücken vernommen und in seiner Erschöpfung den Arm des geistlichen Samaritans mit Dankesthränen erfaßt. Wieder Andere, die wohl den rechten Weg eingehalten, wären mitten auf demselben verschmachtet, erfroren, hätte sie dieses gastliche Haus nicht erquickt.

Mehr und mehr waren die Stuben des Hospizes überfüllt, und es war sogar geschehen, daß arme, sieche Leute ihre letzte Kraft aufgewandt hatten und zum Alpenkirchlein hinangeklettert waren, um dort die letzten Lebensstunden im Frieden zu vollbringen und im Frieden zu sterben. Das Hospiz war nun ein Hospital geworden, und Johannes war der treue Pfleger und Tröster der Kranken.

Einmal zur Herbstzeit geschah es, daß im Hochgebirge, nur wenige Stunden vom Hospiz entfernt, eine große Gemsjagd abgehalten wurde. Da das Revier dem Chorherrenstifte gehörte, so war auch der Erzbischof Constant zur Jagd geladen. Und der Erzbischof wiederum lud seinen alten Liebling Johannes dazu ein und äußerte den Wunsch, nach Beendigung der Jagd dem Hospiz einen Besuch zu machen.

Johannes freute sich aufrichtig, seinen hohen Gönner und Freund wieder einmal zu sehen, und mit aller Herzenssorgfalt und mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote standen, richtete er seine Stube zur Wohnung für den Kirchenfürsten ein.

Da war es am Vorabende der Jagd, als Johannes schon seine Hirschledertasche gefüllt und seinen alten Kugelstutzen blank gerieben hatte, daß ihn einer seiner Kranken

rufen ließ. Es war ein alter Mann, der vor wenigen Wochen heraufgestiegen war, um zu sterben, da er unten keinen Menschen habe, der ihm die Sterbekerzen angezündet, und die Augen zugedrückt hätte. Dieser Mann, dem die Furcht vor dem Tode auf dem blassen, unsteten Antlitze zu lesen war, bat den Priester, daß er in der Nacht doch um Christi Willen bei ihm verbleiben möge, denn er sehe den Sensenmann nahen und hinter dem Sensenmann schleiche der Teufel.

Johannes blieb die Nacht wachend bei dem Alten, der seine Hand fest und angstvoll umklammert hielt.

„O, ehrwürdiger Vater!" rief er ein- um das anderemal, „ich bin ein großer Sünder! In Reichthum und Weltlust hab' ich mein halbes Leben verbracht — meine arme Seel' hab' ich vergessen. Aber dann hab' ich einmal die Stimme Gottes von der Kanzel gehört: Eher geht das Kameel durch ein Nadelöhr, als der Reiche in den Himmel! Das Wort hat mich aufgeweckt. Haus und Hof hab' ich verkauft; Capellen und Kreuze hab' ich gebaut, Messen habe ich gezahlt, gefastet und gebetet hab' ich Tag und Nacht. Meinen Leib hab' ich gegeißelt. Die Leut' haben mich verspottet und verlacht; Alles hab' ich erduldet und Bettelmann bin ich geworden. Ist das genug, ehrwürdiger Vater?"

„Mehr als genug!" sagte Johannes.

„Nein!" rief der Kranke, „zu wenig ist's! Das Himmelreich leidet Gewalt! Meine Tochter, ein leichtlüstig Geschöpf, die hab' ich in's Kloster gegeben. Im Kloster ist sie gestorben. Mein krankes Weib hab' ich wallfahrten geschickt zur heiligen Maria am Brunn, unterwegs hat sie ihren Geist aufgegeben. Ist's genug?"

„Guter Mann," sagte Johannes, „warum solche Lasten auf die Seele wälzen? Mein Joch ist süß und meine Bürde ist leicht, spricht der Heiland, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren war. Wir, die wir seinen göttlichen Ruf gehört, gehen dereinst Alle in seinen Himmel ein."

„Und ist es genug?" rief der Kranke lachend und weinend.

„Gesteht es Euch, Freund," entgegnete nun Johannes; „daß Ihr zu viel gethan, klagt Euch Euer Gewissen. Nun denn, es ist vorbei und nicht mehr zu ändern. Weil Euer Herz sich zum Kreuze geflüchtet, so wird es am Kreuze seine Ruhe und Seligkeit finden."

„Ehrwürdiger Vater!" hauchte der Kranke, „wenn Ihr bei mir seid, fürchte ich mich nicht mehr. O, bleibt bei mir, ich bitt' Euch, bleibt bei mir, bis es vorbei ist!"

Es verging die Nacht. Der Alte verfiel in Fieberträume und phantasirte vom bösen Feind und rief mehrmals gellend nach Hilfe.

Johannes sandte einen Boten in die Gegend der Gemsjagd, ließ den Herren sagen, er könne nicht kommen, er habe einen Schwerkranken im Hause.

Und Johannes blieb bei dem alten Manne, labte und tröstete ihn, bis dieser am Nachmittage desselben Tages mit einem ergebenen Lächeln verschied.

Der Kirchenfürst aber hatte die Absage des so freundlich Geladenen mit großem Befremden vernommen. — „Sind ihm für die Kranken nicht Wärter beigegeben? Hätte er den Sterbenden nicht am Morgen mit der heiligen Wegzehrung versehen und hierauf der Einladung Folge leisten können? Es scheint, der Mann will uns ausweichen. Wohlan, wir

werden ihn nicht suchen!" — So dachte sich der Erzbischof und gleichwohl eine Stimme in ihm rief: „Johannes hat recht gehandelt, Ehre dem Mann, der so seine Pflicht erfüllt!" — so kehrte er doch nach Pfahlenstein zurück, ohne seinen Besuch im Hospiz abgestattet zu haben.

Anfangs war Johannes darüber betrübt, bald aber dachte er nicht mehr an die Sache, so wie endlich auch der Kirchenfürst nach und nach seines einstigen Lieblings vergaß.

Und die Jahre kamen und gingen. Im Hospiz herrschte die Einsamkeit und die Einförmigkeit allerwege. Nur die Armuth und das Elend stieg hinauf zu diesem Hause.

Kurz und kürzer waren die Sommer, immer länger wurden die Winter; immer weiter herab und näher rückten die Panzer des ewigen Eises. Der gute Franz Hausmann war bereits sehr alt geworden, vermochte schon lange nicht mehr in die Lehnen zu gehen, um in das Horn zu blasen. Nur mit den Kranken wußte er noch zu schaffen, auch mit den Ziegen machte er sich zu thun; und das Glöcklein der kleinen Kirche läutete er, daß es ein eintöniges, wehmüthiges Hinschallen war in den Wänden.

Johannes selbst fühlte, daß er ein betagter Mann geworden war. Sich gleichwohl noch lebhaft an die Tage der Kindheit erinnernd, war ihm seine Jugendzeit an den Ufern der Lansach in Nebel gehüllt, wie ein seltsamer Traum, der eines Tages durch die Nachricht von dem Tode des Erzbischofs Constant seinen Abschluß fand.

Zuweilen, wenn Johannes recht allein auf der Bank vor dem Kirchlein saß, dachte er daran, ob es denn wohl

wahr sei, daß er einst einen mächtigen Herrn zum Freunde gehabt, daß er in einem Palaste gewohnt habe und mit glänzenden Ehren überhäuft worden war. Ob es wohl wahr sei, daß man ihm einst gesagt, er könne und werde es zu hohen Würden bringen? Wie, wenn er heute vor goldenen Altären, von Priesterschaaren umgeben, den Cardinalshut trüge als mächtiger Hort der katholischen Kirche? Wie anders als so, da er im Felsenkare sitzt, ein armer, vergessener Mann. an den bald die Mühsal des Alters heranrücken wird . . .!

Aber wenn in solchem Sinnen sein Blick auf die schwarzen Tafeln fiel, die im Kirchlein hingen, da ging es wie eine unendliche Beseligung durch sein Herz.

Der Ruhm des Hospiz „Zum Oelberge" war weiter gedrungen, als Johannes ahnte. In den fernen Bergen und Thälern, selbst in den Ebenen des Unterlandes, erzählte man sich von dem Hause der Gnaden, das auf dem hohen Berge stehe, und von dem guten Priester, der ein Bruder der Armen sei, Kranke gesund mache und mit seinem Alpenhorn Todte zum Leben erwecke. Und muthiger gingen die Wanderer über das gefährliche Gebirge und neue Schaaren zogen zum Hospiz empor, beladen mit Kummer des Herzens, aber auch mit Geschenken für die wohlthätige Anstalt. Johannes war der Liebling des Volkes geworden.

Eines Abends, es war in den Octobertagen und die schweren Nebel schon wochenlang gelegen im Felsenkare, brachte der sehr alte Hausmann die Meldung, oben auf dem Calvarienberge, wo die Kreuze stünden, kauere ein Bettelweib. Dasselbe sei tagsüber schon gesehen worden auf dem Hügel, und

das Bildniß des Johannes, das unter dem Kreuze stehe, trüge nun auf dem Haupte einen Kranz von rothen Rosen, wie sie in diesen Gebirgen weit und breit nicht wüchsen.

Sonach gab der Seelsorger dem Alten die Weisung, das Weib aus dem Nebelfroste in das Haus zu führen.

„Hat Euch Euer Pfarrer geschickt?" fuhr das arme Weib auf, als der Alte ihm genaht war, „ist Euer Pfarrer wirklich ein guter Hirt, oder ist er auch einer von den Braven, von den Pharisäern?"

„Steht Euch ganz frei, selber nachzuschauen," sagte der Alte beleidigt, „unser Pfarrer knöpft sich vor Niemand zu."

„Salbt er Magdalenen die Füße? Ißt er auch mit Sündern?" rief das Weib erregt.

„Er ißt auch mit Sündern und närrischen Leuten. — Kommt Frau, Ihr werdet hungrig sein."

Sie gingen in das Haus.

Die Fremde war ein betagtes, völlig verkommenes Weib, sie sah nicht aus, wie Wallfahrerinnen aussehen, sie hatte keine Aehnlichkeit mit anderen Frauenspersonen, wie sie sich zuweilen über das Gebirge schleppen mußten. Noch weniger konnte sie ein Wurzner- oder Kräutlerweib sein. An eine Zigeunerin erinnerte sie am ehesten — so war ihre bunte, aber armselige Kleidung, ihr großes, seltsam blickendes Auge, ihr dunkles, gelöstes Lockenhaar, so waren ihre noch fast schönen, aber schier dämonenhaften Züge, so war die Leidenschaft einerseits und die Melancholie andererseits, die in diesen Zügen etwelche Spuren hatte.

Als sie Johannes empfing mit dem warmen Gruße, mit welchem er jeden Gast zu empfangen pflegte, warf das Weib nur einen kurzen, aber starren Blick in sein Angesicht, dann aber wich sie seinem Auge aus.

Von dem Abendmahle nahm sie nur ein Weniges, dann auf die Fragen und Bemerkungen des Priesters gab sie zerstreute, kurze oder gar keine Antwort.

Nur einmal, nachdem ein Schluck erwärmenden Weines über ihre Zunge gekommen war, murmelte sie in das Tischtuch hinein:

„Schon lange her, seitdem ich mit so Herren zu Tische saß."

Nach dem Abendmahle schlich sie wieder hinaus und den Hügel hinan, wo an den Kreuzbildern der Nachtwind brauste. Dort klagte sie: „Andere hätten Trost gefunden auf diesem Berge? Und ich soll in Bitterniß wieder scheiden. — Ach, ich kann nicht beten — und das ist noch mein größtes Unglück."

Noch einmal mußte sie der alte Hausmann holen; brummend that er's. Als sie die Treppe zur Schlafstube hinaufstiegen, murmelte das Weib: „Alles noch so, wie vor Zeiten."

Mitten in der Nacht bemerkte der wachsame Franz Hausmann, daß die Fremde sehr unruhig schlafe und fiebere. Er theilte es dem Pfarrer mit. Johannes brachte aus seiner kleinen Apotheke kühlende Mittel; das Weib wollte sie kaum nehmen. „Was will denn ich Euch kümmern," rief sie glühenden Antlitzes, „laßt mich versterben!"

Johannes blieb an ihrem Lager. Als der Tag aufging, schlief sie ein, und als sie nach einigen Stunden erwachte, war sie ruhig und blaß; da sie den Priester noch an ihrer Seite sah, sagte sie wie bittend: „Und Ihr wollt' mich nicht verlassen an meinem End'?"

„Es wird ja bald besser sein," versetzte Johannes, „Ihr habt Euch gestern arg erkältet draußen auf dem Hügel."

„Schon seit Langem, ehrwürdiger Herr, schon seit Langem!“ entgegnete die Fremde, „ach, diese Welt ist kalt!“ Und nach einer Weile sagte sie wie träumend: „Beichten möcht' ich nicht. Vor Gott fürcht' ich mich.“

„Ich bin ein Mensch,“ sagte Johannes milde, „und ich kenne die Gebrechen der menschlichen Seele aus mir selber.“

„Ja freilich, ja freilich,“ rief das Weib, „Ihr seid ja der gute Mann, den sie kennen draußen in der Welt. Und — ich bin zu ihm hergegangen. In vielen Kirchen bin ich gewesen, oftmals bin ich gestanden vor dem Beichtstuhl, aber mit Schaudern hab' ich mich wieder umgewendet, ich hab' keine Lieb' und kein Vertrauen zu den Leuten, die in Ueberfluß und Freuden leben, und die das gar nicht kennen, was manch' anderem Menschen sein Lebtag lang zur Glückseligkeit oder zur Pein ist. Feine Worte haben sie, aber kein Herz. Ihr da, Ihr lebt so in der Armuth, im Frieden und in der Geduld, zu Euch bin ich hergegangen. Aber —“, und nun stockte sie — „wenn es wahr ist, was die Leut' sagen, daß Ihr ein Heiliger, ein Engel wäret — zu Heiligen hab' ich auch kein Vertrauen.“

„Bei Gott!“ sagte Johannes bewegten Herzens, „wie sehr ich Mensch bin, ich habe es genugsam empfunden.“

„Ich auch, ich auch!“ rief das Weib, dann sank sie auf ihr Kissen zurück und schloß die Augen. Sie schlief aber nicht. Mit geschlossenen Augen hub sie nun an, folgende Worte zu sagen: „Wie seltsam, jetzt meine ich, er steht bei mir und spricht mit mir. Seine Stimme . . .! Er ist ein hoher Herr im Purpur. Sei er doch glücklich, recht glücklich, er hat der Welt Ehren stets so hoch gehalten. — Vielleicht lange schon todt. Wie doch? Ich habe ja in dieser Nacht seine Stimme

vernommen. — — Seid Ihr noch da, ehrwürdiger Herr? Ihr dürft mir nicht davongehen!" Sie tappte nach seiner Hand und hielt sie fest. „Ich bin ein schlechtes Kind. Meinen Vater hab' ich verlassen — ganz verlassen. Nichts von seinem einzigen Kinde war ihm geblieben als der Schmerz, da er mich begrub. Schrecklich, schrecklich, was ich für ein Mensch bin! Das Herzleid, die gebrochene Lieb', der Schreck, der Trotz, die Verzweiflung haben mich getrieben hinweg vom Vaterhaus und nimmer zurück. Eine wahnsinnige Magd, bin ich geflohen in ein fremdes Land; gebettelt, gearbeitet hab' ich mit meinen Händen, aber unredlich bin ich gewesen allerwege. Was hab' ich Wahnsinnige die Leute getäuscht und belogen, daß sie mich doch nicht der Heimat ausgeliefert; und so lange hab' ich's getrieben, bis es zu spät und mein Vater gestorben war. — Fremde Erben lachen bei seinen Reichthümern. Zu mir sind die Todten gekommen; der Vater und der Bräutigam. Ich lieg' ja auch bei ihnen, längst, längst. Aber mein Geist muß friedlos wandeln auf der Erde. Bete Messen, Johannes, bete Messen! — Alles umsonst. Deinetwegen bin ich meinem Bräutigam entflohen vom Altar. Deinetwegen bin ich in's Wasser gesprungen; Deinetwegen ist Oskar ertrunken. Ich wär's auch, wär's gern, hätten mich die Wellen nicht zurückgeschleudert in's Gebüsch. Närrisch, ganz närrisch, sagen die Leute, wär' ich geworden. Recht, daß sie mich begraben, mein Herz ist gebrochen am Hochzeitstag. — Bist Du so groß vor Gott als vor den Menschen, so komm' und vergieb' mir meine Sünd'!"

Der alte Hausmann war arg entsetzt über solche Fieberphantasien.

Johannes saß da, blaß wie die Wand.

Und als die Kranke nun schwieg, beugte er sich über ihr Angesicht und flüsterte mit bebenden Lippen den Namen: „Gilda!"

„Jesus Maria!" schrie die Kranke und fuhr empor. Doch als sie die Augen nach dem Priester aufgethan hatte, sank sie mit einem wehmüthigen Lächeln zurück. — „Er ist jung und schön! er trägt eine goldene Kette um den Hals."

„Gilda," sagte der Priester, nachdem es ihm gelungen war, sich etwas zu beruhigen, „Johannes hat Dich gesucht sein Leben lang, hat es gebüßt sein Leben lang, daß er sich in jener entscheidenden Stunde bethören ließ durch Eitelkeit und Ehrgeiz. Johannes trägt nicht den Purpur, er lebt als Einsiedler im Gebirge, Deiner gedenkend bis an's Ende. Gilda, Johannes hat Dich geliebt!"

„Er hat mich geliebt!" — Dieser Schrei war des armen Weibes letzter Laut gewesen. Bald darauf verfiel sie in einen tiefen Schlaf, aus dem sie nach Stunden neue Fiebergluth weckte. Sie hauchte manches unverständliche Wort, aber kaum schlug sie mehr die Augen auf. Wenn ihr Johannes die Herzensworte der Liebe und des Trostes sagte, so lächelte sie, und man wußte nicht, träumte oder wachte sie.

Lächelnd starb sie am vierten Tage.

Die Friedhofserde war hart gefroren bis tief hinein zu den kalten Gebeinen. Die beiden betagten Männer vermochten nicht, mit ihren stumpfen Spaten ein Grab zu graben. Am Fuße des Kreuzhügels, in die Grabesnische Jesu, wo voreinst auch der alte Pfarrer und manch' Anderer gelegen war, thaten sie die Leiche des räthselhaften Weibes.

Mancher Wanderer, der im Winter noch die Alpen passirte, starrte auf den Leichnam, der in der trockenen Kälte kaum eine Veränderung erlitt. Ja, dieses Weib war draußen in den Thälern, in den Ebenen oft gesehen worden! Als Bettlerin und Wahrsagerin zog sie umher; zuweilen nahm sie Arbeit in entlegenen Gehöften, aber stets nur für kurze Zeit, dann ging sie wieder davon. Man konnte sie wohl für eine Irrsinnige halten; sie redete oft Dinge, die Niemand verstand; zuweilen war sie ausgelassen lustig, wie ein Wildfang, dann wieder brütete sie in Schwermuth und Trübsinn. Wollte man ihr nahen und sie erforschen, so blieb sie verschlossen und eilte scheu davon. Sonst war sie harmlos und fügte Niemand Böses zu. Bei Hochzeiten war sie gern dabei. Da zog sie, wenn das Brautpaar zur Kirche ging, gern ein blaues Band vor demselben über die Straße, wie das in manchen Gegenden so der Gebrauch ist. Arme Leute thun es gewöhnlich und heimsen dabei einige Groschen Geld ein, da Jeder im Hochzeitszuge, um das gezogene Band passiren zu dürfen, eine kleine Münze zollen muß. Allein unser wunderliches Weib ging nicht nach Geld; wie viel Scheidemünzen man ihr auch vorwerfen wollte, sie ließ das Band nicht los, sie verlangte als Zoll, daß sie das Brautpaar küsse. Und erst, wenn dieses geschehen, hub sie die blaue Schranke auf und ließ den ganzen Zug zur Kirche ziehen.

Solcher Geschichten und Eigenthümlichkeiten wußte man mehr von dem Bettelweibe zu erzählen. Sie fand viel Theilnahme bei den Leuten, gleichwohl sie Manche als ein gespenstisches Wesen fürchteten und mieden. Doch kam sie überall unbehelligt davon. Anfangs freilich soll sie oft von Sicherheitsbehörden angehalten worden sein, doch da von ihr nie

das Geringste über ihre Zuständigkeit und Heimatsberechtigung zu erfahren war, und die betreffende Gemeinde, wo sie angehalten, sie nicht gern in Verpflegung nehmen wollte, so ließ man sie immer wieder ziehen. Ferner soll sie anfangs ihrer seltenen Schönheit und Feinheit wegen manche Nachstellung zu leiden gehabt haben, deren sie sich oft nur mit Mühe erwehrte. Seit Langem schon war sie der Nothwehr enthoben und es ließ sie jeglicher Ritter unangefochten ihrer Wege gehen. Sie zog weit herum, blieb in manchen Gegenden jahrelang verschollen, bis sie endlich in noch seltsamerem Zustande wieder auftauchte. Mit den alternden Jahren war eine gewisse Dämonenhaftigkeit über sie gekommen; oft sprach sie in Verzückung wie eine Seherin, und ihre farbenvollen Phantasien erinnerten fast an die Offenbarungen des Evangelisten Johannes, dessen Namen sie nicht selten im Munde führte. Dann wieder klagte sie wie eine Sünderin, wie Magdalena, als sie den Heiland suchte. Und endlich sagte sie es auch offen, sie gehe, um den Heiland zu suchen. Von dieser Zeit an sah man sie nicht mehr, und der Alpenwanderer, der im Hospiz Dieses und Aehnliches zu erzählen wußte, fand sie ruhen in der Grabesnische des Kreuzhügels.

Johannes hütete den Leichnam. Noch ihre letzten Lebensstunden hatten ihm die Gewißheit gebracht, daß dieses Weib seine einzig geliebte Gilda war.

Die unkenntliche Leiche, die der nun längst verstorbene Fernberg einst aus dem See ziehen ließ, mußte wohl der Ueberrest einer anderen Verunglückten gewesen sein.

Nun der Frieden und ein mildes Lächeln auf dem blassen Antlitze der Todten lag, erkannte Johannes wieder die theuren Züge des Mädchens, das ihn so heiß und unendlich geliebt haben mußte. Hatte sie doch über diese Liebe Alles vergessen

und verlassen und verloren, was andere Menschen anstreben und die Erfüllung und das Glück nennen.

Nun ruhte sie da, und in ihrem Angesichte lag ein unsäglich wohlthuender Hauch der Verklärung. Sie war ja in seinen Armen gestorben. Und Johannes saß manche Stunde an ihrem kalten Leichenbett und sann und träumte. Seine Jugend sah er wieder leuchten wie Morgenroth. Es war aber das Abendroth seines Lebens. —

Die ersten Wintermonate waren vergangen, es kam das Weihnachtsfest.

Am heiligen Abend war es, ein nicht sehr kalter, windstiller Tag. In den Räumen des Hospiz war es so dunkel, daß der alte Soldatenkoch kaum die braunen Blättchen auszusondern vermochte von den gedörrten Heidelbeeren, die er anstatt der Korinthen und Zibeben in den Festkuchen buk. Draußen fielen außerordentlich dicht die Flocken; man sah von den Fenstern aus kaum das nur etwa zwanzig Schritte entfernte Kirchlein. Um so traulicher war es in dem Stübchen des Seelsorgers, wo im Ofen ein lebendiges Feuer knisterte. Aber Johannes hatte heute keine Ruhe in seinem Gemach. Er dachte an Leute, die es wohl versucht hatten, das Gebirge zu übersteigen, um die Feiertage jenseits desselben, etwa in der Heimat bei den Angehörigen, oder bei Verwandten und Bekannten zuzubringen, wie das ja bei Arbeitsleuten, die auswärts ihre Beschäftigung haben, häufig vorkommt. — Wie leicht konnten heute solche Wandersleute, und wären sie den Weg noch so oft gegangen, abirren von dem verschneiten Pfad in's Gewände kommen und stürzen, oder ermattet im Schnee liegen bleiben und erfrieren!

So hüllte sich denn Johannes in seinen Lodenmantel, nahm den Bergstock und das Alpenhorn und schritt hinaus

in das Schneegestöber. Er ging hinab gegen die Karlehnen und hatte unterwegs wohl Acht auf die emporstehenden Felsblöcke und Knieholzstrünke, an denen er vorüberkam, auf daß er den Rückweg zu finden vermöchte. Oft stand er still und horchte; dann blies er in das Horn, daß es weithin klang, dann horchte er wieder. Alles still; lautlos fielen die Flocken, bauend an den flaumigen Schneemassen, die zusehends schwollen und wuchsen. Keine Spur von einem Menschen; sah des Forschenden Auge auch nichts um und über sich als das unendliche flimmernde Grau des Schneefalles, so wäre heute doch ein etwaiger Hilferuf von Weitem vernehmbar. Da Johannes denn gar nichts dergleichen vernahm, so kehrte er beruhigt um. Er hatte große Mühe, das Hospiz zu erreichen; der Schnee ging ihm stellenweise bis an die Brust. Es war schon Abend, als er völlig erschöpft am Kreuzhügel vorüberkam. An der Grabesnische setzte er sich ein wenig auf den halbverschneiten Stein und blickte nach dem Leichnam in der finsteren Felsvertiefung, zu welchem einzelne weiße Flöckchen hineintänzelten. — „Gilda, weißt Du noch? Einst haben wir manches Weihnachtsfest mitsammen gefeiert! Das ist lange her . . ." Er verlor sich in Erinnerung an längst vergangene Tage . . .

Auch im Hospiz zum Oelberge war es Sitte, daß in der Christnacht um die zwölfte Stunde im Kirchlein eine Messe gelesen wurde. Da brannten die wenigen Kerzen am Altare, und da kniete das kleine Personal der Anstalt arm und weltverlassen wie einst die Hirten im Stalle zu Bethlehem.

In dieser Christnacht aber wurde der Gottesdienst nicht vollzogen. Statt dessen war eine große Kümmerniß im Hospiz und der alte Hausmann und der alte Soldat wateten in der Schneewüste umher, so gut es ihre morschen Beine er-

laubten, und sie riefen nach ihrem Pfarrer, der von seiner Wanderung mit dem Horne nicht zurückgekehrt war. Sie riefen so lange, bis sie keinen lauten Ton mehr hervorzubringen vermochten.

Nach Mitternacht hatte das Schneien aufgehört, im Nebel dämmerte das Grau des aufgehenden Mondes. Zur selben Stunde war es, als der alte Franz Hausmann schier gebrochen an Leib und Seele am Felshügel vorüberwankte und vor der Grabesnische ein schneeweißes Gebilde ragen sah. Er trat hinzu, betrachtete die Gestalt und stöhnte auf. Wohl rüttelte er das Gebilde nun, wohl glitten die Schneehauben von Achseln und Haupt des hier Kauernden, aber die Glieder blieben regungslos und starr — der Pfarrer Johannes war todt.

— — — — — — — — — — — —

Niemand hat es zu deuten vermocht, was dem guten Manne an der Ruhestätte seiner Gilda widerfahren; aller Wahrscheinlichkeit nach war er, ermüdet durch das mühsame Tagewerk, in seinen süßen Träumen von glückseliger Zeit eingeschlummert und erfroren. —

Einige Tage lang blieb das Hospiz verschneit und verweht. Endlich aber versuchte es der alte Soldat, niederzusteigen in eines der Thäler, um es den Menschen zu verkünden, daß der Pfarrer des Hospiz „Zum Oelberge" gestorben sei.

Der uralte Hausmann wachte einstweilen bei der Leiche, die sie im Kirchlein unter der schwarzen Tafel der Geretteten aufgebahrt hatten. Lange schon hatte der Greis es vergessen, daß er einst auch bei den Resten des alten Pfarrers so gewacht hatte. Johannes war ihm der Einzige geworden. Das Männlein saß an der Bahre und sann hin und sann her,

welche Liebe und Ehre er dem Todten noch anthun könne. Keine Blume und kein Zweig ringsum. Aber in solchem Suchen und Spähen sah er auf dem Haupte des Johannesbildes noch jenen Kranz liegen, den das seltsame Weib im Herbste zuvor darauf gelegt hatte. Es war ein Kranz von schönen Rosen gewesen, aber als ihn der alte Hausmann nun vom Bildnisse nahm, fiel das letzte dürre Blatt in den Schnee, es war nur mehr eine Krone aus nackten Zweigen, an welchen Dornen prangten.

Diese Krone legte der alte Hausmann in seinem guten, einfältigen Gemüthe um die Stirne des Ruhenden. —

Und endlich kamen die Menschen einzeln und in Gruppen heraufgestiegen aus den Thälern und Weilern, auf daß sie den Pfarrer Johannes begruben.

Die geistlichen Vertreter des Chorherrenstiftes wollten den Priester in der Kirche unter den Stufen des Altares bestatten. Dagegen aber erhob ganz unvermutheter Weise der uralte Hausmann sein Wort: „Den ehrwürdigen Vater in der Kirche begraben? Das wär' ganz und gar nicht die rechte Sach'. Mitten unter uns mühseligen Leuten hat er gelebt, mitten unter uns will er schlafen. Thut ihn in den Friedhof, sonst mag ich auch nicht hinein."

Das vor Aufregung bebende Wort des Greises ergriff die Herzen. Wohl mit Mühe wurde auf dem Kirchhofe ein tiefes Grab gegraben. — Darin ruhen Johannes und Gilda nun schon manches Jahr.

Heute steht das Hospiz „Zum Oelberge" halb verfallen da. Es hatte sich kein Seelsorger mehr gefunden, der es gehütet hätte. Der alte Franz Hausmann und der Soldatenkoch ruhen auch. Mancher Wandersmann, der glücklich zum Alpensattel emporkommt, rastet ein wenig auf der öden Mauer-

ſtätte, oder er kniet vor dem Kreuzbilde auf dem Felſen, dann zieht er fürbaß.

Wie lange mag's währen, ſo wird keine Spur mehr von der wohlthätigen Anſtalt zu finden ſein. — „Aber," ſo ſchloß die Grabrede bei Johannes' Beſtattung, „wunderſam am jüngſten Tage, wenn die Poſaune ſchallt und die Todten erwachen auf der ganzen Erde! Da wird auch auf dieſer ſtillen Alpenhöhe ein Häuflein Menſchen aus den Felſengrüften hervorgehen. Und die kleine Schaar wird hinziehen zur Rechten Gottes, voran ihr guter, treuer Hirt Johannes — der Liebling des Herrn!"

Der Herren-Hepp.

Im Edelgrund. Das ist ein kleines, von hohen Bergen umfriedetes Wiesenthal. Der Alpenrosenstrauch grünt an den Hängen dieses Thales, kommt aber selten zur Blüthe, denn die liebe Sonne fällt nur von Floriani bis Jakobi in den Edelgrund. Hochruck heißt der Bergwall, der sich mit seinen grauen, gletscherumpanzerten Massen vor das Auge des Himmels stellt, das da jeden Tag um den Erdball wandelt, um all' seine lichtdurstigen Kinder zu zählen und zu hüten.

Gegenüber diesem Bergwall, in dem blaudämmerigen Hintergrunde der Schluchten erhebt sich der wildzerrissene Gebirgsstock, die Finsterfölz mit den drei Leuchtern. Die drei Leuchter sind drei kalkweiße Felshörner, welche über die Firnen und Schneefelder des wüsten Bergstockes emporragen und in ihrem Wiederscheine ein blasses Licht niedersenden in die düsteren Schattengründe des Thales. Zuweilen, wenn die Thürme dort oben im Morgenroth oder Abendscheine glühen, als ob in der tiefen Himmelsbläue drei Lunten loderten, liegt ein Purpurton in der Dämmerung der Schlucht, und der Edelgrund hat rothe Schatten.

Die Felsengebilde dieser Engthäler sind unsäglich mannigfaltig und sie spielen in allen Farben vom dunkelsten Blau

bis in das hellſte Weiß und ſtets zu allen Tageszeiten wechſelnd. Gebüſche und Mooſe wuchern in allen Mulden und Riſſen, wo ſich nicht eben die grauen Sandſtröme breiten. Und im Erdreiche der Klüfte und der ſanfteren Lehnen bauen ſich urkräftige Tannen und Lärchen, als wollte das Pflanzenreich mit den Ungethümen der Steinmaſſen den Kampf von Neuem beginnen.

Ein wildes Waſſerbett mit ſchneeweißem Sand und grauen verwaſchenen Felsblöcken gräbt ſich durch das kleine Thal, und das grünliche Wäſſerlein, das ſelbſt in den Hochſommertagen darin rieſelt, brauſt und ſchäumt recht wacker d'rein, höhlt tiefe Tümpfe und überſpringt giſchtend Felsdämme und Abgründe und iſt ſtärker als es ſcheint. Das iſt der Finſterbach.

Wenn Du auf der grünen Matte dieſes Hochthales ſtehſt und rufeſt laut: „Grüß' dich Gott, Edelgrund!" — ſo hallt es ungezähltemale in der Runde, und die eine Wand ſchreit: „Edelgrund!" und ein entfernterer Wall ruft: „Grüß' dich Gott!" — Und weiter klingt Dein Gruß von Tafel zu Tafel, von Fels zu Fels.

Und wenn Du nach der Gemſe, die dort am Hange graſt und ſchon das Haupt emporwirft und lauert, Dein Bleirohr richteſt, ſo brauſt Dein Schuß wie das Knattern einer Schlacht durch die Gründe fort, und etwa weckt er gar an den Hängen des Hochruck eine Lawine auf, die niedertoſt und den Waldwuchs und Dich ſelbſt gefährdet.

Wenn aber auf einer der ſtolzen Höhen ein Jäger ſeinen Schuß abläßt, ſo ſiehſt Du von dieſem Thale aus wohl den Blitz und den blauen Wirbel des Rauches, aber der Knall ſteigt nicht herab zu Dir, der ſchlägt in dem höheren Bereiche ſeinen Tact.

Es ist, als ob im Hochgebirge die Natur nach anderen Gesetzen waltete, als etwa draußen im zahmen Gelände, wo sich Menschen, die nicht viel nach der Schöpfung Herrlichkeit fragen, so wohl befinden.

Aber den Herrn-Sepp hat doch das Heimweh so weit hereingetrieben.

In diesem stillen, schauerlichen Naturheiligthume — im Edelgrund, unter einer ehernen Granitwand wohl gewahrt, steht ein kleines, freundliches Haus. Es ist aus Holz in einfachem Schweizerstyle gebaut und das flache Dach mit grauen Steinen beschwert, gleichwohl nur selten Wind- und Wetterstürme diese geborgene Thalschlucht durchfegen.

Es ist ein einladender wohnlicher Bau, von einem Wildgarten mit Wachholder-, Dorn- und Alpenrosensträuchen umgeben. Zwei wuchtige Lärchenstämme streben in ihren frischgrünen Pyramiden hoch über das Dach des Häuschens die moosgraue Felswand hinan. Am Fuße der Wand sprudelt zwischen Wildfarn und sammtweichen Tangengeflechten eine Quelle, die selbst zur Sommerszeit jede Nacht ihre Eiszäpfchen spinnt. Ueber der Quelle, in einer Nische des Felsens steht ein Bild aus Holz geschnitzt: ein Jüngling mit langen Locken und Flügelschwingen an den Schultern, der in der einen Hand einen Oelzweig schützend über einen Knaben hält, welcher mit gefalteten Händchen zu seinen Füßen steht. Der andere Arm des Jünglings weist gegen Himmel empor. — Das ist die Darstellung des Schutzengels, wie ein solcher nach christlicher Mythe jedem Menschen auf Erden beigegeben ist. Zwischen diesen Gewalten des Hochgebirges hat das Menschenkind einen schirmenden Engel wohl doppelt vonnöthen.

Ein leidlicher Fahrweg führt durch die Gräben und Engen der Vorberge bis zu diesem Hause im Edelgrund, aber

nicht weiter. Nur ein schmaler Fußsteig zieht noch tiefer in das Hochthal und durch die Klüfte, steigt endlich den Gebirgswall der Finster-Fölz hinan, um unter den drei Leuchtern einen engen Paß, das Fenster genannt, zu überschreiten und in die jenseitigen Berg- und Waldgegenden zu gelangen. Jäger und Hirten, Kräutersammler, Wildheuer und nur selten ein fremder Gast aus den Vorlanden betreten diesen Pfad, an welchem manche schlichte Gedenktafel verunglückter Wanderer steht.

Wir aber halten vor dem kleinen Alpenhause in dem einsamen Edelgrund und lauschen verwundert den zarten lustigen Tönen, die aus dem offenen Fenster des Hauses uns entgegenklingen.

Da drin in der Stube geht es freudig zu. Ein jugendlicher Mann in der Kleidung des Aelplers sitzt am Tische und spielt auf einer vielsaitigen Zither frischlustige Alpenweisen. Und vor ihm auf dem Tische hockt ein noch schier winzig Knäblein, das thut seine fetten Beinchen weit auseinander, daß es auf dem glatten Boden wohl Wurzeln und Grundfesten hat, dabei thut es seine thauklaren Aeuglein angelweit auf, und völlig zu groß sind diese glänzend schwarzen Augenkirschen für das kleine runde Gesichtchen; das Kind zappelt mit den weichen Händchen, als wolle es die aus dem Instrumente springenden Töne erschauen und erhaschen. Und dabei hopst es und lallt und jauchzt, so daß der Mann mitten in sein Spiel hineinlacht: „Dem steckt's auch schon im Blut, hörst Du, Kathrin, der wird dem lieben Herrgott noch Erd' und Himmel abstreiten."

Kathrin, ein junges, anmuthsvolles Weib, das am nächsten Fenster sitzt und ein schneeweißes Hemdchen mit glührothen Seidenbändern besäumt, lächelt zu den kecken

Worten ihres Mannes und sagt: „Kindern schenkt der liebe Gott Erd' und Himmel ja von selber, die brauchen d'rum nicht zu streiten."

Ein mächtiges Gepolter vor der Thür. Mit unbeholfenem Stolpern trat ein Mann in die Stube, der sehr alt und sehr struppig und sehr buckelig war und seinen großen Spitzhut schier hinten am Genick trug, auf daß derselbe nicht vorn herabpurzelte. Sein Gesicht war braun und zerrissen und wüst benarbt über und über — wie das Gebirgsleben und das Wildwetter so manchen Menschen eben herrichtet.

Der Alte blieb an der Thür stehen und reckte sein stets zur Erde gebogenes Haupt nach allen Seiten, um die Stube zu betrachten, die, wenn auch nach Art der Gebirgswohnungen eingerichtet, doch eine gewisse Feinheit und Vornehmheit hatte, sowie auch die Bewohner derselben, sich gleichwohl bäuerlich gebend, doch etwas Mildes und Gefälliges an sich trugen, wie man das bei Wald- und Alpenleuten so häufig nicht findet.

„Ja, das seh' ich schon," murmelte der Alte in den Fußboden hinein, „ich bin recht d'ran. Das ist beim Herrn-Sepp."

Der Zitherspieler schob sein Instrument bei Seite und ihm lag schon die Frage auf den Lippen: Was wünschet Ihr denn? — allein noch rechtzeitig fiel es ihm ein, daß diese Frage bei den Bauersleuten nachgerade eine Grobheit ist. Nur Stromer und Bettelleute werden so begrüßt; sonst werden im Bauernhause die Fremden auf ganz andere Weise empfangen. Der Sepp wurde von den Gebirgsleuten nicht immer für den Höflichsten gehalten; er gab's zurück, wie sie ihm's boten. Doch wollte der Zitherspieler stets die Sitte achten und den Leuten das Ihre geben, wie er das

Seine verlangte. So sagte er denn auf die Eintrittsworte des Alten: „Grüß' Gott, schön! Mögt wohl ein wenig rasten?"

„Vergelt's Gott, das thu' ich schon," antwortete der Buckelige und ließ sich keuchend auf die Ofenbank nieder und hub gemächlich an, mit Stein und Zunder Tabakfeuer zu schlagen, als wäre er in seiner Hütte.

Der Kleine war gleich nach dem Eintritte der Wildgestalt über die Tischplatte dem Vater zugerutscht und hatte sich mit beiden Aermchen angstvoll um dessen Nacken geschlungen.

„Bübel," rief jetzt der Höckermann mit schnarrender Stimme, „gehst her zu mir? Dich nehm' ich heut' mit!"

In dieser Noth barg sich das Knäblein noch tiefer unter das Kinn des Vaters und hub zu weinen an.

Jetzt fragte Kathrin: „Wollt Ihr vielleicht etwas?"

„Tabaksfeuer möcht' ich gern haben," versetzte der Fremde, „der Sakermenter will mir nicht brennen; hell zu wenig beizt ist er." Und er schob Stein und Zunder in den Hosensack.

Bald hielt ihm Kathrin ein brennendes Streichhölzchen vor.

„Aha, da haben wir's," rief der Alte erstaunt, „hab' schon gehört von der Neuigkeit; und heut' seh' ich's mit meinem Aug'. Ist ein spaßig Ding, hi hi. — Bedank' mich aber schön, gleich probiren mag ich's doch nicht. Unsereins ist so ein Feuer nicht gewohnt."

Er lehnte das Flämmchen des Streichhölzchens ab, bat sich aber ein zweites Stück aus, auf daß er es mit sich nehmen und seinen Kameraden zeigen könne, wie das neumodisch Feuerzeug aussehe, von dem es heiße, der böse Feind

habe es aufgebracht, um damit die Häuser der Menschen und nach und nach die ganze Welt anzuzünden.

Als er jedoch ein volles Schächtelchen nehmen mußte, meinte er:

„Mein Lebtag, he, was brauch' ich alter Narr so viel Feuer! — Sei still, Du kleiner Grill, dort; nehm' Dich nicht mit, na, schon gewiß nicht; hab' eh' zu viel so Würmer daheim. — Und jetzt, wenn ich beim Herrn-Sepp bin, so richt' ich meine Post aus."

„Auszurichten habt Ihr?" fragte der Sepp.

„Das ist gewiß, und eine Post," sagte der Höckermann, „ich selber versteh' sie nicht; nu, leicht seid Ihr gescheiter. — Der Waldhammer-Jok ist mir begegnet, wie ich drüben durch das Ameiskar heraufsteig. — Gehst über's Fenster, Petz? schreit er mich an. — Ich bin der Waldrauchgraber Petz. — Freilich, sag' ich; willst mich 'nüber tragen, Jok? — Oho, sagt er, Du selber kannst mir den Weg ersparen; wenn Du über den Edelgrund gehst, so sollst mir in des Herrn-Sepp Haus ein paar Wörtel hineinrufen. — Das kann ich schon thun, sag' ich, was denn für Wörtel? — Ein Glasel Kranabeter von mir zum Sonntag sollst haben, wenn Du mir heut' in des Herrn-Sepp Haus schreist: Die Seppin soll eilends mit einem Weibsnamen zum Waldhammer-Jok kommen! — Ist recht, sag' ich, kannst Dich verlassen, Jok. — Und jetzt richt' ich's aus: Die Seppin soll eilends mit einem Weibsnamen zum Waldhammer-Jok kommen."

Jetzt war in das junge Weib Leben gefahren. „Ich dank' Euch schön," sagte sie mit gerötheten Wangen, und dann zu ihrem Manne: „Hast gehört, beim Waldhammer! So muß ich doch geschwind dazuthun; es ist gar vier Stunden hinüber."

„Und ich steig' wieder stad davon," meinte der Bucklige und hatte große Mühe, sich von der Bank zu erheben. „Wenn's einmal geht, nachher geht's rechtschaffen, aber das Anrucken ist mir allemal sauer."

Kathrin trug ihm noch Milch und Brot an, aber der Alte lehnte ab, er sei schon bezahlt, er kriege am Sonntag seinen Kranabeter.

„Heilige Maria, Mann, Ihr brennt ja!" rief plötzlich die Kathrin; und thatsächlich, aus dem Beinkleide des Alten stieg ein blaues Rauchbändchen auf.

„Brennen?" brummte der Bucklige und drehte sich in der Runde, um das Feuer zu entdecken, „brennen?!" er schleuderte die Streichhölzchen von sich; aber der Rauch aus dem Beinkleide wurde stärker. „Der Buchenschwamm (Zunder) ist's, der Sakra! — Aha, verdrossen hat's Dich, daß ich das neumodisch Feuer mittragen will; hast hinterher Funken gefangen." Er entfernte den schon fast verkohlten Zunder. „Oder hab' ich Dich doch selber angefeuert vorhin? Mag auch sein. Wart', jetzt rauchen wir Eins an. So, Petz, jetzt ruck' weiter und bedank' Dich für's Rasten."

So mit dem Feuerzeug und sich selbst redend, torkelte der Höckermann wieder zur Thür hinaus.

Die Kathrin hatte noch das weggeworfene Schächtelchen in den Sack gesteckt, schloß nun eilig Kisten und Kästen auf und war gar geschäftig.

„Hätte schon einen eigenen Boten schicken können, der Waldhammer," sagte der jugendliche, stämmige und gescheit blickende Mann, den sie den Herrn-Sepp nannten, „aber diesen Waldbären fällt es nicht ein, daß es für eine Frau weder schicksam noch handsam ist, so allein über das Gebirge zu gehen."

„Ei, wen wird so was kümmern," rief das Weib, „Du weiß ja, Sepp, daß ich schon mehrmals allein über das Fenster gegangen bin. Ich bin schwindelfrei und so ist keine Gefahr; und böse Menschen giebt es auch hier nicht. Du willst ja nicht einmal ein Schloß an unserer Hausthür leiden."

Der Sepp stellte den Kleinen in einen bewegsamen Schragen, da der Knabe, kaum zehn Monate alt, noch allein nicht trippeln konnte. Dann ging er in das Freie und sah an den Felsen hinan. Eine tagelange Regenzeit war eben vorübergegangen und ihre Frische lag noch über den Matten und Sträuchern.

Der Himmel war heiter, die Luft ruhig und lau; die Gemsen stiegen gegen die Firnen hinan und fraßen Flechten. — Das Wetter bliebe gut. Auch Lawinenstürze sind zu dieser Zeit kaum mehr zu fürchten, wie deren überhaupt in diesem Jahre seltsamerweise fast gar nicht vorgekommen waren.

„Vor morgen Abend wirst Du nicht zurück sein können, Kathrin."

„Wenn wir morgen um sieben Uhr in Klausdorf bei der Taufe sind, so denke ich, Sepp, wirst mit dem Mittagsessen auf mich warten können."

Die Kathrin war von dem Weibe des Waldhammer-Jok zu Gevatter gebeten, und aus den Worten des Waldrauchgräbers hatte sie sofort verstanden, daß die Stunde gekommen und in der Hütte des Waldhammer ein junges Mädchen angelangt sei, welches auf die Frau Pathin und auf den Taufnamen warte.

Wäre es ein Knäblein gewesen, so hätte der Sepp die Obliegenheit gehabt; so aber — und im Gebirge sieht man streng darauf — mußte ein weiblicher Pathe das Kind aus der Taufe heben.

Kathrin packte allerlei zu diesem Zwecke vorbereitete Backwerke und Kleidungsstücke ein, unter Anderem auch das winzig kleine Hemdchen mit den Seidenbändern, an dem sie vorhin noch gearbeitet hatte.

„Gelt, Sepp," fragte sie nun plötzlich, „Deine Mutter selig hat Maria geheißen? Ist es Dir recht, daß wir auch unser Pathenkind so nennen?"

Im Gebirgsvolke ist es Sitte, daß nicht die Eltern, sondern die Pathen des Täuflings dessen Namen bestimmen.

„Du bist mein liebes Weib," sagte der Sepp, „wie oft wünsche ich bei mir, meine Mutter hätte Dich noch gesehen. Sie wird Dir's danken bei Gott, daß Du ihrem Sohne Alles — Alles bist; mehr kann ich nicht sagen." Er legte seinen Arm um ihren Nacken, wie es vorhin der kleine Josef mit ihm gemacht hatte. „Hast recht, mein Herz, nenne das Kind Maria. Hätte zwar gemeint, Kathrin wäre auch ein hübscher Name; aber paß' auf, den brauchen wir vielleicht selber noch!"

Sie entwand sich und rief: „Ja, wart', das hat noch gute Zeit!"

Und als sie endlich mit Allem fertig war, hob sie den Kleinen auf ihren Schoß und sang:

„Patsch' Händl z'samm,
Patsch' Händl z'samm,
Was wird die Mutter bringen?
Zwei schöne Schuh
Und noch was dazu,
Da wird das Büberl springen."

Der Kleine lachte mit seinen leuchtenden Augen und die Mutter gab ihm einen Kuß gar auf die schneeweißen Zähnchen hinein.

Der Sepp war so gern um den Knaben, doch wollte er dem Kinde heute die Mutter für die letzten Augenblicke nicht entziehen.

Die Magd war auf einige Tage zu ihrer kranken Mutter in das Vorland gereist. So ging der Sepp selbst in die Küche, wo er, wenn es darauf ankam, schier so gut wie die Hausfrau Bescheid wußte. Er war gar anstellig.

Er brachte zur Jause Brot, Butter und geräuchertes Wildpret herbei. Dann ging er mit einem grünen Kruge zum Brunnen, der aus der Felswand quoll.

„Kathrin," sagte er, als er von der Wand zurück kam, „lange hält das Wetter nicht; das Wasser ist so warm, daß man den Josef d'rin könnte baden. Heute wird's schon andauern, aber versprich mir, Kathrin, morgen nicht ohne einen Begleiter herüberzusteigen."

Kathrin versprach es und sie genossen Speise und Trank.

Der Kleine war dabei im Schoße der Mutter eingeschlummert. Nun drückte die Mutter einen leisen Kuß auf sein geröthetes Vollwängelchen und legte ihn in sein Bettlein. Hierauf unterwies sie noch den Gatten in einigen Theilen des Haushaltes. „Und des Bübels wegen, Sepp, darf ich ohne Sorge sein, weiß ich, bist Du bei ihm."

„Kathrin!" sagte der Mann, „wie ich dasteh'," er stellte sich stramm und trotzig vor das Weib, „wie ich jetzt dasteh', so halt' ich Wacht."

„Ja, ja, behüt' Euch Beide der liebe Herrgott," sagte Kathrin, „und verschlaf' Dich nicht, daß der Josef in der Nacht sein Trinken kriegt."

„Und daß ich nicht vergess'," versetzte der Sepp nun und that ein wohl mit Papier umwickeltes Säckelchen aus seiner Brusttasche hervor, „das ist für die kleine Maria extra

was von mir, und ist sie erst stark und munter, so soll sie einmal herübersteigen in den Edelgrund. Die Waldhammerleut' grüß' mir schön."

Kathrin sprengte noch einen Tropfen Weihwassers auf den kleinen Josef und auch auf den großen, der jedoch darüber mit den Augenlidern zuckte; es war ihm dieser Segen stets recht angenehm, nur nicht in die Augen.

Und endlich ging die Kathrin davon.

Der Sepp stand an der Thür und sah ihr lange nach. Das Bündel an den Arm gebunden, schritt sie mit ihrem Alpenstocke rüstig fürbaß.

Allen Respect, Kathrin, daß Du so wacker über Stock und Stein vermagst zu wandern; Du bist kein gebornes Alpenkind.

Ehvor sie um den Felsvorsprung bog, sah sie sich noch einmal um und deutete mit der Hand, der Sepp solle in's Haus gehen — zum Kleinen.

Aber der Sepp blickte noch eine Weile das Gewände hinan. Was denn heute die Vögel haben, daß sie so närrisch herumflattern? Sind Geier in der Nähe? Es ist um drei Uhr zur Nachmittagszeit und noch zwitschern die Finken.

Es geht eine Sage, daß auch die Vöglein, wenn sie Hochzeit halten, Gäste dazu einladen und Reigen tanzen und Brautlieder singen. Wohl, heute mag ein solches Fest sein; der Sepp wollte dazu gern ein wenig Zither spielen.

Zuvörderst ging er in das Haus zurück und setzte sich an die Wiege seines schlafenden Kindes. — Auch er, der Sepp, war in dieser Wiege gelegen; sie war das einzige, aber ein mehr als goldenes Erbe von seinem Vaterhause, das draußen stand. Draußen, wo an den Bergen vor wenigen

Jahren noch die kleinen Felder und Kohlgärten lagen, die sich nun aber allmählich zu bewalden beginnen, weil die Höfe verarmt und verfallen. — Der Sepp war eines Hirtenbäuerleins Sohn und schon in seiner Kindheit und Jugend der glücklichste Mensch. Was Wunder auch, er lebte seine Jugend im Walde und auf den Bergen. Deß erfreut sich kein Fürstenkind, und darum ist ihm, der die Welt sein nennt, gar zu oft der Urquell des Lebens fremd.

Indeß war der Knabe nicht ganz aus dem Holze seiner Landsleute zugehackt. Vögelfangen, Kugelscheiben, Scheibenschießen, Trinken, was und mehr als das Zeug hält, und wüste Raufhändel, das ist guter Brauch im Lande . . . gefiel dem Sepp aber nicht. Sang und Klang war sein Leben. Eine alte, ja, wahrscheinlich eine sehr alte Zither wußte er sich zu verschaffen — sie hatte nur zwei Saiten. Auf diesen Saiten spielte sich seine Knaben- und Jugendlust ab. Aber als er sich einmal in ein rothhaariges Hirtenmädchen verliebte, da wurden ihm jählings die Saiten zu wenig, er mußte eine dritte haben. Jetzt aber spielte der Sepp, daß Einem Leib und Seel' entzwei gehen konnte, und er spielte bei allen Lustbarkeiten und die Leute sagten: „Um's Geld könnt' er's thun!" — gab ihm aber Keiner welches.

Zur selben Zeit kam ein hoher Herr in die Gegend, um mit anderen hohen Herren Gemsen zu jagen. Es war kein Baron, es war kein Graf, es war ein Erzherzog. Der sah und hörte den jungen Zitherkünstler, gab ihm zwar auch nicht Geld, aber was Anderes. Er zog den hübschen, offenherzigen jungen Mann in die Welt und gab ihn in eine Musiklehranstalt. Nach Jahresfrist schon, als sich der von Natur aus zart besaitete junge Mann nicht allein eine hohe Fertigkeit in seinem Musikfache, sondern bereits auch einige

allgemeine Kenntniſſe erworben hatte, ſpielte er am Hofe des Fürſten.

Der König ſelbſt war dabei und Grafen und Herzoge mehr als genug, und Frauen, wunderſchöne Frauen, in Seiden über und über, und wie von Milch und Blut ſo zart. Dem Burſchen aus dem Gebirge fiel nicht das Herz in die Hoſe — wie ein Sprichwort ſeiner Landsleute ſagt — die trotzige Urſprünglichkeit ſeines Stammes war in ihm noch nicht erſtickt — keck und munter griff er in die Saiten und dachte bei ſich: Vornehm über die Maßen ſind die Weibsbilder dahier, aber die Rothhaarige daheim iſt mir lieber.

Als er das erſte Stück, es war ein wunderſames Spiel — beendet hatte, erhob ſich ein mächtiges Händeklatſchen; der Sepp erſchrak, aber es war Beifall.

„Freut mich, wenn's gefallen hat," ſagte er und hub ſogleich ein zweites Stück zu ſpielen an. Alles horchte wieder; aber als es zu Ende war, ſagte ein Herr, der eine ſchneeweiße Weſte trug, zum Sepp, Weiteres dürfe er nicht mehr ſpielen, es ſei genug, ja, es ſei ſogar das letzte Stückchen nicht mehr in der Ordnung geſtanden.

Da wurde der Sepp roth im Geſicht. — „Erſt hat's ihnen gefallen, dann wollen ſie nichts mehr hören," murmelte er, „die Leut' ſind falſch, denen ſpiel' ich nichts mehr."

Er nahm ſeine Zither und ging davon.

Und das war der große Fehltritt. Von demſelben Tage an hatte der Erzherzog dem jungen Muſikanten ſeine Gönnerſchaft entzogen.

Der Sepp athmete auf; ſo mag einem Singvogel zu Muthe ſein, den man freiläßt, weil man an ihm kein Vergnügen mehr hat. Der Burſche kehrte fröhlich zurück in das

Gebirge. Aber seine Landsleute sahen ihn nur mit großen Augen an; sie hatten und thaten nichts für ihn, trugen es ihm nach, daß er sie verlassen und nannten ihn den Herrn-Sepp, oder, wenn sie gar bitter sein wollten, den Stromer-Sepp, der der Hände Arbeit verschmähe und als leichtfertiger Musikant herumfahre. Sein Heimatshaus war verwahrlost; die Seinen waren zerstreut oder gestorben. — Nahm der Sepp seine Zither und ging wieder in die Welt.

Auf Kirchtagen und Jahrmärkten spielte er, bei allen Volksfesten war er dabei; in Städten rief man ihn auch. Es war eine heitere Sängerschaft. Und als er sich nach einer Weile ein rechtes Stück Geld erworben hatte, gedachte er wieder seiner Berge, deren Häupter so weiß waren, wie sein klingendes Silber. Und bei dem Ducatengold, das er nun auch schon kannte, fiel ihm goldenes Haar ein. — Erinnert er sich recht, so hat er einmal an einem hellen Maientag dem Hirtenmädchen die Worte gesagt: „Wenn ich könnt', ich thät's, heiraten thät' ich Dich!"

Jetzt könnte er.

Und der Sepp zitherte sich weiter, zitherte sich dem Gebirge zu; und dort kam er just recht zur Hochzeit. Das rothhaarige Hirtenmädchen heiratete einen Jägerburschen.

Ist auch gut, dachte sich der Sepp und spielte bei dem Hochzeitsfeste lustige Ländler auf seiner Zither.

Dann ging er wieder davon. Er wollte das Wort „Herrn-Sepp" nicht leiden; er wußte gut genug, daß es Spott war. Er hätt's doch lieber mit den Bauern gehalten. — Ein schlichter Musikant will er bleiben; und gleichwohl er gegen seine trotzigen Landsleute einige Bitterkeit hegt, ihre Reigen und ihre Lieder, die spielt er doch noch am liebsten.

Und er ist viel besser daran, wie die anderen Burschen daheim. Ist Einer herzensfreudig, oder ist er zum Sterben betrübt, oder ist er närrisch verliebt, oder hat er einen gewaltigen Zorn — er kann sich nicht helfen; es preßt und drückt und schraubt das Herz ein, oder es bricht aus in einen fürchterlichen Sturm. Ja, da hat's der Musikant doch besser, die Seelenwucht löst sich in Saitenklingen, und die liebe Musik bringt Alles wieder in das Gleichgewicht.

Wieder und wieder machte der Sepp die Runde durch das Land. Zuweilen aber setzte er sich auf einen Stein unter Eichenschatten und spielte für sich selbst. Was waren aber seine Knie und der grüne Rasen für ein schlechter Resonanzboden! Und die zarten Klänge ertranken in der weiten Luft, und der Windhauch sog das Lied ein, und sein Herz — für das er doch recht eigentlich gespielt — es wurde nicht satt, nicht erquickt. Da stützte der Bursche einmal seinen Kopf auf die Hand und sagte: „Sepp, Du bist doch ein recht armer Teufel! . . . ."

Das Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit wollte ihn überkommen, aber noch zu rechter Zeit fuhr er in die Saiten und spielte eine keck ausgelassene Volksweise.

Und als das so klang, da jodelte unweit davon im Gebüsche eine helle Stimme dieselbe Weise mit. Der Sepp sprang auf, sah den blonden Lockenkopf eines Mädchens, der sich sofort hinter den Busch verbergen wollte. Es war aber zu spät . . . .

— Der kleine Josef regte sich. Mit dem Fäustchen fuhr er über die Augen, die schier ein wenig aufgucken wollten.

Der Sepp wispelte einlullend mit den Lippen und wendete das Kind auf die andere Seite. Da schlief es wieder ruhig weiter.

. . . . Ein Fischermädchen war es, träumte der Sepp seine Vergangenheit weiter, Kathrin hieß es; allein bei einem fremden Manne so sitzen, das wollte es nicht; aber das Saitenspiel und das Singen war ihm Lust und Leben.

Der Musikant kehrte beim Fischer ein. Den ganzen Abend spielte er; die zwei alten Leutchen, Kathrinens Eltern, legten ihre Hände in den Schoß und lauschten und lächelten still; nein, diese Leute verdarben den zarten Sang nicht durch Händegeklatsch; gleichwohl dieses Spiel auch in ihrer Tagesordnung nicht war, so horchten sie andächtig und waren völlig glücklich.

Kathrin that die heimgebrachten Hechte in den Behälter und lispelte zu den Fischen: „Ein rechtes Unglück, daß ihr taub seid, er spielt so schön."

Dieses Mädchen denn ist sein Weib geworden.

Sie gründeten sich einen kleinen Hausstand im Orte; zogen auch mitsammen aus, um zu spielen und zu singen, und es war ein hübsches lustiges Musikantenpaar.

Zum Glücke des Hauses gesellte sich auch der Segen, bis schließlich zum freundlichen Duett auch noch eine dritte Stimme kam, eine sehr helle und kräftige Stimme, die aber keine Note und keinen Tact achtete und demnach für Concerte nicht zu brauchen war.

Da ließ der Sepp das Wandern und blieb daheim bei seinem kleinen Josef.

Nun hatte er Alles, was er sich nur zu wünschen vermochte: ein Heim, ein Weib, ein Kind. Und nun fehlte ihm doch noch was.

Er hatte es anfangs selbst nicht gewußt, was es war. Besonders zur schönen Sommerszeit kam's. Die Saiten wollten nicht stimmen; — ja, die Luft war schuld, sie war

zu dicht, zu träge. Die Musik gab keinen rechten Hall und Schall, seine eigene Stimme kam ihm heiser vor. Wo auch sollt's denn hallen und schallen auf diesem flachen einförmigen Gelände? — Die Brust engte es ihm zuweilen ein; ach, wie sollte die Brust sich weiten und kräftigen auf diesen allfort ebenen, staubigen Straßen, bei diesem weichen, schalen Trinkwasser, das man mit Mühe und Noth aus der Erde muß pumpen.

Was fehlt der Welt? Sepp! Herrn-Sepp! was fehlt der Welt?

Die Berge fehlen ihr.

Das Heimweh hat Dich erfaßt; in Deinen heimatlichen Wäldern möchtest Du sein, im Gebirge möchtest Du leben.

Man weiß ein Häuschen, Sepp, das steht noch hinter jenen Waldbergen, wo sie Dich den Herrn-Sepp nennen, das steht tief in einem gletscherkühlen, schattenblauen Felsenthale. Dort braucht man keine Uhr zur Tageszeit; die Bergspitzen und die Felshörner, an denen die Sonne vorbeigeht, bedeuten die Stunden, nach denen sie etwa geheißen sind. Unseres Herrgotts Zifferblatt, lieber Sepp! — Und vielleicht geht in jenem Felsenthale die Sonne täglich zweimal auf und zweimal unter, wenn sie sich hinter die ewigen Hochwarten birgt und wieder hervortritt. Vielleicht wird dort der Sonnenball einmal von einem Eiszacken aufgespießt, bis er endlich nach solchen Abenteuern untertaucht und acht oder neun Monate lang gar nicht mehr aufgeht. — In solchem Gewände da d'rin, und in der Klarheit der Luft und in der großen Ruhe des Waldes müßten Zitherſaiten einen hellen Ton geben . . . .

Das Haus in jenem Felsenthale ist ein Jagdasyl und gehört einem hohen Herrn, der Dich kennt, der Dir immer

noch wohl will, dessen Gewissen schreit, er hätte Dich in die Welt gezogen, in der Du leicht untergehen könntest, der nach einer Gelegenheit sinnt, noch einmal was Rechtes für Dich thun zu können. — Sind auch wunderliche Sitten bei Hofe, aber — der, den man meint, ist doch ein guter Herr . . . .

Ein waches Träumen war's gewesen die lange Zeit, der Sepp war völlig blaß geworden. Schließlich konnte er nicht mehr anders, er schrieb an den Verwalter des herzoglichen Jagdreviers, ob es denn nicht menschenmöglich wäre, daß — im Falle das Jagdhaus im Edelgrund leer stünde — er, der Sepp sammt seiner kleinen Familie zur Sommerszeit ein paar Wochen in demselben wohnen könne.

Aus sich hätte er's kaum gethan, aber die Sache war ihm nahe gelegt worden. Und was ein Prinz will, allzeit ist das noch menschenmöglich gewesen.

„— Herr Josef Riedheimer ist Eigenthümer des Hauses im Edelgrund" — und eigenhändig unterschrieben vom Erzherzog.

Ja, Sepp, das Zitherspiel! Du hast ihm's angethan, dem hohen Herrn. Und jetzt spiele ihm zu Ehren und auf seine Gesundheit und langes Leben gleich ein frischlustiges Alpenjauchzen auf. Bald bist Du im Gebirge!

Und jetzt verließ er sein behäbig Haus auf der Ebene, um es nur für die Winterszeit immer wieder zu beziehen. Der Sommer war sein im Hochgebirge. „Hier," rief er, als er die weiten Tannenwälder und die blauenden Felsen wieder sah, „hier hat Gott die Welt erschaffen!"

— Daß er noch so kindisch ist, der Sepp; einen Juchschrei hat er gethan! Darauf ist das Knäblein aus dem Schlafe gefahren — hat den Vater helläugig angeblickt.

Aber, was heute nur die Ameisen wollen; die kommen aus den Fugen hervor, krabbeln an den Wänden hinan und ein paar von ihnen besuchen gar das rothwangige Kindlein in der Wiege.

Nun hob der Vater den zappelnden Kleinen aus seinem Nestchen, that ihm das Nöthige zu Gute, gab ihm Milch zu trinken, strich ihm die goldblonden Seidenlocken aus dem anmuthig gerundeten Stirnchen, schaukelte ihn auf dem Knie und trillerte leise das Lieblingsliedchen:

„Patsch' Händl z'samm,
Patsch' Händl z'samm,
Was wird die Mutter bringen..."

Der Sepp unterbricht sich. Die Zither schrillt auf dem Tische ganz von selbst; das offene Fenster geht langsam zu. — Was ist das?

Das ist ja doch fast unheimlich, allein so im Hause sein. Wie trifft sich's nur, daß die Dienstmagd gerade an diesen Tagen zu ihrer kranken Mutter genußt? Sie hätte den Knaben gewartet und der Sepp hätte sein Weib über das Fenster begleitet.

Ohne Gefahr ist der Weg das Gewände hinan nicht. Es giebt schauerliche Stellen, wer an solchen stürzt, der stürzt viele hundert Fuß tief. Wenn sich zwei Wanderer am Rothhang begegnen, so muß einer von ihnen umkehren, sie können nicht aneinander vorüber, dazu ist der Pfad zu schmal. An diesem Rothhang war es ja, wo vor Jahren der Waldhammer-Jok stundenlang vor einem Steinbock gestanden. Der Bock wollte sich nicht wenden, der Jok auch nicht. Letzterer kannte die Eigenheit dieser Thiere gar wohl und wußte, daß, wenn er jetzt umkehre, der Steinbock ihm mit seiner ehernen Stirne in den Rücken rennen, ihn in den Abgrund stoßen

werde. So stand der Jok. Er suchte das Thier mit Steinwürfen aus seinem Weg zu verscheuchen, das gelang ihm aber nicht und der Bock trippelte immer näher und schaukelte bedenklich seine mächtig großen Hörner. Die Zeit verging, die drei Leuchter glühten im Abendschein. Was that der Jok? — Er schritt festen Muthes voran, faßte mit kräftigen Armen keck die kantigen Hörner der Alpenantilope und sagte: Du oder ich, mein Bursch! Der Bock ging einige Schritte rückwärts um zum Stoß auszuholen. — Aha, du willst springen, sagte der Jok, ließ die Hörner los und schritt auch seinerseits wieder ein bischen gegen rückwärts. Der Bock stemmte die Hinterfüße an, that einen gewaltigen Sprung; der Jok bückte sich und das Thier — war über ihn hinweg.

Derlei Abenteuer passiren im Gebirge die Menge und am Rothhang besonders zeigt so manches „Martertaferl", daß es nicht immer glücklich abgeht.

Und diesen Weg mußte die Kathrin, das hilflose Weib wandeln. Wohl wahr, der Weg war ihr bekannt und bereits vertraut und wurde thatsächlich sehr oft von Weibern passirt; und wer behutsam ist, für den hat's keine Gefahr. —

So quälte und beruhigte sich der Sepp und so schwätzte er laut mit seinem Knaben und setzte immer bei: „Ist sie erst über das Fenster, dann geht es sachte über das Ameiskar und durch das Knieholz abwärts und sie ist leicht vor Abend in der Waldhammerklause."

Dem Kleinen schienen indeß für den Augenblick diese Dinge sehr wesenlos: er spitzte sein Zeigfingerchen und stupfte damit auf des Vaters schwarzen Schnurrbart.

In demselben Momente schrillte von selbst wieder das Saitenspiel, die Fenster klirrten, die Wand ächzte, die Wiege

bewegte sich von selbst und die Pendeluhr hörte auf zu ticken.

„Ein Erdbeben!“ rief der Sepp aus, „in dieser Gegend ein Erdbeben!“

Er hob das Kind zu seiner Brust und ging in das Freie.

Die Luft war völlig drückend, der Himmel war wie gelblich angehaucht. In dem durch die Schlucht rauschenden Finsterbach reckten Forellen ihre Köpfe in die Luft empor und das Wasser war lauweich und fast trübe.

Plötzlich war ein Dröhnen im Boden und die Stöße waren leicht bemerkbar. Von der Wand rieselten Sandkörner und Steinchen nieder.

Der kleine Josef machte sehr große Augen und blickte wie befremdet in das Antlitz des Vaters. Dieses aber wendete sich den Wildschluchten zu, hinter welchen der Paß, das Fenster genannt, lag. Links davon erhoben sich die Hochmassen der Finster-Fölz mit ihren schauerlichen senkrechten Wänden und mit ihren Firnen, über welchen die drei Leuchter luftig und kühn, wie ein gothischer Dreizack emporragten.

Als der Sepp seine Augen gegen diese duftblaue Hochspitze richtete, sah er über das Dreizack ein schwarzes Pünktchen sich langsam erheben, anfangs zitternd und verschwimmend, wie eine Augentäuschung, bald aber deutlicher werdend und wachsend. Des Mannes Blick blieb an dem Gegenstande haften. Von Secunde zu Secunde trat der schwarze Punkt deutlicher hervor, leuchtete zuweilen in goldigem Schimmer, büßte den Glanz sofort wieder ein, wenn er in das Bereich der Schatten kam, die von den drei Leuchtern her durch den Raum gezogen waren. Und endlich nach mehreren Minuten brauste die dunkle Gestalt als mächtiger

Lämmergeier gegen die Schluchten des Edelgrundes, in deren Tiefen er verschwand.

— Das ist heute doch ein seltsamer Nachmittag, dachte sich der Sepp. Wart', Bübel, setz' Dich dieweilen da auf's Moos, ich eile um das Schußgewehr. Ich denk', der Vogel läßt sich noch sehen.

Kaum aber hatte er den Kleinen auf die weiche Matte gesetzt, so hob er ihn auch schon wieder auf den Arm. Es war ihm heute, als dürfe er das Kind nicht auf drei Augenblicke von sich lassen. Sein Gemüth war beklommen; er konnte sich nicht recht ergötzen und erquicken an der heiteren Liebherzigkeit seines Kleinen.

Schon umdüsterte sich das Felsenthal und es ging gegen Abend. Die Quelle an der Wand kam ruckweise und war trüb und warm.

Der Sepp stand eben mit dem Kinde am Brunnen, um Wasser für den Abend zu schöpfen. — Der Josef streckte eben sein Händchen jubelnd gegen das farbenbunte Bildniß des Schutzengels empor, als das Gräßliche geschah.

Ein gewaltiger Erdstoß wogte, der Sepp vermeinte die Felswand ächzen zu hören; und in demselben Augenblicke brandete ein dumpfes aber erschütterndes Donnern durch die Luft, an allen Hängen und Felsen widerdröhnend. Unwillkürlich wendete der Sepp sein Gesicht gegen den Paß hin, welchen sein Weib zu überschreiten hatte, und nun sah er ein Schauspiel, über das schier sein Puls stillstand.

Am Fuße der drei Leuchter wurde der Gletscher lebendig und fuhr in ungeheuren Tafeln langsam nieder bis zu dem senkrechten Gewände und stürzte — stürzte schwer und träge über den gewaltigen Abgrund. Ein mattrother Schein umdämmerte die Finster-Fölz, wie das Aufzucken eines Nord-

lichtes, dann bebte neuerdings die Erde. Die Wände krachten, als sprängen sie entzwei, und ein rother Steinkoloß kam durch die Lüfte gesaust, prallte an die Granittafeln des Hochruckfußes und von diesen mit Funkensprühen zurückgeworfen, fuhr er nieder in das Thal, und kaum fünfzig Schritte von dem Hause schlug er in die Erde, daß hoch auf der Sand und der Rasen und die Felsensplitter stoben. Und dann erst kam das Donnerrollen von dem Gletscherssturze heran, daß es die Lüfte und die Ohren zerriß und schier nimmer enden wollte.

Der Sepp war blaß wie die Wand, die vor ihm ragte. Das Knäblein hob seine Augenbrauen hoch und war auch erschrocken, schließlich aber freute es sich baß an dem Getöse und lachte und jauchzte und zappelte mit Händen und Füßen.

„O Du mein armes Kind, was ist jetzt geschehen!" rief der Mann.

Es war dunkel. Er trug den Knaben in das Haus. Im Hause waren mehrere Fenster gesprungen.

Und dann brach die grauenhafte Nacht an. Die Spannung der Luft löste sich in einem Gewitter und die Fenster waren stetig roth von dem Scheine der Blitze.

Das Kind schlief, aber der Vater irrte wachend umher. Er wollte durch Nacht und Sturm über das Gebirge, um sein Weib zu suchen. Aber das hilf- und schutzlose Kind im Hause — konnte er's denn verlassen? Mit Banden zog es ihn davon, mit Banden hielt es ihn zurück.

Wohl sagte er sich: „Sie wird noch vor dem Unheil über den Paß gekommen sein, oder sie hat sich unterwegs in einer der Felsklüfte zu schützen gewußt; sie ist ja klug, meine Kathrin, und sie ist ja brav und fromm; gelt Du unser lieber Herrgott im Himmel, Du hast sie nicht verlassen!"

Der Kleine ſchluchzte im Schlafe und ſein Schluchzen ging in ein heftiges, faſt erſchütterndes Lachen über, ohne daß er die Augen öffnete. Auch der Kindesſeele hatte ſich die Beklemmniß mitgetheilt.

Als es gegen Morgen war und die Leuchter oben ſchon blaß angehaucht wie ätheriſche Geſtalten ſchwammen, ging der Sepp wieder aus dem Hauſe. Es war kühl geworden und der Himmel war ſternenhell. In der Ferne war es wie das Rauſchen eines Waſſerfalles; aber der Wildbach, der ſonſt durch den Edelgrund brauſte, der war heute ſo ſeltſam ſtill, und als der Sepp an ſein Bett ſchritt, da fand er kein fließendes Waſſer mehr. Einzelne Tümpfe ſtanden und darin plätſcherte hie und da ein verendender Steinkrebs oder eine Forelle.

Nicht verſiegt und vertrocknet, wie ſolches im heißen Sommer ja zuweilen geſchehen kann, nein, ſondern plötzlich ausgeblieben, abgeſchnitten. Was iſt denn Furchtbares geſchehen in den Hochmaſſen der Finſter-Fölz?

Ehvor noch die Sonne auf den Kuppen des Gebirges lag, verſammelten ſich Leute der umliegenden Gegenden im Edelgrund.

Sie fragten und ſie erzählten; Jeder wußte was Anderes von der Revolution, die geſtern am Abende ſtattgefunden. Draußen im Hochruckegg ſeien mehrere Joch Hochwald geknickt worden. Oben im Ringkar ſeien Felſen geſpalten; daſelbſt läge auch eine Unzahl todter Thiere, als Gemſen, Eidechſen, Vögel u. ſ. w., die jedoch keine Spur von Verwundung an ſich trügen. Drüben in der Bärengrotte ſpringe ein neuer mächtiger Quell aus dem Geſteine hervor und bilde Waſſerfälle über das Gelehne, die man ſchon von Weitem ſehen und hören könne.

Gar sonderlich verwunderten sie sich hierauf über den röthlichen Steinblock, der gestern durch die Lüfte gekommen war und wohl Hunderte von Centnern wog. Nirgends in der Nähe war ähnlich gefärbtes Gestein, und doch war an dem Koloß der frische Bruch leicht zu erkennen. Woher kam er nur? Der Waldrauchgräber Petz beguckte und betastete den Stein von allen Seiten und murmelte: „Das versteh' ich nicht. Bigott, der ist vom Himmel gefallen."

Den Sepp wollte all' das gar nicht berühren. Er fragte Jeden nach seinem Weibe. So viel sie auch wußten, allein von Kathrin hatten sie Nichts gesehen.

Nun brachen sie auf, das Weib zu suchen. Die Wangen des Musikanten rötheten sich in neuer Hoffnung und Zuversicht.

„Auf, Josef!" rief er sein Kind aus dem Schlummer, „wir gehen allbeid' über den Berg zur Mutter."

Der Kleine fürchtete sich vor den vielen Leuten und schluchzte unaufhörlich, als ihn der Sepp mit einem Tuche auf seinen Rücken band. Mit zitternden Armen schlang er sich um den Hals des Vaters und weinte sich heiser und sank endlich in das Tuch zurück, um vor Erschöpfung zu schlafen.

Sie gingen das stille, zerrissene Bachbett entlang durch Engen und Klüfte, bis der Fußsteig endlich in Windungen das Gebirge hinanstieg. Ueberall Spuren der Katastrophe, zerrissener Boden, niedergebrochene Steine; sogar Eisgestücke und Schneestaub fand sich, und es war doch weit von der Stelle, wo die Gletscher niedergefahren.

Als die Männer zur ersten Anhöhe kamen, wo eine hölzerne Gedächtnißtafel steht, berichtend, daß hier zwei Wildhahnjäger von einer Schneelawine begraben worden, begegnete ihnen der Waldhammer-Jok.

„He, Leute!“ schrie er schon von Weitem, „wollt Ihr über's Fenster? — Keine Menschenmöglichkeit. Jesus und Maria, da droben ist die Welt auseinandergesprungen. Kein Mensch kann's glauben, was da geschehen ist, der Berg ist niedergebrochen!“

— Ist mein Weib — gestern zu Euch gekommen? — wollte der Sepp den Waldhammer fragen; er rührte die Zunge, sie gab keinen Laut. Die Gestalten wankten vor seinen Augen, er hörte nichts, als den Pulsschlag in seinen Schläfen.

„Ich komme von der andern Seite her, vom Hochruck,“ berichtete der Jok, „um Mitternacht bin ich schon fort von heim. — Ist nicht der Herren-Sepp bei Euch? Ja, zu dem will ich. — Hab' Dir schon gestern Post sagen lassen, Gevatter; 's ist hohe Zeit, wir brauchen Dein Weib.“

— — Also doch — doch.

Dem Sepp schwankten die Knie, wortlos setzte er sich auf einen Stein und langte nach dem Kinde.

„Ist sie nicht schon gestern zu Euch gekommen, Jok?“ fragten mehrere der Männer zugleich.

Da blieb der Jok stehen und wurde blaß. — „Sollt's doch sein, was ich um Gottes heiligen Willen nicht hab' glauben können? Ist die Kathrin gestern noch fortgegangen vom Edelgrund? — O, helf' ihr Gott, helf' ihr der allmächtige Gott!“ In lautes Weinen brach er aus, der Jok, und fiel auf die Knie vor dem Sepp: „Ich bin's schuld, ich bin Dein Unglück, Du armer, armer Witwer, Du arme Waise! — O, jetzt ist Alles aus, in die Erd' möcht' ich mich vergraben!“

Der Sepp saß da wie eine Bildsäule von Stein. Er starrte auf sein Kind, das ermüdet noch im Schlafe lag.

„— Schlaf' zu, werd' nimmermehr wach. Deine Mutter ist todt . . . ."

Die Männer standen eine Weile stumm in der Runde und schauten ihn an.

Plötzlich erhob sich der Sepp, faßte neukräftig den Stock und sagte: „Weiter! Suchen! Todt kann sie nicht sein. Sie hat sich schon geholfen, meine Kathrin. Jetzt ist die Sonne da, wir werden sie leicht finden."

Stundenlang stiegen sie im wilden Gefelse umher. Sie sahen in die Tiefen hinab, in welchen die zerschellten Massen des von den drei Leuchtern niedergebrochenen Gletschers lagen. In der Nähe der Verwüstung war stellenweise der Moosboden versengt und hier und da lag ein todter Specht, ein todter Rabe, ein todter Habicht, wie diese Thiere im Fluge vielleicht von dem gewaltigen Luftstoß erschlagen oder erdrückt worden sein mochten.

Endlich standen die Männer auf dem Grat, wo sich der Blick öffnete in eine Gegend, die keiner von diesen Alpensöhnen noch gesehen hatte.

Wo früher an den steilen Lehnen des Rothhang unter überhängenden Felsästen der Fußsteig sich hinzog, war jetzt ein weites tiefgehöhltes Kar, und der kühngebaute Bergrücken mit seinen ungeheuren Felsenhöckern war abgestürzt, und die tiefen, schwindelerregenden Schluchten waren verschwunden, ausgefüllt von den niedergebrochenen Massen. Der ungeheuere Bruch schimmerte roth in der Sonne und hatte unzählige schwarze und graue Adern und Risse und Brüche, die in ihrer fallrechten Richtung das Urgebirge kennzeichneten. Der neue, von der Finster-Fölz fast senkrecht fallende Abgrund ging in einen von Trümmern und Erdmassen umwallten Kessel, in welchem Wasser stand.

„Da wächst ein See," sagte einer der Männer, „und bis er voll ist, wird auch der Finsterbach wieder über den Edelgrund rinnen."

„Und in diesem Bruche ist sicher der rothe Stein daheim gewesen, der unten im Edelgrund liegt," sagte ein Anderer, „und man glaubt es gar nicht, was der Luftdruck im Stande ist."

Sie schüttelten die Köpfe.

„Und über das Fenster führt kein Weg mehr," meinte der Waldhammer, „Klausdorf und der Edelgrund sind drei Stunden weiter auseinander gerückt."

„Ja, und zu den drei Leuchtern führt auch kein Weg mehr, der Berg steht von allen Seiten abgeschlossen; die letzte Zugbrücke, über die man sonst zu den Gletschern hinaufgestiegen, ist gefallen."

All' das bewegte den Sepp nicht. „Sie ist todt," redete er vor sich hin, „Gott selber hat sie begraben."

Auf das viele Drängen der Leute kehrte er endlich in das Haus im Edelgrund zurück, um doch nur sein Kind zu atzen.

Menschen kamen vom Vorlande herein; und gleichwohl es dem Sepp immer geschienen, sie wollten ihm nicht gut, weil er aus ihrem Kreise getreten war, so sah er es nun doch, sie hatten ihn lieb als einen der Ihren, und auch als einen der Menschen, die ein großes Unglück getroffen. — Sie brachten ihm Nahrung, weil er ja keine Hausfrau habe, die ihm welche bereite; Weiber kamen und trugen sich an, des Kleinen zu warten. Der alte Petz saß stundenlang auf dem rothen Stein, als wollte er den Edelgrund bewachen. Der Sepp lehnte Alles ab; er wollte allein sein in dem Hause, in welchem er mit ihr gelebt hatte, allein bei seinem

Kinde, das, als der Mutter Ebenbild, noch im Stande sein sollte, sein bis zur Ohnmacht getroffenes Herz wieder zu beleben.

Und als er allein war, da kam er in schweres Sinnen. — Wie hat er's doch so unrecht verstanden! Den Menschen seiner heimatlichen Wälder hatte er mißtraut, und sie sind es, die ihm so treu beispringen wollen in der Noth, die ruhelos das Hochgebirge durchstreifen, um eine Spur von seinem Weibe zu entdecken. — Und das Hochgebirge hingegen hatte er so warm geliebt, war zu ihm aus gesegneten Landstrichen herangezogen, hatte sich vertrauensvoll ihm ergeben mit den Seinen. Und das Hochgebirge hatte ihm sein Weib geraubt, sein Leben zerrissen.

„Das mußt Du Dir merken, Kind," sagte er zu seinem Knäblein, „die steinernen Berge sind nichts für Dich; an die Menschen mußt Du Dich halten. Bei Deinen Großeltern wirst Du gedeihen; Dein Vater aber bleibt da, will nimmer von diesen Friedhofsmauern gehen."

So verstrich der Tag. Und als die Dämmerung eintrat, in der einen Tag früher das Schreckliche geschehen war, fand sich der Sepp immer noch allein in dem öden Hause. Er hatte nicht Speise und Trank zu sich genommen; „Kathrin, ich will mit dem Mittagessen auf Dich warten, so ist's verabredet."

Lange in die Nacht hinein saß er an seinem Bett und hielt den Kleinen im Arm. Das Kind verlangte nach den Zithertönen, die es sonst immer in den Schlaf gelullt hatten. Der Sepp versuchte. „Ach, Kind," sagte er, „Alles verstimmt."

Wollte es aber nicht recht glauben, der Kleine, reckte die Händchen — möchte es selber versuchen. Der Vater ließ ihn in den Saiten wühlen, bis unter den rücksichtslosen Fingerchen eine um die andere sprang.

Der Sepp starrte zum Fenster hinaus. Tiefe Dunkelheit und Stille zwischen den Felsen. Ohnmächtig hingesunken lag die Natur nach dem schrecklichen Toben. Selbst in den Schuttriesen, wo sonst wandelnde Gemsen Sand und Steinchen lostraten, war es so still. Und der Finsterbach —

— Wenn nur das Wasser wieder da wär', wenn nur das Wasser wieder thät' rinnen — war es dem Sepp — diese Ruhsamkeit überall kann Einem ja das Herz erdrücken. — „Willst denn auch Du nicht mehr hell schreien, Kind! Dein Lächeln und Schäkern schneidet mir in die Seele. Ist denn gar nichts in Dir, das Dir's thät' sagen! Kannst es denn nimmer verstehen, Du armseliger Wurm: Deine Mutter ist todt!"

So sehr sehnte der arme Mann, der die Menschen abgelehnt, andererseits sich wieder nach Theilnahme und Mitleid. Aber das Knäblein wollte von einer Traurigkeit nichts wissen. Wohl machte es zu den seltsamen Worten des Vaters ein ernsthaftes Gesicht, saß ein Weilchen unbeweglich da und saugte an seinem Finger. Ganz geheuer mochte es ihm allerdings nicht vorkommen, allein bald schlug es wieder in seine Lustigkeit über; hastig kroch es über den Tisch, tastete gegen die Fensterscheibe nach seinem Spiegelbildchen und lugte dann in die Nacht hinaus. — Ueber den drei Leuchtern stand ein flimmerndes Sternlein, das guckte der Kleine an und nach demselben zeigte er mit seinem noch mundfeuchten Fingerchen.

— Dieser Stern steht vielleicht gerade über ihrem Grabe. — Sterne sind Lichter vom Himmel, hat meine Mutter oft gesagt — o Gott, wenn ich nur recht beten könnt', den festen Glauben an das Wiedersehen im Himmel wollt' ich mir erbitten. — So war des verlassenen Mannes Sinnen und Sehnen.

Mit der Milch einer Ziege sättigte er das Kind; auch er selbst trank von dieser Milch. Der Kleine schlief bald in seinem Bettchen. Der Sepp aber lag offenen Auges auf seinem Lager und sah durch das Fenster die Sterne des Himmels an. — Großeltern, Vater und Mutter und Gattin, sie sind voran. Wie wunderbar, wenn wir uns dort Alle versammeln sollen. Warum hat's nur nicht gleich im Himmel angefangen? Diese Welt ist doch überflüssig ganz und gar. Und wie schlecht ist sie gerathen; nichts Wahres und Beständiges an ihr. Das Glückseligste kann über Nacht zum Jammer werden. — Viel zu wenig Gutes werd' ich ihr gethan haben, meiner Kathrin. Sie ist so still und zufrieden gewesen. Nimmer von ihrer Seite hätt' ich gehen sollen; man überläßt sich der Welt und überläßt sich seinen Geschäften und Gewohnheiten, und man meint, man hat sich ja noch lange und wird schon all' die Güte und Herzlichkeit noch üben. — Und jählings ist es aus und der Ueberlebende weiß sich nicht zu helfen. — Einmal noch, Kathrin, komm' zu mir, daß ich Dir könnt' zeigen, wie lieb ich Dich hab'!

Der Kleine in der Wiege regte sich; dann ward's wieder so still, so öd und leer — so todt. Der Sepp sprang auf und trug Holz zusammen und machte im Ofen ein Feuer an. Er wollte die Flamme knistern hören; die Oede der Welt wollte er mit diesem Feuer beleben. — Und als er mit dem Lichte nun auch zur Wiege trat, siehe, da saß der kleine Josef in seinem weißen Hemdchen auf dem Bette und spielte völlig in sich verloren mit einem blauen Halsbande von der Mutter. Also auch der Knabe hatte nicht schlafen können, hatte sich aufgerichtet und eine Zerstreuung gesucht. — Fast erschrocken war er, als nun plötzlich das Flämmchen vor ihm aufging.

Und so stand der Sepp mit dem Lichte in der Hand mitten in der einsamen Nacht, und sah sein rothwangiges, helläugiges Kindlein an. Alles tiefe Finsterniß in Nah' und Fern'; nur auf diesem Bilde lag ein rosiger Schein, den süßen Kindesfrieden und die junge Lebensfreudigkeit wundersam verklärend.

Der Sepp hob den Kleinen aus der Wiege und legte ihn zu sich in sein Bett, nahe — nahe zu seiner Brust, und übergoß ihn mit Küssen und hauchte: „Du bist mein liebes Kind."

— — — — — — — — — — — — —

Nach wenigen Stunden lag wieder ein neuer freundlicher Tag über dem Gebirge. Im Hause auf dem Edelgrund war es noch ruhig, der Sepp schlief und sein Haupt war tief in das Kissen versunken.

Der kleine Josef wollte das aber nicht schicksam finden, am hellen Tage so zu schlafen. Auch dünkte es ihm vielleicht schon Zeit zum Frühstück, denn er war ein großer Liebhaber von Ziegenmilch. — Sofort hub er an und zupfte den Vater ein wenig an den Locken. Das hatte gar keinen Erfolg. Zwickte ihn ein bischen am Ohrläppchen; — kaum ein leises Kopfschütteln. Richtete sich denn der Kleine empor, stützte sich auf des Vaters Schulter und fing mit dessen Schnurrbart Händel an und bohrte seine Fingerchen in die Nasennüstern hinein; und als der Schlummernde hierauf niesen mußte, lachte das Knäblein hell auf — und der Sepp öffnete die Augen.

Ein Wonneblick auf sein Kind; ein zweiter, suchender Blick in die Stube. — Sie ist nicht da. Ein Traum ist's gewesen, da sie an seiner Seite ihn herzte und neckte. Sie ist zugrunde gegangen im Gebirg. Von Neuem hebt der Schmerz an zu wühlen.

An diesem Tage kamen wieder viele Menschen und stiegen in das Gebirge hinan. Die Todte mußte, wenn möglich, doch aus den Bergtrümmern hervorgeholt und dem Sepp zum Troste feierlich begraben werden.

Auch der bucklige Petz war wieder da und schlich um das Haus des „Herrn-Sepp" und rückte diesem endlich an den Leib, und er hätte ein klein Wörtel zu reden. Er wollte es aber ganz heimlich thun, auch von dem Neste des Knäbleins zog er den Sepp seitab.

„Wer kann sein dafür," sagte er, „ich nicht, und der Waldhammer-Jok auch nicht. Ich hab' meine Botschaft ausgerichtet, weil ich's zugesagt hab'. Aber drucken thut's mich doch sakrisch, selb' kann mir der Sepp glauben. Hätt' ich nur gewußt, die Seppin sollt' allein über's Gebirg; nein, hätt's nicht zugelassen, mein Lebtag nicht; wär' selber mit ihr gegangen. — Je, 's ist aus und vorbei. Was ich thun kann, das thu' ich. Da hab' ich meine ersparte Sach'; 's ist nicht viel — auf sieben heilige Messen wird's langen; nehm' der Sepp, laß' Er dieselben bei Zeiten lesen zu Hilf und Trost ihrer armen Seel'."

Er legte das Geld hastig auf die Tischecke und wollte davon eilen; mit Mühe konnte ihn der Sepp halten, und in einen Rocksack stecken mußte er dem abwehrenden Manne das in Papier gewickelte Silbergeld.

„Mir auch recht," versetzte der Petz, „so thu' ich's selber. Nur daß ich mit dem Herrn Pfarrer nicht zu reden weiß; aber wer kann mir's denn wehren, wenn ich zu meiner eigenen Ruh' was für das arme Weib thun will!"

— Roh, verschlossen und tückisch kommen uns die Aelpler und Wäldler oft vor; wer sollte es nur glauben, daß diese Leute so aufopfernd treu und herzenswarm sind,

wo sie vor wahrem Unglücke stehen! — Selbst der Sepp sah erst jetzt in die Tiefe des Gemüthes seiner Landsleute.

Es verging der zweite Tag; die Männer kehrten, ohne die Vermißte gefunden zu haben, in ihre Häuser und Hütten zurück.

Draußen in der Pfarrkirche wurden die Todtenglocken geläutet für die arme Verunglückte im Gebirge. — Und im Edelgrund war die Oedniß und Verlassenheit, und der Sepp war mit seinem Kinde allein.

Heute aber zog er neue Saiten auf die Zither und spielte. Es muß wohl ein seltsames Spiel gewesen sein denn der Knabe, sonst bewegsam wie Quecksilber und lallend und schreiend wie ein kleiner Papagei, hörte durchaus ernsthaft zu und blickte völlig besorgt auf die Zither und auf den Vater.

Dann wieder ging der Sepp im Hause umher und sammelte Gegenstände, die an sein Weib erinnerten, und jedes Geräthe, das sie gehandhabt, wendete und wendete er und sah es an. Alles war da, ihre Linnen, ihre Kleider, ihre kleinen Schmucksachen, ihr Gebetbuch, all' die lieben Dinge, die in Beziehung zu ihrem Gatten und zu ihrem Kinde standen; — aber sie selbst, die Seele von Allem, war wie herausgeschält, sie selbst war nirgends — und dem armen Manne blutete und blutete das Herz.

Auch in dieser Nacht sah er wieder das Sternchen, das über den drei Leuchtern glühte; es glänzte röthlich und flimmerte so lebendig. Es schien ganz nahe am Bergessaum zu stehen und es ging doch nicht unter, es leuchtete die ganze Nacht so hell und treu in des Witwers Kämmerlein.

„Du bist Kathrinens Stern," sagte der Sepp laut, „und so will ich dich heißen und du sollst das Denkmal

sein." — Dann nahm er das Knäblein wieder an seine Seite: „Und Du bist Kathrinens Kind!" .... Er herzte und küßte es so lange, bis es aufschrie.

„Morgen, Josef," sagte er, „wenn die Sonne scheint, wollen wir hinaufgehen auf den Berg, wo der Grabhügel ist; dann mag ich Dir ein besseres Land suchen. Und jetzt schlaf', Du gutes Büblein, Du herziger Schatz, Du mein Kind."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Am anderen Tag, als der helle Sonnenschein niederging an den Wänden und der Sepp die kleinen häuslichen Verrichtungen geschlichtet hatte, hörte er plötzlich im Freien ein Plätschern und Rieseln. Eilig legte er den Kleinen aus seinem Arm in die Wiege und sprang hinaus, um zu sehen, was das wäre. Hastig lief er um den Steinhügel und über den Moosgrund hin dem Bette des Finsterbaches zu, und siehe, es rann wieder das Wasser. Es rann und plätscherte und schäumte wie vor und eh'.

„Ist der See gefüllt?" rief der Sepp. — „So und nicht anders; das Wasser ist gekommen — sie ist nicht gekommen."

Langsam und gebeugt wandelte er wieder dem Hause zu. Dem Kinde wollte er es erzählen, der lustige Bach sei wieder da. Aber als er in die Stube trat, da stand die Wiege leer und der Knabe war verschwunden.

.... Wo ist das Kind! .... Wo ist das Kind?! ....

Zu seinem Bette stürzte der Sepp, an den Winkel des Tisches, des Ofens hastete er. Da gab es ihm einen heißen Stich im Herzen. — Noch wahrte er sich vor einer Ohnmacht und horchte; — er hörte keinen Laut. Sind Leute da, die den Kleinen hinausgetragen? — Läuft er schon selber davon?

Fast ohne Athem eilte der Sepp wieder in das Freie. Und als er um die rückseitige Hausecke bog, da sah er an der Felsenwand vor dem Schutzengelbilde — mit dem Kinde hingesunken auf die Knie — sein Weib Kathrin.

„Jesus Maria!" schrie der Sepp, und mit dem Rufe: „Ihr bringt Einen ja um!" stürzte er zu Boden.

Kathrin goß mit hohler Hand Wasser über sein Gesicht. „Was ist geschehʼn, Sepp?" rief sie, „ist's meinetweg? Du siehst, ich bin ja frisch und gesund. — Sepp! hast denn mein Feuer nicht gesehen oben bei den drei Leuchtern? Bin ja im Herzen bei Euch gewesen; nur hab' ich früher nicht kommen können; werde Dir's schon erzählen."

„Wasser," schrie der Sepp, „noch mehr Wasser auf den Kopf, sonst werd' ich närrisch. — — Kathrin!" Er schrie und lachte, daß es ihn schüttelte über und über, und große Thränen rannen über seine Wangen.

Der kleine Josef war mit seinen nackten Füßchen gar auf den Erdboden hinabgekommen und zerrte jetzt an dem nassen Kleide seiner Mutter und wollte gern emporkrabbeln auf ihren Nacken und seine Seidenhärchen lagen ihm wirr über der Stirne, und jetzt, da er Vater und Mutter weinen sah, wollte auch ihm das Mäulchen sich ein wenig krümmen.

Endlich gingen sie in das Haus. Kathrin ließ sich an der Wiege nieder und sagte: „Gott sei Dank, daß ich wieder daheim bin!" — Der Sepp blieb gar nicht bei ihr; er machte in der Küche Feuer und kochte Milch, und dreimal lief er inzwischen zur Stubenthür, um nachzusehen, ob es denn wirklich wahr, daß sein Weib wiederum daheim. — Ja, sie war's ganz und gar; sie ordnete schon wieder die ein wenig wirr gewordenen Dinge in der Stube, sie that dem Knaben das blaue Kleidchen um und sie trillerte sein Liedchen.

das aber bald erstickte; heftig preßte sie ihren Mund auf das apfelrunde Wängelchen des Kleinen. Dann aß sie ein wenig von der warmen Suppe.

Und erst später, viel später sagte sie: „Hell zum Lachen ist's auch noch. Jetzt steig ich Dir im Gebirg herum wie ein Narr und bei der Waldhammerin bin ich noch nicht gewesen."

„Ja, wie ist denn das zugegangen um des lieben Gottes Willen!" rief der Sepp und schlug die Hände zusammen.

„Was wirst denn thun, wenn Du auf dem Berg oben bist und Du kannst nicht herab?" versetzte das Weib, „bigott, da bliebest Du sicherlich oben. — Na, jetzt bin ich ja wieder da, und weil nur Euch Zweien nichts geschehen. Gelt, und zum Kaffee hast auch nicht können! Was habt Ihr denn just gemacht, wie das Krachen ist gewesen? — Wer hätt' das gemeint, wie ich von heim fort bin! Ich steig' friedsam an dem Rothhang hin und möcht' mich schier vor den Kopf schlagen, daß ich den Schrankschlüssel im Sack trag' und Du könntest nicht einmal zur Kaffeebüchsen. — Da höre ich jählings, wie es in den Wänden lebendig wird und ganze Steine fliegen über meinen Kopf hin. Ich denk' gleich auf ein Erdbeben und trachte, daß ich vom Steig weg durch ein Kar auf die Höhe komme. Wie mir das eingefallen ist, das weiß ich nicht, aber 's ist mein Glück gewesen. Fortweg bin ich aufwärts geklettert, wo mir die wenigsten Steine entgegengekommen sind. Ich gelang' auf festeren Moosboden und in's Knieholz; jetzt, denk' ich, ist's schon gewonnen, und auf der andern Seiten will ich hinabsteigen in's Ameiskar. Und voreh' ich mir das ausdenken kann, ist Dir so ein Stoß und der Boden ist lebendig durch und durch, und ich hab' vor meinen Augen auf einmal einen rothen Schein

gesehen. — Jetzt erschlägt Dich der Blitz, hab' ich bei mir gesagt, und nachher ist nichts mehr gewesen."

„Du heiliger Gott," murmelte der Sepp, „und das wird ein Krachen gewesen sein!"

„Nichts hab' ich gehört," erzählte das Weib weiter, „und wie ich wieder wach bin worden, da lieg' ich im Knieholz und vor mir ist ein schauderhafter Abgrund und unten ist ein lediger Nebel und ich hab' der Dunkelheit wegen nichts Rechtes mehr sehen können. — Erst viel später bin ich's gewahr worden, daß der Berg ist niedergefahren; mein Lebtag, wie könnt' sich Eins das denken! In Gottesnamen, wenn nur daheim nichts geschehen. Ich hüll' mich in die Tücher, die ich für die Waldhammerin bei mir trag', und ich wart', bis der Tag wieder kommt, der Weg wird wohl zu finden sein. — Aber wie der Tag ist gekommen, da seh' ich die Schneefelder vor mir und gar nicht weit davon die drei Leuchter; und jetzt geh' ich und geh' und finde keinen Steig, der mich wollt' abwärts führen; überall sind die Wände, so weit ich mag sehen. Und das hätt' ich nicht geglaubt, Sepp, stundenlang kann Eins da oben herumgehen, so breit ist der Berg. Den ganzen Tag hab' ich einen Abstieg gesucht. Und wenn ich auf diese Seite herübergekommen bin, so hab' ich wohl herabgesehen auf unser Haus; das liegt da im tiefen Edelgrund wie eine kleinwinzige Muschel. Was hab' ich geschrien, Sepp, da ich die Leut' gesehen hab' herumsteigen wie Ameisen zwischen den Steinen. Aber mein Schrei ist in die Höh' gegangen wie der Nebel aus den Klüften. Dann hab' ich dürres Knieholz zusammengeschleppt auf der Höhe, wo die Leuchter stehen, nicht weit von dem Eis, und hab' Feuer gemacht; das hat die ganze Nacht gebrannt, daß Ihr mich solltet sehen." —

„Das hab' ich gesehen!" fuhr der Sepp jetzt auf, „Jesus, das hab' ich gesehen zwei Nächte lang, und ich hab's für einen Stern gehalten."

„Es ist nur ein Glück gewesen, daß ich das Backwerk bei mir gehabt," sagte die Kathrin, „aber dieser Durst! Im ganzen Jahr trink' ich sonst nicht und da oben bin ich Dir gar über das Eis hergefallen. — D'rauf am zweiten Tage bin ich wieder herabgegangen zur Stelle, wo der Berg ist abgerutscht, und da hab' ich gesehen, daß in der Schlucht, die mich vom Fußsteig über das Fenster trennt und die kein Mensch hätt' übersetzen können, daß in dieser Gruben Wasser zusammenrinnt und fortweg steigt und steigt. Das wird einmal eine Brück', denk' ich mir, aber so lang' will ich nicht warten — und bin wieder davongegangen und hab' an allen Schuttriesen und Mulden nach einem Abgang gesucht. 's ist umsonst, über Eis und Schnee kann ich nicht und hätt' auch sicher nichts genutzt; so bin ich wieder zu den drei Leuchtern gegangen und hab' Feuer gemacht, und so ist die dritte Nacht gewesen. — Was hab' ich gelugt, Sepp, aber es muß hell zu weit sein, und vom Haus hinauf hab' ich kein Licht gesehen. Schon um zwei in der Nacht wird's da oben Tag; da bin ich auf und davon und hab' gedacht, heut' versuch' ich das Letzt' und hinabkommen muß ich. Wieder zum Bergsturz steig' ich nieder, und da seh' ich's, das Wasser in der Kluft ist so weit gestiegen, daß ich es wagen kann, zu ihm hinabzurutschen. Bin ja eine Fischerdirn', wenn mir die Wand nichts thut, das Wasser scheu' ich nimmer. Legföhrengebüsch hab' ich zusammengeflochten zu einem Flötz, auf demselben bin ich herabgefahren über den Hang und schnurgerad' in das Wasser hinein. — Jetzt bist daheim, Kathrin, denk' ich mir und rudere mich mit einem Ast über den neuen See

bis an's andere Ufer, wo ich leicht an's Land spring' und gleich in Eins über den Berg her und dem Edelgrund zu. — Jetzt bin ich wieder da und des Waldhammers Kind ist gewiß noch gar nicht getauft."

So hat es die Kathrin das erstemal erzählt. Später — sie mußte oft davon reden — hat sie auch noch viele Nebenumstände geschildert. — Naturerscheinungen, vor denen ihr gegraut; Gefahren, die sie überstanden, und die Sehnsucht nach dem Hause im Edelgrund, das sie mit ihren Augen gehütet, mit ihrem Gebete besegnet habe.

Aber des Waldhammers Kind sollte doch trotz alledem kein Heide verbleiben. Der glücklich wiedergekehrten Kathrin zu Ehr' haben sie das neugeborne Mädchen auf weiten Umwegen in den Edelgrund gebracht. Der Priester kam auch mit und eine große Menschenmenge aus allen Theilen des Waldes und des Gebirges versammelte sich um das Haus des Herrn-Sepp. Und mit dem klaren Alpenwasser, das von dem neuen Hochsee nieder durch die Thalschlucht fließt, wurde die Kleine getauft. Kathrina sollte sie heißen.

Der Sepp schöpfte das Wasser; und der kleine Josef war auch bei der Feierlichkeit, und er sah mit seinen großen schwarzen Augenkirschen ganz andächtig d'rein. — Der alte Waldrauchgräber Petz brachte seine besten und feinsten Harzkörner als Weihrauch und Myrrhen zum Opfer. Hingegen aber forderte er allen Ernstes von dem Waldhammer-Jok den Wachholderwein als Botenlohn. — Ehe noch der Herbst das Laub und das Alpenmoos bleichte, verabschiedete sich der Sepp mit seiner Familie von den Bergen und ihren Bewohnern, mit dem Vorsatze, die liebe Sommerszeit von nun an im freien, sonnigen Flach- und Hügelgelände zu durchleben. Allein schon im nächsten Jahre, als die hohe

Sonnenwende eintrat, fuhr er mit Sack und Pack wieder gegen sein Alpenhaus im Edelgrund.

Und alljährlich kommen sie, und die Kathrin hat das einemal ein junges Mädchen, das anderemal wieder ein junges Knäblein bei sich, auf daß es doch endlich laut und lebendig werde im Felsenthale.

In Sepp war nach den Erfahrungen jener Tage der Noth das Gleichgewicht wieder hergestellt zwischen dem Hange zur Alpennatur und der Neigung zu den Alpenmenschen. Und das häusliche Glück blühte dem Ehepaar doppelt rein, seitdem nach der Trennung Pein und Todtenklage es ein zweitesmal die Hand Gottes getraut hatte. — Die beiden Familien des Sepp und des Waldhammer-Jok sind durch das Ereigniß jener Tage innig mitsammen verbunden. Der junge Josef und die junge Kathrina wachsen heran; ersterer lernt die Försterei, letztere übt sich mit Erfolg in feinen Flecht- und Schnitzarbeiten, zu denen sie im Gebirge die Weiden und Wachholdersträuche schneidet. Die beiden Leutchen begegnen sich nicht selten oben am tiefblauen Alpensee und am Fenster, auf das die drei Leuchter niederschauen, oder — ist es das Fenster zu Kathrinens Kämmerlein — die Sterne des Himmels.

Wenn es mit den jungen Leuten noch eine Weile so fortgeht, so — der Herrn-Sepp stimmt die Zither frisch — haben wir Hochzeit im Edelgrund.

Der Liebste ist mein Glaube!

Das ewige Leiden von Lieben und Meiden.

Im Zeilhofe sprang rasch ein Mann zur Thür heraus. Und wie hinter ihm die Thür in's Schloß fiel, da zitterte das ganze Gebäude. Am letzten Ausfahrtsthore blieb der Mann stehen, wandte sich um und knirschte: „Zeilhofer, das wird Dir Reu' thun, so lang' Du ein Haar auf dem Kopf hast!"

Dann ging er hinaus auf die Straße.

Es war ein strammgewachsener Bursche in einer halb bäuerlichen, halb städtischen Kleidung mit einer blauen Soldatenmütze auf dem Haupte.

Unter der Linde im Schatten saßen drei Knechte in reitender Stellung auf drei Bänklein, die voran einen Holzbock mit einem kleinen Amboß hatten. Auf diesem Amboß hatte Jeder eine Futtersense wagrecht liegen und Jeder klopfte mit einem Hammer die Schneide aus. Als sie den Burschen vom Hause springen sahen, hielten sie in ihrem Dengeln ein und der Eine sagte: „Schau Du, der Hauptmann! Was mag's denn geben haben?"

„Ueber den muß heut' ein viel Stärkerer gekommen sein," sagte der zweite Knecht, „der lauft sonst nicht davon."

„Der Ochsenziemer wird über ihn gekommen sein."

„Ist einer im Haus?"

„Ich hab' noch keinen gesehen, aber wenn unserem Bauer einmal die Gall aufsteigt, nachher kann ich mir's denken, daß er leicht einen findet."

Sie dengelten weiter und in den weitläufigen Gebäuden des Hofes hallte das Geklopfe nach, als wenn hinter allen Wänden und unter allen Giebeln emsige Dengler säßen.

Bald wieder setzte der zweite Knecht ab und sagte: „Möcht' nur wissen, wie er mit dem Hauptmann sollt' über Weg's gekommen sein?"

„Weißt," antwortete der eine Knecht, „heut' ist Samstag und da kehrt man gern einmal den Hof aus."

Sie dengelten wieder und nach einer Weile fragte der andere Knecht: „Wie meinst Du das?"

„Der Lump schleicht neuzeit viel um den Hof herum."

„Wird uns beim Heu helfen wollen."

„Ja, liegen d'rauf vielleicht und alle Viere hinausrecken. Das ist dem sein Heuen. Arbeit sucht der keine im Hof, das weiß ich."

„Kunnt mir's nit denken, was er sonst bei uns wollt' suchen."

„Kannst Dir's nit denken, so frag' bei den Weiberleuten an."

So der Knecht und klopfte mit Eifer auf die Sense d'rein.

„Möcht' nur wissen, warum sie den Urlauber Nikodem alleweil den Hauptmann heißen," bemerkte jetzt der dritte Knecht, der noch nicht lange in der Gegend war, „ist ja kein Hauptmann."

„Kunnt aber einer sein!" rief der erste Knecht zu ihm herüber. „Und lieber wirst leicht doch Herr Hauptmann heißen, als wie Schinder-Demi."

Und dengelte weiter.

„Weißt, Toni," sagte der Altknecht, der hinzugetreten war, „jetzt sind die Sensen scharf, jetzt gehen wir auf die Wiesen."

„Laß' Zeit, Toni, bis zum Feierabend," rief der zweite Knecht. „Wirst schon was hören vom schönen Demi."

Noch ein paar Klopfer und fein war's, gut war's.

Im Stalle, wo in zwei langen Reihen die semmelfalben, gut genährten und gut gepflegten Kühe an den Ketten standen, saßen unter den Bäuchen von zweien, auf einfüßigen Stühlen, zwei Mägde und molken.

Als die Eine der Mägde durch die offene Stallthür den Burschen mit der Soldatenmütze aus dem Hause springen sah, verfehlte der Milchbrunnen einen Augenblick den Zuber und sprang auf die Streu hin.

„Jesses, Sandl, Dein' Milch!" rief die Andere, „wo hast denn Deine Augen?"

„Ich schau' halt die sauberen Leut' so viel gern an," gestand die Sandl. „Der Demi ist vorbeigangen."

„So, der ist vorbeigangen?" entgegnete die Andere gleichgiltigen Tones und molk emsig in ihren Behälter.

„Brauchst Dich nit so zu verstellen, Kathrin," sagte die Sandl, „müßt's schon vergessen haben, daß Du mich vornächst' Nacht im Schlaf schier erstickt hast vor lauter Halsen."

„Weil ich Dich gern hab'," antwortete die Kathrin.

„Ja Du, mich wird's nicht angegangen sein; hab, gehört, daß Du dabei alleweil einen ganz andern Namen gesagt hast."

„Geh', im Schlaf hätt' ich was g'redet? — Kunnt mir's nit denken. — Ist's wahr auch?" Und sie war über und über roth geworden im Gesicht, molk aber emsig weiter.

„Wie's schon ist, wenn Einem närrisches Zeug zusammenträumt," meinte die Sandl schalkhaft, „der Nikodemi muß Dir untergekommen sein."

„Já Du," versetzte die Andere rasch, „der ist mir auch untergekommen; und daß er so viel schlecht wär'. In gar keine Kirche wollt' er mehr gehen, hat mir träumt, und so viel schelten und fluchen thät' er, hat mir träumt, und hoffärtig wär' er mit seiner Schönheit und Kräftigkeit und halt so viel sündhaft, hat mir träumt."

„Thust Du die sündhaften Leut' halsen?"

„Just hast es selber gesagt, daß ich Dich hab' g'halst. Und daß ich von ihm träumt hab', wie er halt so gar nit wollt' in die Kirchen gehen, lieber alleweil im Wald im Schatten liegen, wo er Unsereinen gar nit vorbeilaßt — dafür kann ich nit."

„Mußt in die Lotterie setzen," rieth die Sandl.

„Wenn er nit in die Kirchen gehen will, gewinnst nichts mit ihm," rief die alte Großmagd von der Futterkammer heraus. Sie hatte es doppelsinnig gemeint, aber die Kathrin sagte: „Wart', ich probir's; auf den setz' ich was. — Nau, Braune, ist's heut' schon gar?"

Mit Schweifgewedel winkte die Kuh: es wäre heute eben schon gar. —

In seiner Stube saß der Zeilhofer. Nicht auf dem gepolsterten Lehnsessel saß er, sondern am äußersten Ende der Holzbank, mit einem Fuß fast auf dem Boden knieend, als wäre er im Vorübergehen an dieser Stelle zusammengebrochen.

Mit geballten Fäusten und eingeknickter Gestalt sah er jetzt noch kleiner aus, als er sonst war. Er war noch nicht alt, war glatt rasirt und hatte schwarze Haare, die vorn über die Stirne herabgekämmt und einen Zoll hoch über den scharfgezeichneten Augenbrauen gleichgestutzt waren. Dem Gesichte sah man's wohl an, daß vor Kurzem erst ein wildes Zornwetter darüber hingefahren war. Es waren auf der Stirne noch die Gräben gerissen und es wetterleuchtete noch stark.

Plötzlich sprang der Mann auf und schritt mit Hast durch mehrere Stuben und Gänge, riß eine kleine Thür auf und stand in dem Gemache seiner Tochter.

Das war schneeweiß übertüncht, hatte weiße Fenstervorhänge mit blauen Quasten. An den Wänden hingen mehrere in Goldrahmen gefaßte Kupferstiche religiösen Inhaltes und ein in Silberrahmen gefaßtes Glaskästchen, in welchem ein geflochtener, brauner Lockenkranz war, der eine auf weißer Seide gestickte Jahreszahl umgab. Die Fenster waren mit einem zellenförmigen, schön gewundenen Gitter versehen, hinter welchem das dichte Laubwerk einer Linde wogte, so daß im Zimmer eine mattgrünliche Dämmerung lag. Eines der Fenster war offen und durch dasselbe flatterte ein bunter Falter herein. Er tanzte im Zimmer herum, flog zum Fenster hinaus und kam bald wieder zurück. Es war ihm lieber hier, als draußen. Ein weiß überhülltes Bett und mehrere braun polirte Möbelstücke, darunter ein Tischchen mit einem thauigfrischen Blumenstrauße vervollständigten das freundliche Bild. Es war keine Bauernstube, es war kein Herrengemach; es war wie ein treu verwahrtes, heilig gehaltenes Schatzkästchen des Hauses.

Mitten im Zimmer vor einer ausgebreiteten Tafel, auf welcher Stöße von schneeweißem Linnen lagen, stand eine schöne Mädchengestalt in lichtblauem Kleide. Das Kleid schmiegte sich zart an die Gestalt und ging von der weißen Kreise des Halses züchtig über den leichten Busen und dann in mäßigen Falten bis hinab zu dem reingescheuerten Boden. Das Gesichtchen schien — wohl von dem grünen Schatten der Linde — etwas blaß; aber die Lippen waren roth, wie das Nelkchen im Blumenstrauß, und die Augen waren lichtblau, wie das Vergißmeinnicht. Die nußbraunen Locken ihres Hauptes waren ähnlich geflochten, wie jene im kleinen Glaskasten.

Das Mädchen glättete die Leinwand.

Es sah fast träumerisch d'rein. Vor einigen Minuten noch, während das Glätteisen im Feuer war, hatte sie ein halbwelkes Kleeblatt und einen Kümmelstengel betrachtet. Sie hatte diese Pflänzchen gestern Abends von Jemandem zum Geschenk erhalten. Da that sie nun aus einem Schranke ein weit im Hintergrunde verstecktes Büchelchen hervor und blätterte darin. Es war das Brevier so mancher schönen Mädchen, der Dolmetsch so mancher Liebesleute, so lange sich dieselben noch durch die Blume lieben — es war die „Blumensprache". Sie suchte im Büchlein den Kümmel und den Klee. Bei ersterem standen die Worte: „Noch soll es Niemand wissen, daß ich und Du uns küssen." Beim Kleeblatt: „Ich liebe Dich immer, ich liebe Dich heut', und werde Dich lieben in Ewigkeit." — Sie drückte das Sträußchen an ihr Herz.

Und das Eisen war heiß.

Nun trat ihr Vater, der Zeilhofer, zur Thür herein. Einen Augenblick stand er still, als wäre er selbst über-

rascht von der Lieblichkeit des Bildes. Dann sagte er: „Bist immer fleißig, Helene. Eine ganze Hausfrau. Bin zufrieden mit Dir.“

Der Ton dieser Worte war so bitter, daß das Mädchen zum Vater aufblickte, dann aber freilich das Auge sogleich niederschlug und heftig erröthete.

„Bist noch nicht siebzehn Jahr' und hast mir schon einen Freier in's Haus geschickt,“ fuhr der Mann fort.

„Vater,“ hauchte Helene, „ich versteh's nicht.“

„Nachher weißt es nicht, wie gescheit Du bist. Du verstehst es recht gut. Hast ihm's ja selber gerathen, daß er Dich zum Weib nehmen soll.“

Das Mädchen zuckte mit der Hand gegen den Mund und biß sich in den Finger.

„Kind,“ rief der Bauer schmerzlich, „von Dir hätt' ich das nicht gedacht — von Dir nicht. — Und wenn jetzt der Beste und Bravste kommt und um Dich anhält, so muß ich sagen: Es gefreut mich, Vetter, aber meine Helene kann ich jetzt nicht von mir geben. Die Mutter, die ist verstorben vor drei Jahren, das Mädel ist mein einziges Kind, das mir das Haus muß besorgen und an das ich zu viel gewohnt bin, allzuviel gewohnt — als daß ich's lassen kunnt. — So müßt' ich zum Bravsten sagen. Und wie soll ich erst diesen — diesen — Du geh' mir weg mit Deinem Liebsten! Wenn Du keinen Bessern kriegst, als den da, hernachen —“

Jetzt konnte sich das Mädchen nicht mehr halten. Nach solchen Worten gab's kein Verleugnen mehr. „Vater,“ sagte sie, „ich weiß, was die Leut' über ihn reden; sie mögen ihn wohl auswendig schlecht machen; aber inwendig, da kunnt wohl Mancher froh sein, wenn er so rechtschaffen wär', wie der Nikodem.“

„Du junges Ding, willst ihn besser kennen als wie ich? Weißt Du was vom Schinder-Wenz? Hast das saubere Söhnlein von ihm als Kind gekannt? Ich will Dir's nicht sagen, was ich weiß. Schlau ist er, das muß man ihm lassen — nichtsnutzige Leut' sind's immer."

„Der Kaiser hat ihn doch mögen," wagte das Mädchen einzuwenden.

„Ja, der ist gerad' so, wie ihr Weiberleut', wenn Einer nur schön gewachsen ist, auf's Weitere schaut er nicht. Für Manchen ist's ja recht gut, wenn er zum Militär kommt, aber nichtsnutzige Leut' werden beim Soldatenleben nur noch nichtsnutziger."

Helene war sonst gewohnt, sich unter den Worten des Vaters zu beugen; aber jetzt, da plötzlich ihre Fraulichkeit in all' ihren Tiefen aufgerüttelt war, fühlte sie sich kein Kind mehr — und mannbar wollte sie einstehen für den arg Verleumdeten, den sie wie ein Ideal im Herzen trug.

„Von Euch selber, Vater, hab' ich's ja gelernt," sagte sie, „daß man über Leut', die Einem nichts Böses gethan haben, nicht lieblos urtheilen soll."

„Den heutigen Tag verzeih' ich ihm nimmer," rief der Bauer. „Ich halt's für einen Schimpf, der mir angethan worden, daß dieser Mensch mit solcher Absicht in mein Haus gekommen ist."

„Ist es denn so schlecht, daß wir heimlich keine Liebschaft haben wollen? Ist's denn so schlecht, daß er mich gern hat?"

Der Zeilhofer starrte dem Mädchen in's Gesicht. — „Dirn," sagte er, „Du bist eine Hitzige. — Wann ist's gewesen? Vor etlichen Monaten erst, da hast noch in's Kloster zu den Elisabethinerinnen gewollt. Wie hat's der

Strolch denn angestellt — —? — Schau' mir in die Augen, Kind!"

Seine Stimme zitterte, sein Athem starrte; Helene blickte ihm ruhig in das Gesicht.

„Ich leugne es ja nicht, daß wir seit fünf Wochen im Gartenhaus oder unter der Linde sitzen."

„Und sag' mir einmal, mein Töchterlein, wie hat denn die ehrenwerthe Bekanntschaft angehebt?"

Und in ihrer Herzenseinfalt antwortete Helene: „Er hat mir nichts Gutes gethan und ich hab' ihm nichts Gutes gethan. Wir haben uns gesehen und haben uns gern gehabt. Einen Bruder, wenn ich hätt', kunnt ich gar nicht lieber haben."

„O Gott, o Gott!" rief der Zeilhofer, „was ist es ein Unglück, wenn das Weib stirbt! Die Kinder haben keine Zucht und werden leichtsinnig. — Ist wahrscheinlich schon am ersten Tag vom Heiraten gesprochen worden!"

„Erst am zweiten," sagte das Mädchen.

„Daß er Dich leiden mag, glaub' ich gern; daß er Dich heiraten will, glaub' ich noch lieber. Da säß' der Thunichts, der Habnichts warm im Nest — ja, das glaub' ich! — Mit seinem Soldatenrock hat er sich brüsten wollen, der Lüderlich. Da hab' ich ihm's gesagt, was die Leut' von ihm reden. D'rauf schwatzt er was vom Gericht und dort wollten wir's miteinander ausmachen. Auf das kommt mir der Zorn und mit dem Stecken jag' ich ihn zur Thür hinaus. — So, jetzt hast sie gehört, die Freiergeschicht' von Deinem Liebsten."

Das Mädchen war auf einen Stuhl hingesunken und schluchzte bitterlich in den Aermling ihres Kleides.

„Du bist eine mißrath'ne Dirn!" schrie ihr der Bauer zu und verließ wüthend das Zimmer.

Helene hatte bei den letzten Worten laut aufgestöhnt, dann war das Weinen gebrochen, die Thräne versiegt. Fast wirr starrte sie umher in dem freundlichen Gemache, in welchem, seit sie es bewohnte, kein böser Gedanke gedacht, kein böses Wort laut geworden war. In diesem Zimmer hatte man ihr den grünen Kranz in's Haar geflochten, als sie zur ersten Communion ging. In diesem Zimmer war sie einmal schwer krank gelegen und die Eltern hatten sie bewacht und der Vater hatte kein Auge gewendet von dem blassen Angesichte seines einzigen, heißgeliebten Kindes. In diesem Zimmer war ihre Mutter gestorben . . . .

Das stille, das süße und wehmuthsreiche Heiligthum war nun zerstört. Helene erhob sich, ihr war, als müsse sie zur Stunde fort aus diesem — fremden Hause.

Das kleine Sträußchen mit dem Kleeblatt und Kümmelstamm hob sie vom Tische, sah es an und ließ es zu Boden fallen.

Dieses Gemach war der Jungfrau so wonnig durchhaucht gewesen von der Liebe zum Vater, von der Ahnung des Glückes.

In diesem Gemach war, bethaut und durchwärmt von dem steten Gedenken an den einzigen Mann, die Liebe gereift bis zu jener Größe und Gluth, in der sie sich derselben mit Entzücken und Schauern selbst bewußt wurde. — Und nun auf einmal war mit unbarmherziger Hand ein Riß geschehen in den zartesten Saiten ihres jungen Herzens.

Helene verließ das Zimmer, ging langsam auf dem Gange dahin, an der Stube ihres Vaters vorbei, hinaus in den heißen Sommertag.

Der Liebe Regenbogenfarben im Mühlbachthau.

Der Zeilhofer hielt sich eingeschlossen und war gepeinigt vor Wuth und Schmerz. Ihm war, als habe er dem verhaßten Freier zu wenig gethan und seiner Tochter zu viel. Er mußte sich wohl gestehen, daß dieser Mensch dazu angethan war, junge Mädchen zu bethören. Seine Gestalt war schlank und glatt, seine Worte klangen herzlich, offen, wie die reinste Wahrheit. Es waren Viele in der Gegend, die dem Nikodemi auf Treu' und Glauben Geld geborgt hatten und die heute, nach Jahr und Tag, noch sagen: er lebt ja und wird zahlen. Gleichwohl sie heute nicht mehr Lust hätten, ihm weitere Geldschulden aufzubürden. Einige sagten gar: der Demi stünde ganz anders da, wenn er nicht der Sohn des Schinder-Wenz wäre, der sich so verhaßt gemacht, weil er den Leuten die Hunde und Katzen von den Häusern wegstibizt habe. Aber Andere behaupteten immer wieder, der Apfel fiele nicht weit vom Stamm und zählten Beispiele auf, so viel man wollte.

Zu diesen Leuten gehörte der Zeilhofer.

Gegen die Tochter nun waren heute seine Worte allerdings härter gewesen als seine Meinung.

Das arme Mädchen liebt wie ein Kind — so einfältig und offen. Sie weiß es kaum, daß erste Liebe ein Geheimniß ist. — Um so nachdrücklicher muß sie gewarnt werden.

Der Mann dachte und sann; und Eines ahnte er nicht. Er ahnte nicht die unendliche Verwüstung, die sein letztes Wort im Gemüthe des Mädchens angerichtet hatte.

Gegen Abend suchte er Helene — und fand sie nicht. —

Das Mädchen war planlos herumgeirrt.

Es hatte sich nie an Jugendfreundinnen geschlossen, so hatte es jetzt Niemand, um das Leid zu klagen. Hätte viel-

leicht auch keine Worte dazu gefunden. Helene war seit der Mutter Tod zumeist mit sich allein gewesen, so hatte sich ein inneres Leben und Träumen in ihr entwickelt, das mit ihrer Umgebung nicht vereinbar war. Man hieß sie daher gern die Verschlossene und die Stolze. Sie löste sich immer mehr von den Nachbarinnen los, die sie oft neckten und ihrer Klösterlichkeit wegen bespöttelten. Die kecken Blicke der jungen Burschen hatte ihre kalte Entschiedenheit und Ernsthaftigkeit stets zurückzudämmen gewußt. Ihr inneres Glück bestand in dem Bewußtsein, die Liebe und Zufriedenheit ihres Vaters zu besitzen.

Dieser Halt war nun gebrochen; der Vater nannte sie ein mißrathenes Kind.

Und sie war es vielleicht, gleichwohl sie nicht wußte, warum . . . .

Träumend war sie durch den Wald gegangen und war endlich hinabgekommen in die Thalschlucht, wo das Wasser der Zeilhofmühle rauschte.

Ueber der Schlucht lagen schon die Schatten des Abends. Unter dem Dache der einsamen Mühle wollte sie ruhen. Schläft man nur erst, dann ist Alles gut.

Sie war doch nicht allein. Als sie den Blick wendete, sah sie mitten im Mühlbache einen Mann stehen, der sich eben eine Pistole an die Brust setzte. — Helene that einen wilden Schrei — denn der Mann war Nikodem. — Der Hahn knackte, sie stürzte hin und riß ihm die Waffe aus der Hand.

Der Mann blickte sie traurig an. — „Warum?" fragte er tonlos, „warum, Helene, willst Du mich nicht sterben lassen? Weißt Du denn nicht, daß ich nicht mehr leben kann?"

Sie zog ihn mit sich zur Bank, die an der Wand der Mühle war. Dort erhob sie ihre Stimme und rief ihm zornig zu: „Jetzt weiß ich, daß Du schlecht bist!"

„Das weiß ich auch," entgegnete er und starrte mit blassem Antlitze auf den Sandboden.

Sie schwiegen lange. Helene bereute das Wort. War doch auch sie selbst gekommen mit der Sehnsucht, zu sterben. Das war ein Selbstmord in Gedanken, weil sie vielleicht zu einem Selbstmord in der That zu feige ist. Wenn er mannhafter ist und ein Leben kurz enden will, das ihm und Anderen Unglück bringt — Gott im Himmel frägt sie, ob das schlecht sein kann.

Sie sieht den Burschen an. Sein Gesicht ist so kummervoll, sein dunkles, tiefes Auge so betrübt, die feuchten Locken hängen ihm wirr über die Stirne. Die blassen Lippen beben unter dem Schatten seines Schnurrbartes wie in Todesschauern. — Da konnte sich das Mädchen nicht mehr fassen. Denselben Mann, der ihr heute so verhaßt geworden war, den für alle Zeit zu fliehen sie sich vor einer Stunde noch vorgenommen hatte, nahm sie bei der feinen, weichen Hand. Und in demselben Augenblicke, als sie ihn berührte, brach sein Haupt nieder auf ihren Schoß.

„So schwer hab' ich zu tragen," stöhnte er; weiter konnte er nicht reden.

Der Thau des Wassers, das vom Floß über das Mühlrad hinab goß, wehte heran und die rothen Abendwolken, die über den Bergen standen, legten einen feurigen Schein in die Fluth.

Helene strich dem Burschen die Haare aus der weißen, schöngewölbten Stirne. Ihr war, als hätte sie das Leid nun erst ewig mit ihm verbunden. Dann schrak sie wieder zusammen.

„Nikodem," ſagte ſie mild, „auf das mußt Du nicht mehr denken!"

„Auf das, meinſt?" verſetzte er und ſtieß mit der Fußſpitze an die Piſtole, die auf dem Boden lag. „Wenn ich mir was Beſſeres weiß, gewiß nicht. — Du ſiehſt ja, wie ich d'ran bin. Ueberall auf der Welt bin ich fremd, und in der Heimat wollen ſie mich gar verderben. Wenn ich mich umbring', ſo kommt der Mord auf Diejenigen, die meinen ehrlichen Namen haben umgebracht. Was kann ich dafür, daß mein Vater ein verachtetes Gewerbe hat führen müſſen? Was kann ich dafür, daß ſie mich als Knaben wegen Diebſtahls eingeſperrt haben? Kein Menſch hat mir geſagt, daß es Unrecht iſt, ſeinen Lebensbedarf zu nehmen, wo man ihn findet. Meine Mutter war krank, wir hatten kein Brot; mein Vater und ich gingen in der Nacht zum Nachbar und zogen ihm ein Lamm aus dem Stall. — Als ſie mich aus dem Arreſt ließen, ſagte der Richter zu mir: Deinen Fehltritt haſt Du erkannt und gebüßt, den darf Dir kein Menſch mehr vorhalten. — Was hat's geholfen? Die Leute haben mich verachtet, und als ich erwachſen war, gefürchtet, und haben ſich beeilt, mich unter die Soldaten zu bringen. Freilich iſt das mein Glück geweſen. Beim Militär habe ich Gelegenheit gehabt, Schulen zu beſuchen und auch ſonſt Vieles zu lernen. Zweimal bin ich in der Feldſchlacht geſtanden. Daß ich jetzt etwa Verdienſte aufzählen wollt'? — Ich ſag' nur, daß ich avancirt bin. Ich bekomme Urlaub, freue mich nach der Heimat und denke, jetzt werden mir die Leut' wohl wieder ehrlich in's Geſicht ſchauen mögen. Was wird denn? Lächerlich machen ſie mich, als Heuchler und Prahlhans und als verlogener Menſch ſteh' ich da — ich weiß nicht wie. — Nur ein Einziges iſt geworden, das mich alles Andere ver-

gessen gemacht hat, das mir wieder das Vertrauen zu mir selber gegeben hat und das mich so muthig gemacht hat, daß ich gemeint, ich kunnt mir mein Glück mit Einem Ruck vom Himmel reißen. — Daß Du mich gern hast gehabt, Helene!"

Er wandte sich von ihr weg, stand endlich auf in seiner ganzen stolzen und doch schmiegsamen Gestalt. Seitwärts hin murmelte er: „Ja freilich hab' ich's mit Einem Ruck vom Himmel gerissen. Aber das gefehlt' Trumm hab' ich erwischt."

Das Mädchen suchte ihn zu besänftigen.

„Ich weiß wohl, daß man vornehm und reich sein muß," fuhr er fort, „wenn man den Zeilhofer um die Tochter angehen will. Aber, weil Du mich närrisch gemacht hast, Mädel, so bin ich doch hingegangen und hab' mich aus dem Hause werfen lassen. — Jetzt bist da und schaust mich an. Willst mich nicht, so wärest lieber ausgeblieben."

„Ich bin Deinetwegen nicht herabgekommen," sagte das Mädchen.

„So hättest Dich nicht mehr eingemischt! Wollt' im Mühlbach ruhig liegen."

Da fiel sie ihm an die Brust und schluchzte: „Peinige mich nicht, Nikodem — Du bist mein Leben und mein Verderben!"

Er riß ihr Haupt empor und preßte einen stürmischen Kuß auf ihren Mund. Sie wand sich los und floh davon.

Grüß' Dich, Bachwirthin, ei schau, Du wirst ja alleweil jünger!

Die Knechte lagen in ihren Betten, jeder in einer anderen Ecke des Stallbodens. Der Eine rauchte vor dem Einschlafen noch eine Pfeife Tabak; der Andere kaute an einem Mehlkloß, den er vom Nachtmahle mit sich gerettet hatte; der Dritte war kein Raucher und kein Esser — wollte aber doch auch seinen Genuß haben und sog an einem Rispenhalm.

Und der Vierte, der weder schmauchte noch kaute, noch sog, that den Mund auf und sagte: „Wo der Hauptmann heut' wieder schlafen wird?"

Der Esser gab eine Antwort, aber diese verstrickte sich so sehr im Kloß, der gerade in den Backen war, daß sie unverstanden blieb.

„Jetzt möcht' ich doch einmal wissen, warum sie diesen Urlauber den Hauptmann heißen?" fragte der neue Knecht wieder, dem Mittags beim Dengeln der Bescheid verweigert worden war.

Der Raucher, es war der Altknecht, nahm die Pfeife aus dem Munde und meinte: „Suchst ihn auf und fragst ihn selber."

„Für den guten Rath brauch ich Dich nicht," gab der Andere zurück.

Der Kloß war vertilgt, so sagte der Esser: „Bereits ein Jahr wird's her sein, daß der Brief kommen ist. Dem Schuster-Peter hat er zugeschrieben — der ist fort sein Kamerad gewesen, wenn's ein Spitzbubenstückel gesetzt hat. Sonst hat sich mit ihm Keiner gern abgegeben. Halt zugeschrieben, daß er Hauptmann worden wär'. Daß er Corporal ist, haben wir schon gewußt; und es ist auch gar keine Kunst,

daß Du Corporal wirst, wenn Du die Kameraden verschergst und vor dem Obersten recht geschmiert thun kannst. — Aber Hauptmann! da haben wir gleich einen Pfiff gethan, daß es nit wahr ist. In etlichen Monaten d'rauf kommt er heim und hat richtig seine drei Sterne am Kragen. — Wie er aber gesehen hat, die Leut' wollten auch mit dem Hauptmann nichts zu thun haben, wenn er in der Haut vom Schinderbuben steckt, ist er gleich abgefahren mit seinem falschen Kragen — und das ist hohe Zeit gewesen, sonst wär' ihm wer Anderer an den Kragen gegangen. Aber wir Ober-Eschendorfer, wir sind schon so höfliche Leut' und lassen den Hauptmann nicht mehr abkommen."

„Was liegt denn d'ran," sagte jetzt Der mit der Pfeife, „Hauptmann ist jeder Mensch, der einen Kopf hat. Und weil der Demi um zehnmal gescheiter ist, als wie andere Leut', so machen ihn die anderen Leut' um zehnmal schlechter, als sie glauben, daß sie selber sind. Ich sag' nur das: Die ganz' Hauptmanngeschicht ist vom Schuster-Peter angespielt, und jetzt will ich Ruh'!"

„G'red't ist's und aus ist's!" spottete der Kloßvertilger, „und unser Altknecht strengt sich schauderhaft an, daß er auch ein Hauptmann kunnt sein."

Da ging es in der Futterkammer, wo die Mägde schliefen, doch friedlicher zu. Auch dort naschten sie an Mehlklößchen, die sie heimlich aus der Küche bezogen hatten, damit sie beim Nachtmahle vor den Knechten enthaltsamer hatten sein können — weil ja das Sprichwort geht, daß schöne Leute wenig essen. Und als sie sich nun in der Futterkammer gesättigt hatten, bat die Sandl ihre Bettgenossin Kathrin, diese möchte doch nicht allzuviel vom Demi träumen; die Kathrin versprach es und so sanken sie bald in den Schlummer.

Alles war im Frieden, nur der Herr des Hauses nicht. Er schritt die halbe Nacht in seiner Stube auf und ab, öffnete die Fenster und schloß sie wieder zu.

„Mutter!" rief er aus.

Er meinte die Hausfrau, die er verloren hatte, nach der er sich heute so sehr sehnte — daß er nicht allein und nicht beistandslos sei.

Helene war wohl noch spät in sein Zimmer getreten und hatte ihm eine gute Nacht gesagt. Aber vor diesem „Gute Nacht" hatte er sich entsetzt. Es war eine ganz fremde Stimme gewesen.

Und als die Hälfte der Nacht vorbei war und über den Bergen der Halbmond aufging, da zog der Bauer sein Feiertagsgewand an, nahm einen Stock und verließ das Haus. — Er ging durch das Thal hinein, ging über das Gebirge, und als die Sonne hoch am Himmel stand, war er drüben im Murboden. Dort wußte er ein Wirthshaus, in welchem er manchmal, wenn er in Geschäften aus war, zugesprochen hatte. Auch heute kehrte er daselbst wieder ein. Die Wirthin war eine stattliche, behendige und schneidige Frau.

„Der Zeilhofer!" rief sie ihm entgegen, „wenn Du heut' schon von Eschendorf herüber kommst, so bist auch noch nicht auf Deinen letzten Füßen."

„Das noch lang' nicht," antwortete er und gab ihr die Hand: „Grüß Dich, Bachwirthin! Ei schau, Du wirst ja alleweil jünger!"

„Thät' mich gefreuen. Was magst, Zeilhofer?"

„Dieweilen gieb mir ein Glas Wein. Nachher werden wir's schon sehen."

Sie eilte selber in den Keller und brachte ihm den Wein im Trinkglase ihres seligen Mannes. — Sie setzten sich

in's Extrastübel hinein und plauderten lange und über allerlei.

Zu Mittag wurde für den Zeilhofer ein Huhn geschlachtet. Zwei Stunden nach dem Essen wurden draußen im Hofe die Pferde an den zweisitzigen Wagen gespannt.

Helene war im Garten und begoß die Blumen, als der Wagen in den Zeilhof einfuhr. Sie sah im Wagen ihren Vater sitzen und eine fremde Frau, die, als sie ausstiegen, fast größer dastand, als der kleine Zeilhofer. Sie gingen nebeneinander her und besahen sich den Hof. Sie kamen am Garten vorüber; der Vater blickte über den Zaun auf seine Tochter und sagte nichts. Die Frau rief herein: „Nur brav gießen! Die Blumen werden schon genug haben, aber der junge Kohl wird was brauchen."

Und gingen fürbaß.

Helene blickte ihnen nach. In welchem Tone hatte nur diese fremde Person mit ihr gesprochen? Sie stellte die Wasserkanne auf den Boden und begoß weder die Blumen, noch den Kohl. — Eine alte Magd kam mit Wasser, diese fragte Helene, wer denn das fremde Weib sei, welches mit dem Vater gekommen wäre.

Die Alte legte die Hand an den Mund und flüsterte über das Rettigbeet herüber: „Deine Stiefmutter."

Als das Mädchen in's Haus zurückkehrte, trat ihr der Vater entgegen. Er hatte sich vorgenommen, recht liebreich mit seinem Kinde zu sprechen. Doch als er jetzt ihren kalten Blick sah, mit welchem sie ihn anschaute, der halb vorwurfsvoll und halb trotzig war, fand er den warmen Ton nicht.

„Helene," sagte er, „Du wirst heut' schon in der Kreuzkammer schlafen müssen. Die Frau, welche mit mir gekommen

ist, wird bei uns über Nacht bleiben und ich will ihr Dein Zimmer anweisen."

„Mir ist es recht," antwortete Helene und es war ihr, als solle sie sich bedanken, daß man ihr überhaupt noch einen Platz in diesem Hause einräume. Aber sie ging still die Stiege hinauf.

Ihr Bett in der hölzernen Kammer war fein und weiß hergerichtet worden; der Zeilhofer selbst war hinaufgestiegen, um zu sehen, ob das Geräthe wohl in jenem Stande wäre, wie Helene es gewohnt. Die Unfreundlichkeit der Kammer ließ sich freilich für diese Nacht nicht mehr ändern. Es war eine Art Dachzimmer, das von den anderen Wohnungen getrennt lag. Das einzige Fenster ging an die steile Berglehne hinaus. An der Wand hing ein großes, aus Holz geschnitztes Crucifix, unter welchem eine lange Bank stand. Helene schauerte, als sie diese Bank sah; es war der Leichnam ihrer Mutter darauf gelegen, es waren alle Todten darauf gelegen, die in dem Zeilhofe verstorben waren.

Daß sie von der fremden Frau verdrängt worden war, that ihr unsäglich weh. Daß ihr mit Bestimmtheit gerade dieses Zimmer angewiesen worden war, glaubte sie sich erklären zu können. Sie war ja das mißrathene Kind, das in die Bußkammer gehörte. Vor diesem Crucifix sollte sie etwa knieen mit aufgelösten Haaren, wie Maria Magdalena. — Ihre Natur bäumte sich dagegen auf — sie hatte nichts zu büßen. Der Vater konnte sie wohl hinausstoßen von seinem Hause, wenn er glaubte, daß sie entartet war; aber die Sühne der Schuld war ihre Sache. Welcher Schuld? Daß sie den armen Burschen lieb hatte, da sich doch die Leute das Wort gegeben hatten, ihn zu verachten. — Helene bebte vor Aufregung. In später Nacht noch verließ sie die Kreuzkammer

und suchte die kleine Laube im Garten auf, um sich dort auf der Lehnbank auszuruhen.

Die Stimme aus der neuen Welt.

Die Frau Bachwirthin hatte aber auch nicht gut geschlafen im Zimmer Helenens. Das Gemach gefiel ihr. Nur der Lockenkranz im Glaskasten that ihr unangenehm. Der ist sicherlich von der ersten Frau. Den kann der Zeilhofer ganz dem Mädel schenken, als Gedenken an ihre Mutter. Der Bauer, meinte sie, bedürfe eines solchen Gedenkens nicht mehr. Das könne sie nicht brauchen, wie es in manchem Hause zugehe, daß der Mann mit der zweiten Frau verheiratet sei, mit der ersten, todten, aber noch die Liebschaft fortführe.

Als sie das Licht ausgelöscht hatte und einschlafen wollte, erschreckte sie ein Klopfen am Fenster. Sie richtete sich auf, und da das Klopfen mit einem Stäbchen sich wiederholte, stieg sie aus dem Bette, um zu sehen, was es wäre. Da sah sie trotz der Dunkelheit, daß vor dem Fenster draußen auf einem Ast des Lindenbaumes eine männliche Gestalt saß.

Ei so, denkt sie, da giebt es gleich eine saubere Arbeit — reißt den Fensterflügel auf und zetert einen Schock Schmachworte hinaus, ausgesuchte Lästerungen, wie sie in dieser Stube gewiß schon lange nicht mehr erklungen waren.

Der Mann stieg ziemlich sachte vom Baume hinab und schritt über den Anger davon.

Wie ein Gelddieb sieht er nicht aus. Das reimt sich mit dem, was der Zeilhofer hat gesagt, 's wird derselbe Strolch sein. Da muß ein strengeres Regiment sein, das seh' ich schon! Und das ist kein Zimmer für junge Mädchen! —

So war das Denken der wackeren Frau, dann zog sie sich die Decke bis über die Ohren — und ist hoffentlich bald eingeschlafen.

Der Mann, welcher auf der Linde saß, war der Nikodem. Er war nicht eben erschrocken über die so ungeahnte Abfertigung; aber ärgerlich war er, gerade heute, da er so Wichtiges zu besprechen gehabt hätte, das Mädchen nicht zu finden.

Als er an dem Garten vorbeiging und das Thor halb offen fand, fiel ihm ein, daß in der Laube eine bequeme Bank zum Ruhen wäre. Es war eine so warme, wohlige Sommernacht; die Heimchen sangen und die Johanniswürmchen schwammen in der milden Luft. Nikodem trat in den Garten, in die Laube und erschrak nun anfangs, als er einen Menschen liegen fand auf der Lattenbank. Und als er sich vorsichtig hinbeugte und gewahrte, wer es war, der heute hier schlief, da hätte man bei Licht wohl sehen mögen, wie er blaß wurde im Angesicht, und wieder glühend roth, und wie sein Athem fast still stand.

Helene hatte den rechten Arm als Kissen gelegt unter ihr Haupt, und das Antlitz halb in den Arm verborgen, so schlummerte sie. Die andere Hand ruhte über ihrem Busen; das Kleid ergoß sich hin über die Lehnbank. — Jetzt tauchte ein Leuchtkäferchen auf und flog in einem Bogen über die Mädchengestalt und kreiste über ihrem Haupte.

Nikodem hatte sich niedergelassen auf's Knie und beugte sein Gesicht so tief, daß er in demselben ihren Athem fühlte — plötzlich durchzuckte es das Mädchen und es fuhr empor.

„Helene!" lispelte der Urlauber.

Sie sprang von der Bank und wollte davoneilen; er erfaßte ihren Arm: „Kennst Du mich nicht? Der Nikodem!"

„Laß' mich los!“ rief ſie, „das leid' ich nicht, daß Du mir nachſtellſt auf ſolche Weiſ'. Geh' weg.“

„Helene, Du thuſt mir Unrecht. Es kann ein Glück ſein, daß wir uns hier treffen. Ich hab Dich lang' geſucht, ich hab' Dir was zu ſagen.“

„Da nicht,“ verſetzte ſie abwehrend, „kein einziges Wort red' ich mit Dir — um ſolche Zeit . . . .“

„Du biſt noch im Schlaf, Helene. Wir ſind ja öfter ſo beiſammengeſeſſen.“

„Beim lichten Tag. So nicht ein einzigmal.“

„Ich hab' Dich nur erſchreckt; und im Schreck ſchaut Alles ganz anders aus. Beſinn' Dich.“

„Da brauch' ich kein Beſinnen. Du kannſt mir der liebſte Menſch ſein auf der Welt, aber ſo bleib' ich keinen Augenblick mit Dir allein. Haſt mir was zu ſagen, ſo geh' auf die Gaſſen, und ſag's mir über den Zaun herein. Auf die Weiſ' will ich Dir Red' ſteh'n.“

„Daß auch Du mir nicht vertrauſt, Helene,“ ſagte er betrübt, „das thut mir weh'. Wollt' ich's nicht redlich mit Dir meinen, ich wär' Deinetweg gewiß nicht zum Zeilhofer gegangen, daß er mich konnt' ſchmähen und treten, wie einen Hund. Und daß Du's noch einmal ſiehſt, ich bin Dir aufrichtig, ſo geh' ich Dir zu Lieb' jetzt auf die Gaſſen.“

Aber nicht erſt zum Thore machte er den Umweg; mit einem einzigen, flinken Satze war er über den Zaun geſprungen.

Jetzt faßten ſie ſich an der Hand, und die Bretterſchranke war dazwiſchen, mit ihren Dornhecken und ihren Roſenknoſpen.

„Für's Erſte, mein Mädchen,“ flüſterte Nikodem, „mußt Du mir ſagen, warum Du heut' Deine Schlafkammer verwechſelt haſt.“

Helene schwieg ein Weilchen, die Antwort war schwer. „Man kann ja bis spät Abends im Garten arbeiten, die Pflanzen gießen — ein wenig rasten in der Laube und unversehens einschlafen."

„Das kann man freilich," sagte er, „aber es kann auch anders sein; es kann eine Stiefmutter in's Haus kommen und die Tochter aus ihrem Schlafstübel vertreiben."

„Wie kannst denn Du das wissen?" fragte das Mädchen.

„Helene," fuhr er fort, „Du bist eines reichen Bauers Kind, aber Dir geht's nicht besser, wie mir, Du bist auch verlassen, wie der Stein auf der Straßen."

„Es ist nicht wahr!" rief sie rasch „mein Vater . . ."

„Dein Vater thut Dir das größte Uebel an, das er vermag; er gibt Dir eine Stiefmutter. Wärst Du die unterste Magd im Haus, Du kämest besser weg. Aber Du bist die Tochter von seinem ersten Weib — das verzeiht sie Dir nicht. Mit lauter Red' wird sie Dich lieber haben, als wie ihre eigenen Kinder; im Stillen wird sie Dich verfolgen und peinigen auf alle Art. — Deinem Vater bist gewiß ein liebes Kind, aber sie wird's so wenden, daß Du ihm ein unliebes wirst."

„Was hast denn davon, Demi, daß Du mir das Alles sagst," antwortete das Mädchen, „wenn's so kommt, so werd' ich's schon früh genug erfahren."

„Dem weich'st aus, Helene," sagte er mit Nachdruck. „Auch ich hab' mir vorgenommen, daß ich meinen Feinden aus dem Weg' geh' und mich dort niederlaß, wo ich ein gutes Leben weiß. Helene, Du hast mir vor zwei Tagen das Leben gerettet; heut' möcht' ich nimmer im Mühlbach liegen. Und weil es von Dir ist, so werf' ich's mein Lebtag nimmer

leichtsinnig weg. Das versprech' ich Dir. Und das hab' ich mir auch vorgenommen: Aus Deinem Geschenk will ich jetzt was machen. Du, ich sag' Dir's, Helene, ich erleb' den Tag, wo alle Eschendorfer die Hüt' vom Kopfe reißen werden, wenn wir durch die Gassen fahren."

„Das müßten andere Eschendorfer sein," meinte das Mädchen.

„Das werden dieselben sein," sagte er, „aber wir zwei werden Andere sein, als wir heute sind, wenn wir mit Gut und Ehr' zurückkommen aus Amerika."

Er schwieg.

Das Mädchen schwieg auch, weil es ihn nicht verstanden hatte.

Der Zaun krachte zwischen Beiden, denn der Nikodem beugte sich zu weit herüber, als er ihr sagte: „Helene, wir wandern aus."

„Auswandern? Wer?"

„Du und ich. Wir sind einmal beisammen und verbleiben beisammen. Du hast mir mein Leben zurückgegeben und ich will Dich damit glücklich machen auf dieser Welt. Aber weil Freund und Feind dagegen sein werden, aus Neid und aus Vorurtheil, daß wir nicht sollten Ein's werden — Helene, so vertrauen wir auf uns selber, nehmen uns bei der Hand und gehen nach Amerika."

Sein Puls war heiß, seine Stimme zitterte vor Bewegung, als er dieses sprach.

Das Mädchen war verzagt und hauchte: „Mein Gott, Nikodem, wie kommst Du auf einmal zu diesem Gedanken?"

„Der Gedanke ist schon lange in mir gesteckt, ich hab' ihn gehabt seit Jahr und Tag. Die neue Welt ist für solche Leut', die in der alten keinen Platz mehr haben. Ich bin

heimatlos — aber dennoch muß die Auswanderung tausendmal überlegt werden. — Sie wäre vielleicht nicht zu Stande gekommen; da ist Dir gestern auf einmal ein Brief da — der ruft mich hinüber."

Das Mädchen legte die Hand an die Stirne: „Mir wird gar der Kopf schwindlig von dem, was Du jetzt redest."

„Da ist der Brief," sagte er und legte ein zusammengelegtes Papier in ihre Hand, in der es liegen blieb, so wie es hingegeben war.

„Mein Vater ist aus Böhmen hier eingewandert," sagte der Nikodem, „und daß er dort einen Bruder hinterlassen hat, der nachher in Verlust ging, das wirst Du wissen?"

„— weiß es nicht," antwortete Helene.

„Nun, so hab' ich Dir's jetzt gesagt. Er ist in Verlust gegangen und die Leute — die glauben überall das Schlechteste am liebsten — haben gemeint, es hätt' ihn der Teufel mitgenommen. Meines Vaters Bruder haben sie für einen Zauberer gehalten, weil er Brunnen finden und Wetter vorhersagen hat können. In seiner Jugend hat er studirt, ist aber kein Geistlicher worden, hat sich mit seinen Wissenschaften Geld verdient. Er ist gerade so verachtet gewesen, wie mein Vater und man hat ihm auch nachgesagt, daß er den Leuten die Feldgrenzen so verrückt hätt', daß für ihn Grund herausgekommen wäre, und daß er die Nachbarn so verblendet, daß sie es nicht gemerkt hätten. — Du siehst wohl, Helene, wie dumm die Leute denken und reden können, wenn sie Einen nicht leiden wollen. Nun, so ist der Mann auf einmal verschwunden gewesen, und in seiner Heimat — ja, Du wirst lachen — in seiner Heimat zeigen die Leut' noch jetzt ein Stück von seiner Haut, die gefunden worden, nachdem ihn der Teufel zerrissen hätte."

„Jetzt laß' mich aus," bat das Mädchen und ſuchte ihre Hand der ſeinigen zu entringen, „ich geh', Du red'ſt mir heut' ſchon zu wunderlich."

„Nicht ich, die Leut', mußt Du wiſſen!" verſetzte der Burſche, „die Leut', die den ehrlichen Namen von meinem Vetter zugrunde gerichtet haben, wie ſie den von meinem Vater und den von mir noch heute umbringen. Meinen Vetter hat nicht der Teufel geholt, ſonſt könnte er mir jetzt dieſen Brief kaum ſchreiben, den ich nicht um zehntauſend Gulden hergeb'."

Da wurde dem Mädchen die Neugierde rege; ſie ließ ihre Hand wieder ruhig in der ſeinen und fragte, was denn hernach in dem Briefe Schönes ſtünde.

„Der kommt aus Amerika, Helene, aus dem Lande, wo der Zucker und das Gold wächſt. Mein Vetter iſt vor zwanzig Jahren dort hingegangen und hat ſich mit der Zuckerwirthſchaft und mit der Goldgräberei ſo viel Geld gemacht, daß er ſelber nicht weiß wie reich er iſt, und daß es ihn traurig macht — weil er keinen Erben hat, der mit und nach ihm den Reichthum genießen könnte. So hat er nachgeforſcht, ob nicht von ſeinem Bruder wer da wäre, und iſt auf mich gekommen. Jetzt fordert er mich auf, daß ich zu ihm hinüberkommen ſoll. Und wenn's Dir dort auch gut geht, Neffe, heißt's in dem Briefe, gehe doch zu mir, denn hier wird es Dir noch beſſer gehen. Komm bald, komm mit Weib und Kind, wenn Du haſt, und wähle Dir hier den Aufenthalt in einem meiner Stadthäuſer, oder auf einem meiner Landgüter. Das Land iſt hier ſo fruchtbar und ſo herrlich, die Menſchen leben nicht in jenem Wahn, wie drüben in der alten Welt, wo ſie mit den Vorurtheilen einander peinigen und zugrunde richten. Schiffe Dich in Ham-

burg ein; ich werde Dir bei dem Hamburger Kaufmannshause Mengold's Erben das Reisegeld anweisen, weil ich Deinen jetzigen Aufenthalt nicht so bestimmt weiß, als daß ich Dir die Summe schicken wollte."

„Und das kannst Du Alles schon so auswendig?" fragte das Mädchen.

„Daß ich dieses Schreiben schon hundertmal gelesen hab', das kannst Du Dir wohl denken. Morgen wirst es auch Du so oft lesen. Denn es ist ebenso für Dich geschrieben. — Helene, so ändern sich die Tage. Vorgestern haben wir noch gemeint, es gäbe keinen Ausweg mehr für uns — und heute ist uns ein Leben offen, wie wir es so glücklich nimmer hätten denken können. — Wir reisen bald, Helene."

„Wer? ich? ich und Du?" stieß das Mädchen hastig hervor — man wußte nicht, war das Angst oder Entzücken.

Er beugte sich noch mehr über den Zaun und hob Helene fast empor und flüsterte: „Wir reisen bald."

„O Gott," sagte sie, „das ist ja unmöglich — ich kenne meinen Vater!"

„Den kenne ich auch. Der wird nicht einverstanden sein. Leicht, daß er sagt: was brauchst Du einen Mann, wenn Du eine Stiefmutter kriegst! Daß das Weib Vater und Mutter verlassen soll, um dem Manne zu folgen — auf das zu denken, so christlich ist der Zeilhofer freilich nicht. Darum — ich habe mir das Alles zu Deinem und zu seinem Wohle genau überlegt — ist es am besten, Helene, Du fragst gar nicht, hälst Dich an mich und thust, wie es sein muß."

„Nikodem," flüsterte sie und schloß sich einen Augenblick fast krampfhaft an ihn, „ich bitte Dich, laß' mich fort, mein Kopf kann ein solches Reden nicht vertragen."

„— Und schreibst ihm erst von Amerika aus, daß Du ihn um Verzeihung bittest, daß Du glücklich wärest — und schickst ihm Gold — Gold, Helene, ich weiß es, das söhnt ihn aus."

Da schrie das Mädchen, daß es gellte in der Nacht: „Du bist schlecht, Nikodem!" und riß sich los und lief dem Hause zu.

Er blieb eine Weile noch lehnen am Gartenzaun und zupfte in Gedanken versunken Flechten von den Brettern. Dann ging der Mond auf. Nikodem hob den zu Boden gefallenen Brief auf und schritt die Gassen dahin; und sein langer Schatten schwankte über den Hecken.

Liebster, Du bist mein Glaube!

Am andern Morgen saßen sie in der Stube des Bauers beim Frühstück, der Zeilhofer und die Bachwirthin vom Murboden. Auch Helene war beigezogen worden. Die Bachwirthin war recht sauber zusammengeputzt und ihre Haare lagen glatt und glänzend gekämmt, sie theilten sich in der Mitte des Hauptes und gingen an beiden Schläfen zierlich in kleinen Bogen herab, um sich dann hinter das Ohr zu schlingen und dort in einer dreifach geflochtenen Krone mit einem fein durchbrochenen Kamme befestigt zu sein. Dieser Krone wegen war sie ziemlich spät zum Frühstück gekommen, hingegen war sie nun um so aufgeräumter. Sie schenkte den Kaffee in die Schalen; in die Helenens goß sie viel Milch und warf ein Stück Zucker hinein; den Bauer fragte sie, wie er den Kaffee liebe: schwarz oder licht, süß oder stark.

Der Zeilhofer hatte auch heute sein Feiertagsgewand an; that sehr heiter und als er der Bachwirthin den Semmel-

korb über den Tisch hielt, schob er mit dem Ellbogen wie unversehens das Zuckerkästchen etwas gegen die Schale seiner Tochter hin.

„Ja, und was ich sagen wollte," unterbrach die Bachwirthin plötzlich das Gespräch, welches sich um gleichgiltige Dinge gedreht hatte, „wenn ich in diesem Hause einmal ein Recht habe, der Lindenbaum muß mir weg, der im weißen Stübel vor dem Fenster steht."

Der Bauer wurde etwas verlegen, denn er hatte Helenen noch gar nicht mitgetheilt, daß diese Frau einmal ein Recht im Hause haben würde.

„Oder das Mädel muß in eine andere Schlafkammer," fuhr sie fort. „Mußt es nicht wissen, Zeilhofer, was Deine Linde vor dem Mädchenzimmer für schöne Blüthen treibt."

Er sah sie fragend an.

„Saubere Männerleut' wachsen auf dem Lindenast!" sagte die Bachwirthin beißend und ihr Auge zuckte gegen das Mädchen hin, „solchen ist es ungelegen, Zeilhofer, daß Du mich in's weiße Stübel einquartierst."

Ohne noch einen Bissen angerührt zu haben, erhob sich Helene und ging hinaus.

Auch die Bachwirthin sprang auf, eilte ihr nach und rief: „Schau Du, verübelhafte (empfindsame) Jungfrau! Geh' nur her zu uns und trink' Deinen Kaffee. Das muß ich Dir gleich sagen, wenn Du mit mir trutzen willst, so wie mit Deinem Vater, da kommst an die Unrechte! Ich will Dir die Lieb' und Ehr' zu Deinen Eltern schon lehren."

Jetzt richtete sich das Mädchen auf und mit jenem unheimlich kalten Blick, der seit einigen Tagen in ihrem Auge lag, wie eine trübe Eisdecke über einem See, der sonst so tief und klar und mild gewesen war — mit diesem Blicke

sah sie auf die Bachwirthin hin und sagte die Worte: „Was habt denn Ihr mit mir zu schaffen?"

Nun stand auch der Bauer vom Tische auf und die eingetunkte Semmelschnitte noch zwischen den Fingern, sprach er streng: „Schweig' Helen'! Diese Frau wirst Du in Ehren halten! Sie wird Deine Mutter sein. Und jetzt setze Dich zu Deinem Frühstück'!"

Sie setzte sich hin, genoß aber nichts. Und als die beiden Verlobten — sie schienen es doch schon zu sein — aufstanden, erhob auch sie sich und ging in den Garten zu ihrer Arbeit. Die Beschäftigung mit Salat und Bohnen wollte aber nicht recht vorwärts gehen. Ein Stämmchen Thymian riß sie ab und ein Sträußchen Reseda. Das eine sagte nach der „Blumensprache": „Was ich that, verzeihe, denn mich brennt die Reue." Das Resedchen hieß: „Ich glaube Dir, Du meinst es gut mit mir." Die „Blumensprache" hatte ihr Nikodem gekauft, sowie er, da sie zuweilen gern las, sie auch mit anderen Büchern versah. Eines dieser Bücher enthielt die Geschichte von einem jungen Mann, der von den Leuten gemieden, vieler Laster und Verbrechen angeschuldigt war, und doch das beste, treueste Herz im Busen trug. Nur allein sein Liebchen glaubte an seine Unschuld, folgte ihm durch Elend und Noth bis zum Hochgerichte hin, wo durch einen glücklichen Zufall noch im rechten Momente seine Schuldlosigkeit offenbar wurde! — Wie Helene davon bewegt wurde!

Das war ja zuhalb die Geschichte ihres Nikodem. Und darum hatten heute auch ihre Blümchen von Thymian und der Reseda so tiefe Bedeutung. Sie steckte das Sträußchen an den Gartenzaun bei jener Stelle, wo sie ihm in der Nacht das harte Wort gesagt hatte.

Bis Mittag war das Sträußchen welk und legte seine Köpfchen auf das spröde Moosgeflechte, das an den alten Brettern wucherte. Am Abende, als Helene wieder an der Stelle vorüberging, waren Thymian und Reseda verschwunden.

Der Zeilhofer und die Bachwirthin aus dem Murboden waren an demselben Tage wieder fortgefahren, und im Hofe ging es an solchen Tagen, da der Bauer nicht zu Hause war, lockerer und heiterer zu als sonst. Die Knechte trieben allerlei Hallodria und die Mädchen sangen Schelmenliedchen, wo sie gingen und standen. Sonst war es die Gegenwart der Tochter des Hauses gewesen, welche das allzufreie Treiben stets etwas mäßigte; heute war Helene nicht zu sehen. Bis spät in die Nacht hinein saß sie einsam auf der Gartenbank unter einem Hollunderstrauch und träumte. Das Blitzen und halberstickte Donnern eines nahenden Gewitters schien sie nicht zu sehen und nicht zu hören. Erst etliche schwere Tropfen, die durch das Laubwerk schlugen, schreckten sie auf, daß sie in das Haus ging. Durch die stillen, nächtigen Gänge tastete sie sich langsam fort, bis sie hinaufkam in die Kreuzkammer, wo ihr Bett auch heute noch aufgerichtet war. Die Thür der Kammer war nur angelehnt, doch war es, als würde sie von innen zugehalten, denn durch das gegenüberliegende offene Fenster ging der Wind herein und drückte auf die Thür.

Helene schloß Pförtlein und Fensterglas und wollte sich eben anschicken, zur Ruhe zu gehen, als ein scharfer Blitz die Kammer grell beleuchtete. Das Mädchen that einen Angstschrei. Aber nicht vor dem Blitz hatte es sich entsetzt, sondern vor dem, was der Blitz gezeigt hatte. In einer Ecke der Kammer stand ein Mann — stand der Nikodem.

Bevor das Mädchen die Flucht ergreifen konnte, trat er hervor und sagte: „Helene, vorhin hast Du mich um Verzeihung gebeten, jetzt bitte ich Dich darum."

Sie zündete rasch ein Licht an.

„Demi," flüsterte sie fiebernd, „wie kommst Du da herein? Wenn Du mich lieb hast, so geh'."

„Du denkst nicht daran," entgegnete er, „daß vor diesem Fenster kein Lindenbaum steht, von dem aus ich mit Dir sprechen könnte."

„Um Gotteswillen, Nikodem, geh' fort!" befahl sie.

Draußen rauschte der Sturm und dichter Regen schlug an's Fenster; so sagte der Nikodem: „Jetzt willst mich hinausstoßen? jetzt?"

„Bleib' im Vorgang', bis das Wetter vorbei ist — nur aus diesem Zimmer geh'!"

„— daß ich entdeckt würde im Hause und mißhandelt, als wie ein Einschleicher und Dieb. Ja, ja, ich gehe, Helene, und weiß, wie es steht mit Deiner Lieb' zu mir, und daß Du mich verderben willst."

Sie schwieg.

„Das erste Zeichen einer treuen Lieb' ist das Vertrauen," sagte er bitter, „Du hast kein's zu mir."

Helene hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, hielt die Hände gefaltet und hauchte: „Wenn Du wüßtest, Nikodem, wie mir ist!"

Er legte die Hand langsam an die Thürklinke und blickte mit seinen schönen, aber jetzt so betrübten Augen auf das Mädchen. Dieses rang mit sich selber. Ihre Hände bebten, ihr Busen wogte, ihr Haupt und ihre ganze Gestalt neigte sich vor, bis sie auf den Knieen lag vor Nikodem und in die Worte ausbrach: „Du bist ja der einzige

Mensch jetzt, auf den ich vertrau'! Liebster! Du bist mein Glaube!"

Sie fiel mit den Ellbogen auf den Fußboden hin und weinte.

Er hob sie auf. Dann setzte er sich ihr gegenüber an's Tischchen auf die Bank, so daß gerade über seinem Haupte das Crucifix hing. Und nun sagte er es noch einmal mit Entschiedenheit, ja mit der Feierlichkeit eines Schwures, daß er mit ihr nach Amerika auswandern werde.

Als sie darauf nichts erwidert hatte, begann er den Plan näher auseinanderzulegen. In dieser nächsten Zeit wird der Zeilhofer tagelang nicht zu Hause sein, denn das Heiraten macht viele Fahrten in verschiedene Gegenden und viele Gänge zu Befreundeten und Verwandten nöthig. In dieser Zeit muß Alles geschehen, auf daß die neue Hausfrau ihr Haus geleert findet und kein Stiefkind mehr da ist, das sie peinigen kann. Helene verläßt am bestimmten Tage Morgens das Haus mit dem Anscheine, als ginge sie nach Eschendorf in die Kirche. Auf der Föhrenhöhe schlägt sie aber, anstatt rechts nach Eschendorf hinabzugehen, den Weg links gegen Kürberg ein. Hinter Kürberg beginnt der Kürwald, in welchem die Ruperti-Capelle steht. Durch diesen Wald führt der Weg, den Helene zu gehen hat; bei der Capelle wird sie Nikodem erwarten. Dann werden sie mitsammen über Oberschachen und Lewald der Eisenbahn zutrachten. Das ist aber nicht die nächste Straße zur nächsten Eisenbahnstation, sondern ein weiter Umweg. Am Orte der Eisenbahnstation Sillthal hat Helene eine Muhme, bei der sie an ihren Vater einen liebevollen Brief schreiben kann, um ihn und sich selbst zu beruhigen. Ja, von dort aus kann sie noch umkehren, wenn die Sehnsucht nach Vater und Mutter zu groß, die

Liebe zum Manne aber zu klein werden sollte. Von Sillthal sind sie nach zwei Tagen in Hamburg und nach drei Wochen in New-York, wo für die Weiterreise in's Land hinein der Vetter sorgen wird. Für die kirchliche Trauung kann nach Wunsch des Mädchens in New-York oder schon in Hamburg gesorgt werden.

Helene hatte diese Auseinandersetzungen gehört und wendete dagegen kein einziges Wort ein. Mit Bewunderung blickte sie auf den Geliebten, welcher mit männlicher Umsicht und Entschlossenheit den großen Schritt plante, der sie und ihn befreien und zum Glücke führen soll. Und sie blickte auf das Crucifix über seinem Haupte, das wie zum Schutze die Arme ausbreitete über ihn und das Unternehmen.

Er hielt ihr bittend die Hand über den Tisch, daß sie einschlage. Sie erhob ihren Arm nicht, sondern sagte: „Ich sehe wohl, daß es so gut ist und daß es nicht anders sein kann. Aber ob ich's über's Herz bring', das weiß ich nicht."

„Wir denken nicht daran," fuhr Nikodem fort, „die Heimat auf immer zu verlassen. So bitter sie mir Unrecht thut, aber beim Gewissen gesprochen, ich hänge doch an ihr, an jedem Baum, an jedem Stein. Nach wenigen Jahren werden wir wieder zurückkehren und hier unser Haus aufschlagen, um in demselben zu leben und zu sterben. Und Du wirst Wunder sehen, meine Helene, wie unser Reichthum die Feinde zu Freunden verwandeln wird; wie das Gold die Härte Deines Vaters brechen wird und wie er sich hernach freuen wird darüber, daß wir mit eigener Kraft die Hindernisse überwunden und unser Glück aufgebaut haben. Ja, wir werden schon nach etlichen Wochen zeigen können, wie treu wir zu ihm gesinnt sind; ich habe vor, ihm aus Amerika eine Geldsumme zu schicken, mit der Bitte, daß er

dieſelbe irgendwie zu ſeinem Beſten verwende, oder, wenn er das nicht will, ſie für uns aufbewahre. Du glaubſt es nicht, Helene, wie glückſelig ich ſein werde, wenn ich Deinen Vater werde überzeugen können, wie aufrichtig ich ihm bin, wie gut ich es mit Dir meine!"

Mit großer Bewegung hatte er geſprochen; ſeine Wangen hatten ſich geröthet, ſein Auge leuchtete, ſeine Lippen ſchienen zu zittern.

Jetzt erſt erhob Helene ihre Hand, legte ſie in die ſeine und ſagte mit feuchten Augen: „Wie Du gut biſt, Nikodem! Aber meinſt, daß es denn gar nicht möglich wäre, meinen Vater anders zu ſtimmen, wenn Du ihm den Brief aus Amerika zeigen wollteſt, und daß das heimliche Abreiſen nicht ſein müßte?"

„Meinſt Du es, daß es möglich wäre?" fragte Nikodem.

Nach einem längeren Schweigen und Nachdenken antwortete ſie: „Wenn er nicht gar ſo gegen Dich wäre, und wenn er nicht ſo jähzornig wäre! Wie ich meinen Vater kenne, große Hoffnung iſt nicht."

„Siehſt Du. Dann iſt für uns aber auch Alles verdorben. Weiß er unſere Abſicht einmal, ſo wird er Dir jeden Weg abſchneiden, bei mir zu ſein. Er wird Dich einſperren, er wird Dich in's Kloſter ſtecken; Du kannſt Dich nicht wehren, biſt noch nicht alt genug und ich muß allein in's Amerika hinüber. Wir ſind auseinander geriſſen und Gott weiß, ob wir uns jemals wieder ſehen."

Sie hatte ſeinen Arm mit beiden Händen erfaßt, als wollte ſie ihn halten und an ſich ziehen. — Ein Windſtoß riß das Fenſter auf und verlöſchte die Lampe. Nikodem hatte bald ein Streichhölzchen zur Hand und zündete das Licht wieder an. Sie gab ihm einen dankenden Blick.

Nikodem saß nachdenklich da und sagte lange kein Wort.

„Wenn ich nur Einen Freund hier hätte!“ murmelte er schließlich, „nur einen einzigen!“

„So blieben wir?“ fragte das Mädchen.

„— Und wenn's ein Jude wäre, der zweihundert Percent verlangte — oder tausend, oder einen Finger von meiner rechten Hand!“

„Nikodem, Du redest wie närrisch,“ flüsterte sie, „Du hast noch ein Anliegen.“

„Laß' Du das gut sein, Helene, das ist Sache des Mannes.“

„Nicht aus Neugierd' ist's, Nikodem, nur daß ich Dich bitte, daß Du Alles, was Dich drückt und kränkt, mit mir theilst. Ich will Dir treulich tragen helfen.“

Er sprang auf und ging über das Zimmer auf und ab.

„Der armseligen paar Gulden wegen!“ stieß er heraus. „Nicht einmal telegraphiren kann ich dem Vetter, daß er uns das Reisegeld hier anweisen ließe. Und im Grunde —“ setzte er gelassener bei, „wäre das nicht gut. Da wäre gleich Verdacht. Es ist besser in Hamburg. Aber wie nach Hamburg kommen! Ich besitze keinen Groschen Geld.“

Sie fragte, wie viel denn nöthig wäre. Er antwortete, daß zweihundert Gulden nicht überflüssig sein dürften.

Nun hielten sie Rath. Helene meinte, wenn sie nur schon großjährig wäre, daß sie über ihr von der Mutter fälliges Gut verfügen könnte.

Nikodem sagte, wenn sie auch großjährig wäre, die Stiefmutter würde es schon zu verhindern wissen, daß ihr die Erbschaft in die Hand käme. Ja, vielleicht wäre die Stiefmutter für ihre eigenen Kinder so sorgsam, daß es schließlich hieße, für das Kind aus erster Ehe sei von Mutters

Seite nicht viel dagewesen, und das Wenige hätte die Erziehung aufgezehrt.

Ueber Helenens Angesicht flog eine Zornröthe. Sie sah das Weib vor sich, von welchem sie an diesem Tage schon so tiefe Demüthigung erlitten hatte.

„Am besten wäre es," meinte Nikodem, „man wisse seinen Antheil genau —"

„Den weiß ich. Mir fallen von der Mutter zwölfhundert Gulden zu."

„— und brächte ihn bei Zeiten in Sicherheit, bevor noch die neue Hausfrau das Regiment antrete."

Helene versetzte: „Wie könnt' man das nur anfangen?"

„Ich in diesem Falle würde mein Eigenthum ruhig nehmen, wo ich es fände," sagte Nikodem.

„Das wäre auch am besten," versetzte das Mädchen.

„Damit wäre die Sache geschlichtet und aller spätere Zwist hätte ein Ende. Ja siehe, wie bei diesem Plaudern mit Dir die Zeit vergeht. Es schlägt zwölf Uhr. Mein liebstes Herz —" er legte seinen Arm um ihren Nacken, „leb' wohl, schlaf' süß!" Er küßte sie auf die Stirne, auf die Augen, „Halt' mich lieb', Helene, bis wir zusammen sein verbunden!" Er küßte sie auf den Mund. — „Gute Nacht! — Gute Nacht!"

Er verließ die Kammer. Sie flüsterte ihm noch nach: „Nur rechts halten, der Stiege zu. Der Hausthorschlüssel liegt unter dem Pfosten." —

Und schloß sich ein und weinte vor Glück.

Du liebes Haus, jetzt behüt' Dich Gott!

Am nächsten Tage kam der Zeilhofer allein nach Hause, aber mit Roß und Wagen der Bachwirthin. Am übernächsten Tage ließ er sich das Frühstück von seiner Tochter auf die Stube bringen.

Nachdem er einen Blick auf die Thür geworfen hatte, ob sie wohl gut in den Fugen wäre, räusperte er sich und sagte in einem gutmüthigen Tone: „Helen'! daß ich ein paar Wörtlein mit Dir red'. Setz' Dich nieder und trink' mit mir den Kaffee."

„Heute gern," flüsterte das Mädchen.

„Schau Kind," fuhr der Bauer fort, „Du bist brav und Du bist gescheit und ich weiß es, die Sach' mit dem Demi hast Dir lang' wieder aus dem Kopf geschlagen. Nachher ist Alles wieder gut. So Narrheiten gehen vorbei; oft ein anderes Mädl hat sie auch und laßt's vorbeigehen und ist wieder brav. Es wäre ja eine Unmöglichkeit, Du und dieser Mensch — eine Unmöglichkeit, Helen'. — Er wird ohnehin nicht lang' mehr da sein, wird nicht mehr oft nach Eschendorf kommen, der — und wir reden nicht weiter davon. — Geh' Helene, nimm Dir Brot, streich' Butter d'rauf."

Das Mädchen dankte und trank den Kaffee ohne Brot.

„Bei uns daheim," sagte der Bauer hierauf und wischte mit der hohlen Hand die Brosamen auf ein Häufchen, „bei uns daheim wird's jetzt wieder besser werden. Du hast es erfahren, wie traurig es ist, wenn die Mutter fehlt. — Ist eine gute Frau, die Bachwirthin."

„S' ist noch nicht drei Jahr' vorbei, daß meine Mutter gestorben," sagte das Mädchen und wendete sich ab, um das Gesicht in ihr Tuch zu verbergen. Der Zeilhofer sagte nichts

darauf; er mochte sich erinnern an den Ausspruch, den er an der Bahre seines ersten Weibes gethan hatte: Dir bleib' ich all' meiner Tag, und für mich ist keine Andere mehr auf der Welt!

Die Worte seiner Tochter waren ihm nun wie ein Vorwurf gewesen und er sagte endlich: „Ja, reden ist leicht, aber leben! Kinder ersetzen Einem das Weib nie; gar im Gegentheil Kinder machen Einem das Weib erst nöthig. Und meine Wirthschaft ist nicht aufwärts gegangen in den letzten drei Jahren. Es ist kein Ernst und kein Zusammenhalten im Haus, wenn das Weib fehlt. Wer's nie erfahren hat, der glaubt's nicht. Und Unsereiner steht da, und lauft herum wie ein herrenloser Hund, wird hier angelockt, dort mit dem Fuß zurückgestoßen — und weiß nicht, wem man zugehört."

Helene sagte: „Ihr habt ja Recht, Vater."

„Die Bachwirthin hat ihren Mann vor einem halben Jahr verloren. Sie hat ihn allzu gern gehabt, als daß sie jetzt fort allein leben wollt'; denn das mußt bedenken: nur Eins, das unglücklich ist verheiratet gewesen, wird auf eine zweite Ehe nicht so leicht mehr denken. — Die Bachwirthin ist ein braves Weib, und ich will hoffen, Helene, daß Du sie allfort wie Deine rechte Mutter wirst betrachten. An mir hast Deinen Vater, wie bisher; aber wenn ich und die Mutter in Allem zusammenhalten werden, so darf Dich das nicht wundern. In der Ehe muß es so sein. Bist noch gar jung und wirst Dich darnach richten. — Das hab' ich Dir sagen wollen."

„Thut, wie es Euer Willen ist," entgegnete das Mädchen, „auf mich habt Ihr nicht zu denken, mir ist schon Alles recht."

„Schau, Helen', das freut mich von Dir," versetzte er und hielt ihr die Hand hin, „es wird Alles wieder recht werden. — Wart' ein wenig; ich hab' Dir noch auftragen wollen, von wegen —. Weißt, ich bin jetzt die längste Zeit nicht daheim, hab' viel herumzufahren bis Alles in Richtigkeit kommt. Hüben und drüben beim Pfarrer müssen wir's dieser Tage auch ausmachen. Uebermorgen wollen wir in's Mürzthal hinausfahren, wo die — Mutter Verwandte hat. Es ist mir d'rum, daß ich mich für daheim nicht zu sorgen brauche. Die Wirthschaft führt der Altknecht; in der Küche ist die Hanne. Schau Du im Ganzen ein wenig nach, daß immer Alles zugesperrt wird. In mein Zimmer da laß gar Niemanden herein — ist mir am liebsten. In dem Kasten, in der untersten Lad', das weißt, ist das Geld d'rin. Sind etliche Schuhlederfleck' d'rüber. Den Schlüssel halt' fleißig abgezogen, er gehört auf den Nagel hinter der Kastenwand. So." Er brachte den Schlüssel selbst an die angedeutete Stelle. Helene fühlte ein inneres Beben.

„So, Mädel," schloß der Bauer, „in vierzehn Tagen haben wir Alles in der Ordnung."

Nach einer Stunde fuhr er wieder davon.

Er hat es gut, dachte ihm Helene nach, er geht hin und sucht sich den Gespons aus, der ihm gefällt und kein Mensch hat was dagegen. Er sagt es selber: man ist wie ein herrenloser Hund, wird hier angelockt und dort mit dem Fuß zurückgestoßen. Wenn das beim Witwer schon wahr ist, beim Stiefkind ist es noch wahrer.

Ein kleines, blasses Mädchen kam in's Haus, das trug in einem Körbchen Himbeeren und fragte der Helene nach.

Diese langte alsobald in den Sack, als sie das Bettelkind sah; aber die Kleine reichte ihr das Körbchen mit

den Früchten und sagte: „Das gehört Dein. Das mußt Du essen."

Helene sah ein Leinstämmchen auf den Himbeeren liegen und las in Gedanken: Du warst stets beständig, nichts mache Dich abwendig. Du wirst sein mein häusliches Glück. — Sie nahm das Körbchen und ging damit in ihre Kammer. Sie genoß einige der zarten, süßen Beeren; sie blickte jeder in das Innere und fand kein Würmchen, wie sich solche sonst so gern in dieser Frucht verstecken. Jetzt sah sie zwischen den rothen Beeren etwas Weißes schimmern; auf dem Grunde des Körbchens lag ein Brief. Der Brief trug keine Aufschrift, war aber mit einem Veilchen versiegelt. Das Mädchen wußte schon, das Veilchen hieß „Helene," und sie öffnete den Brief. Die Schrift war von seiner Hand und lautete:

„Jetzt will ich nicht viel Worte machen, ist die Zeit zum Handeln. Es ist wie eine Nothwehr für Dich und mich. Ich muß morgen fort, es ist kein Abwenden. Willst mir gut und willst mit mir leben auf der Welt und in Ewigkeit, so thu', was ich Dir jetzt sagen will. Lege morgen früh Deine stärkeren Kleider an, nimm' Dein mütterliches Erbgut alles und stell' Dich, als wolltest Du nach Eschendorf in die Kirche gehen. Morgen ist Margarethentag, da gehen manche Leut' in die Kirche. Auf der Föhrenhöhe gehst Du linker Hand und so, daß Du bis zu Mittag nach Kürberg kommst. Es wird Dich dort Niemand leicht mehr kennen. Ist wer, der Dich fragt, wohin, so sage, Du gehst nach Sillthal zu Deiner Muhme auf Besuch. Eine Viertelstunde hinter Kürberg, wo der Wald angeht, zweigen zwei Wege auseinander; auf einem wirst Du einen grünen Tannenzweig liegen sehen, und denselben wirst Du einschlagen. Und überall, wo Wege

auseinandergehen, nimm den, wo der Tannenzweig liegt. Eine Stunde unter Kürberg im Wald steht an der Straße die Ruperti-Capelle, dort wirst mich finden. Ist ein Weggenosse mit Dir, so geh' an der Capelle vorbei und schau' nicht um, und bleib' weiter unten zurück; ich werde schon nachkommen. Weiter brauchst nimmer zu sorgen. Mache Alles genau so wie ich Dir gesagt hab' und lasse Dein Geld nicht im Stich, das ist sehr wichtig, und mache den Abschied kurz, weil bald Wiedersehen ist.

Mit tausend Grüßen und Küssen, treues Herz, Dein . . ."

Weder sein Name noch der ihre war im Schreiben genannt, und das fand Helene klug, weil man doch nicht wisse, in wessen Hände der Brief fallen konnte.

Aber wie sie jetzt vom Papiere weg in ihre Umgebung blickte, sah Alles ganz anders aus. Es war ihr, als blicke sie aus der Ferne her auf Gegenstände, die mit ihr nichts mehr gemein hatten. Und als sie hinabging in den Hof und die Leute sah, die bei ihren angewiesenen Arbeiten thätig waren, und wovon Dieser oder der Andere sie mit irgend einem heiteren Worte begrüßte, kamen sie ihr alle wie Feinde vor. Sie mußte ja vor ihnen ein großes Geheimniß hüten; sie wußte, daß Jeder, der dieses Geheimniß sähe, nach ihrem Lebensglücke einen vernichtenden Schlag thun würde. Sie wußte, daß dieselben Menschen, die hier so friedlich arbeiteten, sie so freundlich anlächelten, in zwei Tagen alle aus sein würden, um sie einzufangen wie ein wildes Thier; daß sie all' Verstand und Kraft aufbieten würden, ihren neuen Lebensweg zu zerstören. — Sie fühlte Bitterkeit.

Ein Bote aus dem Murboden kam in den Hof und brachte ein Briefchen an Helene. Ihr Vater schrieb, daß er erst nach drei Tagen heimkommen würde, da die Fahrt

in das Mürzthal bestimmt worden sei; daß er für diese längere Abwesenheit zu wenig Geld bei sich habe und die Tochter ihm aus seinem Kasten fünfzig Gulden durch den Boten schicken möge.

Helene ließ dem Boten einige Erfrischungen vorsetzen, begab sich in die Stube ihres Vaters, nahm den Schlüssel des Kastens von dem bestimmten Platze, schloß auf, öffnete die unterste Lade, schob die alten Lederstücke bei Seite und auch ein Kästchen mit Schmuckgegenständen von ihrer Mutter und Großmutter, und nahm eine Ledertasche hervor. Sie fand in derselben eine Tausendgulden-Note, mehrere Hunderter und kleinere Stücke.

Mit Hast, als ob sie jedes Papierblatt in die Finger brenne, hob sie einen Fünfzigguldenschein heraus, verwahrte dann Alles wieder, wie es früher gewesen war, und händigte dem Boten das Geld ein.

„Ich laß' den Vater grüßen," setzte sie bei, „und daß er . . . nur gesund bleibt."

„Wird wohl, wird wohl, der ist gut versorgt," lachte der Bote.

An demselben Abende bekamen sie Helene nicht mehr zu sehen. Sie schloß sich in ihre Stube; die Leute meinten, sie wäre unwohl, es ginge ihr die zweite Heirat ihres Vaters nahe.

Helene konnte nichts, als immer und immer wieder den Brief Nikodem's lesen; er wirkte wie ein Bann auf sie, zum Theil tödtete er ihr Herz, zum Theile regte er es auf zu Empfindungen, die brennend und wild waren. Endlich sah und hörte sie sonst nichts mehr als ihn und seine Worte.

Die ganze Nacht schloß sie kein Auge. Und als der sanfte Schimmer der Morgenröthe in's Zimmer fiel, stand

sie auf, kniete hin vor das Crucifix und betete. Sie betete zu dem Geiste ihrer Mutter, deren Leib auf diesem Brette geruht hatte, bevor man sie hinaustrug. Sie betete für ihren Vater, daß er glücklich sein möge an der Seite seines zweiten Weibes, wie er es an der Seite seines ersten gewesen war. Und endlich betete sie für Nikodem, der so schwer geprüft war durch das Vorurtheil der Leute, und der doch so männlich war und großherzig, wie von seinen Verleumdern keiner. Wie will sie ihm's lohnen mit ihrer Aufopferung und Treue! Nur Eines, Eines kann sie nicht, was er verlangt. Er wird ihr's verzeihen, wie er ja so gut ist und redlich. Wie will sie ihm's wünschen, daß er bald ein schöneres, sorgenloses Leben führen möge und die ungerechte Verachtung, unter welcher er so schwer und geduldig leidet, sich in große Ehren verwandle!

— Amerika! Sie hatte schon in ihrer Kindheit von dem Lande gehört. Die neue Welt! Wie da die Sonne heller scheinen wird, als in der alten. Wie die Blumen farbenvoller blühen und die Wasser klarer sein und die Menschen glücklicher leben werden, als in der alten! — Sie geht in eine andere Welt, ohne daß sie sterben muß, sie geht an der Seite des Liebsten dorthin — wie süß das ist! — Wenn sie heute auf dieser Bank läge, und morgen trügen sie vier Männer hinüber nach Eschendorf und legten sie in die Grube, die nur sechs Schuh tief ist — sie wäre weiter weg von ihrem Vater, als so, wenn sie in Amerika wird leben . . .

Sie zog sich an und nahm — wie er es gesagt hatte — die stärksten Kleider. Der Rock vom Hals bis zum Fuße war aus feiner, dunkelblau bedruckter Hausleinwand. Der Hut war schwarz, wollig und aus Hasenfilz, wie man solche in der Gegend trägt. Sie knüpfte ihn mit einem schwarzen

Seidenbande unter dem Kinn fest. Sie packte ein Handbündel von den allernothwendigsten Dingen und konnte kaum aufhören einzupacken, weil ihr jedes Stück unentbehrlich schien. Da fiel es ihr erst ein, sie dürfe gar nichts mittragen, um keinen Verdacht zu erregen. Trotzdem band sie das Bündelchen.

Jetzt war schon die Sonne aufgegangen. Die Hanne brachte das Frühstück und rief, als sie das Mädchen im halben Feiertagsanzuge sah: „So, Du willst auch fort, Helen'? Wie man meint, jetzt thät' das Haus wieder voll werden, wird's erst recht leer."

Helene blickte die Köchin unsicher an, dann sagte sie: „Am Margarethentag ist aus unserem Hause immer wer in die Kirche gegangen."

„Ist ja so recht," meinte die Magd, „ich denk', Helen', wir mögen jetzt wohl um viel Gnad' Gottes beten; bei der neuen Bäuerin werden wir sie schon brauchen."

Helene hatte keine Neigung zum Essen, aber sie verzehrte doch ihr Frühstück. Sie hatte ja einen weiten Weg vor sich. Wenn sie wiederkehrt und in diesem Hause essen wird — das soll eine andere Zeit sein.

Als sie nun fertig war, und im Stübchen noch einmal rund herumgeblickt hatte, verließ sie es und ging in das Zimmer ihres Vaters. Sie that innen den Riegel vor die Thür' und öffnete hastig den Kasten. Sie zog die unterste Lade hervor, schob das Leder bei Seite, hob die Tasche und das Schmuckkästchen heraus und nahm von dem Schmucke ein kleines goldenes Kreuz.

Im Kasten, unter den Kleidern des Vaters hing auch der goldbesäumte Brustfleck, den einst ihre Mutter dem Vater gestickt hatte. Als Helene dieses Kleidungsstück sah, brach sie plötzlich in ein bitteres Weinen aus. Die glückselige Zeit

stand vor ihr mit Vater und Mutter, und wie die Mutter den Vater so unendlich lieb gehabt, und wie sie mild war und aufopferungsvoll, und wie sie Alles, Alles auf Erden hätte erduldet und hingegeben, nur ihrem Gatten zu Lieb'. — Der Zeilhofer war nicht immer der Zeilhofer, sondern in seiner Jugend ein armer Holzschläger gewesen, der im Kärntnerischen, Salzburgischen und Tirolischen herumziehen mußte, um Arbeit zu finden. In Tirol hatte er eine schöne Bauerstochter kennen gelernt. Sie hatten sich gern. Das Losreißen von den Ihren und von ihrem Land war auch nicht gut gewesen und überall hat's geheißen, eine solche Ehe zwischen dem Holzhauer und der Bauerntochter wäre nicht in der Ordnung. Aber sie hat ihn nicht verlassen, ist mit ihm gezogen in's Steierische her und hat ihm in seiner Heimat einen Bauernhof gekauft. Es ist ein gar schöner Ehstand gewesen. — Daß es die Tochter der Mutter nur nachmache! — Und der Vater, wenn er zurückdenkt auf seine eigene Jugend, und wie er froh gewesen sein wird, daß sein Gespons ihm treu gefolgt ist — er muß verzeihen . . . .

Sie küßte sein Gewand und netzte es mit Thränen.

Endlich verschloß sie den Kasten. Dann stand sie in der Stube still und sagte: „Du liebes Haus, jetzt behüt' dich Gott!"

Dann schloß sie die Stube ab, verwahrte den Schlüssel und eilte rasch davon. Vor dem Hause, wo aus der Standröhre der ewige Wasserquell sprudelt, hielt sie die hohle Hand unter den Brunnen und trank daraus, und fuhr hernach mit der nassen Hand über die Stirne. Aus den Stallungen gackerte das ganze Hühnervolk herbei mitsammt den watschelnden Küchlein, sie umkreisten das Mädchen, so daß es kaum einen Schritt vor sich zu machen im Stande

war. Mit einigen scharfen „Pscht!" mußte sie sich Bahn brechen; aber die Hühner flatterten ihr noch eine Weile nach. Sie kannten ihre Gönnerin, hatten aber heute das Futter noch nicht erhalten, das sie des Morgens von ihr gewohnt waren.

Der Weg in's Amerika.

So hatte Helene, die Tochter des Zeilhofers, das Haus verlassen.

Die Wege über die Nachbarsfelder hin schritt mancher Kirchengänger. Auf den Wiesen arbeiteten die Mähder und die Sonne schimmerte in den Sensen und in den Thautropfen der Gräser.

Die Zeilhofer Mähder waren heute just nicht die fleißigsten, hingegen aber die lustigsten. Wenn Hochzeit so nah' ist! Da mußten sie sich doch einüben im Gesangelsingen und das thaten sie redlich.

Da sang der Eine:

„Im heurigen Johr
Geht Olls por und por,
Nur ih bin alloan,
Wir a Stäudl afn Roan!

Zweg sul ih nit trauri sein,
Wann's mir a so geht;
Trau'rt 's Stoandl af'n Roandl,
Wann's gor alloan steht."

Und ein Anderer:

„Schau her, Dirndl, wia's Bacherl
Von Berg owa rinnt,
Und schau her af mei Herzerl,
Wiea d' Liab' außa brinnt!"

Und ein Anderer:

„Hiaz mecht ih doh wiss'n,
Sul ih bleib'n, sul ih geh'n,
Mei Dirndl is so liab
Und die Welt is so schen.

Is d' Welt noh so schen,
Geh' doh wieda z' Haus,
Ohni dih, mei liab' Dirndl,
Holt ih's länga nit aus."

Auch die Mädchen ließen sich hören und sangen Liedchen, die nicht minder unzweideutig waren, so daß sich Helene dachte: Sie sind Alle verliebt.

Mit diesem Gedanken schied sie aus der Heimat.

Weiter oben auf der Föhrenhöhe wendete sie sich noch einmal um und sah zu den Häusern von Ober-Eschendorf zurück.

Sie waren alle in den Silberrauch der Morgensonne gehüllt, so daß einzelne Hausdächer kaum von den Gebüschen zu unterscheiden waren. Nur an dem funkelnden Dachknopfe, der wie ein Sternchen herauf leuchtete, erkannte sie den Zeilhof.

Auf einer alten Schwarzkiefer der Föhrenhöhe hing unter einem Dachschilde das halbverwaschene und verwitterte Bild der heiligen Dreifaltigkeit. Vor demselben gingen drei Wege auseinander. Auf diesem Platze setzten die Ober-Eschendorfer ihre Leichen zu Boden, daß diese noch einmal in's schöne Thal von Ober-Eschendorf zurücksehen konnten, bevor man sie hinabtrug auf den Kirchhof zu Eschendorf. Helene dachte daran. Auch ihrer Mutter Sarg war auf diese braunen Baumwurzeln niedergelassen worden. Sie stand nun genau auf derselben Stelle.

Den steilen Eschendorferweg stieg mit glitzerndem Bajonnet auf dem Gewehre ein Gendarm heran. Als dieser die Wegzweigung sah und das Mädchen, that er die Frage: „Mit Erlaub, schöne Jungfrau, welcher Weg führt nach Ober-Eschendorf?"

Sie wies mit der Hand die Richtung und der Wachmann schritt fürbaß.

Sie sah ihm nach, so lange sein Bajonnet noch durch den Wald funkelte, dann schlug sie die Richtung gegen Kürberg ein. Der Weg zieht sich lange über eine Höhe hinaus, die mit viel Moos und Heidekraut, aber wenigen, und das noch verkrüppelten Bäumchen bewachsen ist. Nach beiden Seiten hin sieht man die Gegend: links weites Waldland mit fruchtbaren Thälern; rechts über grünen Almen die blauende Zackenmauer des Hochgebirges.

Aber Helene hatte kein Auge für die Schönheiten ihres Vaterlandes, das sie nun verließ; sie blickte stets vor sich auf den Sandweg hin — sie suchte nach den Spuren der Schritte dessen, welcher ihr heute auf diesem Wege vorangegangen war.

Es war sehr heiß, und hinter den Kämmen des Hochgebirges stiegen weiße Wolkenballen auf. Als Helene über weite Felder hinabschritt gegen Kürberg, läutete auf dem weißen Kirchthurm die Mittagsglocke. Im großen „Gasthaus und Fleischhauerei", das an der Straße stand, kehrte sie zu, setzte sich ermüdet und betrübt im Gastzimmer an das Ofentischchen, wo es kühl und dunkel war, und ließ sich eine Schale Suppe und ein halbes Seitel Wein geben.

Wie sie so dasaß und bei sich sann, kam es ihr vor, als gehe sie im Traume herum und wisse eigentlich nicht, wozu und wohin. — Es war hier schon Alles so fremd . . . .

Wie, wenn sie jetzt umkehrte? Gegen Abend wäre sie wieder daheim, und kein Mensch hätte eine Ahnung, was da hätte werden sollen.

An anderen Tischen saßen mehrere Gäste, die ein sehr lebhaftes Gespräch führten. Die dicke Wirthin mit den aufgestreckten Hemdärmeln und den silbernen Halsketten saß auch bei ihnen und war nicht die letzte beim lauten Discurs.

Neben ihr noch eine andere Frau, die gerade nicht das kleinste Glas vor sich stehen hatte, und welche jetzt rief: „Nein, die mag der Pfarrer siebenmal von der Kanzel rufen, so glaub' ichs doch nicht. Die müßt' ich erst mit diesen meinen leiblichen Augen vor dem Altar stehen sehen."

„Wenn die Nachbarin Montag über acht Tag' nach Eschendorf fährt, so kann sie das sehen," sagte die Frau Wirthin, „es ist ja nichts Neues mehr, sie reden schon überall davon. Wie er ihm das erstemal in's Haus kommen ist, soll ihn der Bauer zwar bei der vorderen Thür hinausgeworfen haben, aber bei der hintern Thür ist der Fuchs halt allemal wieder hineingeschlichen."

„Sie sagen," wußte ein Anderer zu erzählen, „er wär' immer auf den großen Lindenbaum gestiegen und von demselben durch's Fenster in die Tochterkammer."

Und wieder ein Anderer: „Wie der Will, d'rin gewesen ist er, das weist sich. Und der Zeilhofer hat keine große Wahl mehr."

„Ist doch ein Erzschelm, dieser Schinder-Demi!" sagte die Wirthin und lugte vertraulich in den Kreis ihrer Gäste. „Aber das sag' ich, wenn ich der Zeilhofer bin, es mag schon sein, was will, dem geb' ich meine Tochter nicht! — Dem nicht! — Wenn ein Mensch einmal so schwarz ist, wie dieser Demi, und verschandirt, daß kein Hund mehr

einen Bissen Brot von ihm nimmt! So Einer wird mein Schwiegersohn nicht!" Und klatsch lag die flache Hand auf dem Tisch, daß die Aussprach' auch gestempelt und gesiegelt war.

Helene hatte gemeint, sie wäre hier schon fremd. Nun sah sie, daß die Leute mit dem Zeilhofe so bekannt thaten, als stünde er in der nächsten Nachbarschaft. Nun erfuhr sie aber auch, und zwar an ihr selber, was das ist: Verleumdung, wie das entsteht und wie es eigentlich aussieht. Aber das Unrecht, das ihr geschah, that ihr nicht einmal weh, es zeigte ihr nur wieder klar, wie man Leute schwarz macht, die inwendig weiß sind, und wie man ihren Nikodem schwarz gemacht hat, der doch so gut ist. — Und sie konnte einen Augenblick an die Umkehr denken? Ihn, den ja Alles schon verlassen hat, sollt' auch sie verlassen, auf die er liebevoll glaubt und vertraut! Und zurückkehren in's Haus, wo ihre Ehre zerrissen und vernichtet worden war! — Mit neuem Muthe trank sie ihren Wein zur Stärkung für die weitere Reise.

Einer der Gäste hatte während der Worte der Wirthin mit den Fingern auf dem Tische getrommelt, hernach eine zappelnde Fliege aus seinem Bierglase gefischt und darauf Folgendes gesagt: „Ihr seid's närrische Leut', allmiteinander. Jetzt möchte ich wissen, warum der Nikodem die Zeilhofer-Tochter nicht sollt' haben dürfen. Er ist jung, gesund und ein bildschöner Bursch', und ist Unterofficier bei den Jägern. Ein gescheiter Kopf ist er auch, und wenn's d'rauf ankommt, daß er zuletzt Zeilhofer sollt' werden, so bringt er's so gut zuweg, wie ein Anderer."

Helene an ihrem Ofentischchen hatte gemeint, sie müsse aufspringen und dem Lobredner ihres Nikodem um den

Hals fallen. Indeß sprach schon wieder die Wirthin: „Sagst, was wahr ist, Waldjackl, aber die Bravheit hast vergessen; warum führst denn die nicht an?"

„Wer kann ihm was Schlechtes beweisen?"

Da lachten die Anderen.

Der Wirth trat ein und fragte, was es gebe.

„Herr, Du wirst es auch nicht glauben," rief ihm die Wirthin zu, „beim Zeilhofer z' Obereschendorf ist nächst' Wochen Hochzeit."

„Eine alte Geschichte," sagte der Wirth wegwerfend, „sind die Brautleut' vor etlichen Tagen schon vorbeigefahren."

„Der Demi mit der Zeilhofer-Tochter? So möcht' ich doch bei meiner Treu' das Brautpaar gern gesehen haben. Er ist ja so sauber und sie soll, sagt man, auch ein schönes Mädel sein."

„Na, na, das ist ja nicht so," versetzte der Wirth, „der alte Zeilhofer heiratet eine Witwe vom Murboden herüber."

Noch ein Schlag auf den Tisch von der Wirthin, und dann rief sie entrüstet: „Aber das ist doch auf der Welt ungleich, was heutzutag Alles zusammengelogen wird! Und der Alte heiratet noch einmal? Na, der hat's auch noth, daß er seiner Tochter die eigene Hausthür verriegelt. Einem Mädel, das schon selber die schönsten Partien hätt'!"

Das Mädchen am Ofen verlangte zu zahlen.

„Bist gewiß von weit zu unserm Doctor hergekommen?" fragte die Wirthin; „nicht? Ich hab' nur gemeint, weil zu unserem Doctor so viele fremde Arztgeherinnen kommen, und weil Du so still und traurig dasitzest, daß Du daheim ein Krankes kunnt'st haben."

Helene stand auf und ging. Als sie auf die schneeweiße und heiße Straße hinaustrat, schlug es ihr fast die Augen zu. Sie mußte sich mitten in den Häusern erst besinnen, welchen Weg sie einzuschlagen hatte; da sah sie zu ihren Füßen plötzlich ein Tannenreis, das mit einem Steinchen beschwert im Staube lag. Ein Zeichen von ihm; sie wandelte den Weg muthig weiter. Schulkinder begegneten ihr, die fragte sie, ob es da recht wäre nach Oberschachen. Einige antworteten mit ja, andere mit nein und lachend trippelten sie davon. Nur ein einziges Mädchen blieb stehen und sagte: „Nach Oberschachen ist es da schon recht, aber da müßt ihr durch einen Wald gehen, der fünf Stunden lang ist, und in welchem sie den Viehtreiber erstochen haben."

„Ich danke Dir schön und da hast zwei Kreuzer!"

Das kleine Mädchen sah fragend auf und säumte anzugreifen.

„Nimm nur, und bet' dafür einmal ein Vaterunser."

Die Kleine nahm und eilte gegen das Dorf hin.

Als Helene zum Rande des Waldes kam und noch einmal umschaute zu den Häusern von Kürberg, sah sie vor dem Wegkreuze, welches am Ende des Dorfes stand, das Schulmädchen knieen. Das betete wohl schon sein Vaterunser für die Reisende.

Am Waldrande zweigte sich die Straße; die eine ging rechts über Hochwiesen hin, entfernten Häusergruppen zu; die andere ging sanft aufsteigend in den Wald hinein. Mitten auf dieser letzteren lagen drei Tannenzweige; und an einem dieser Zweige lag eine Wegewarte und eine wilde Hyacinthe. Helene zog ihr Büchelchen hervor. Wegewarte: „Die Liebe soll Dich leiten." Hyacinthe: „Laß' den Muth nicht sinken."

Fröhlich ging sie in den Wald hinein.

Zuerst war an beiden Seiten der Straße ein Dickicht von jungen Lärchen, über das herein die Sonne noch auf den Weg schien. Bald kamen hohe Fichten- und Tannenbäume mit ihrem Schatten. Mancher Baumast streckte sich weit über die Straße, wie ein drohender oder warnender Arm. Manches Gestämme war knorrig und umflochten von langem, fahlem, nadel- und rindenlosem Geäste. Andere Bäume waren schlank und glatt bis hoch hinauf und zwischen ihren röthlichen Stämmen gähnte die endlose Dunkelheit des Waldes durch. Helene hatte hier für Alles Augen, weil sie sich ängstigte. Sie hielt die Hand an ihren Busen, als gälte es schon, ein Gut zu schützen, welches sie vielleicht vom Hause ihres Vaters mit sich trug. Sie war noch nie durch einen so wilden Wald gegangen. Aus einem niedergebrochenen Baumast brach sie sich einen Stock, den hielt sie fest in der Hand.

Als sie eine Weile gegangen war, hörte sie aus dem Waldesdunkel her plötzlich einen Schrei. Sie stand nicht still, um zu horchen, sondern beschleunigte ihre Schritte, trat aber so leise auf, daß sie die Wiederholung der Stimme vernehmen konnte, und dieselbe endlich als den Ruf eines Habichts erkannte. Auch hörte sie bisweilen das Girren von Wildtauben. Die Straße ging immer sachte hinan; mehrmals zweigten sich Seitenwege ab und immer lag auf der breiteren Straße der Tannenzweig.

Da machte sie sich Vorwürfe über ihre Angst. Er war ja bei ihr, er begleitete sie so sorgsam und treu, und bald soll sie an seinem Arme wandeln.

Aber der Wald blieb immer finster und die Straße blieb immer einsam. Früher war das Mädchen ermüdet gewesen; aber jetzt fühlte sie sich neu erfrischt, hastig und

hastiger wurde ihr Gang — sie ahnte die Nähe des Geliebten.

Endlich schien die Straße die Höhe des Berges zu erreichen, um sich jenseits so gemach abwärts zu senken, als sie diesseits emporgestiegen war. Durch das Geäste schimmerte ein Rothes. Es war das Dach der Capelle. Helene meinte, sie müsse hinstürzen wie ein gehetztes Reh, aber sie ging langsam. Ihr Auge sank zu Boden, und vor der Capelle stand sie unbeweglich still und blickte nicht seitwärts.

Sie hörte keinen einzigen Laut. Auf der Straße lagen zackige Tafeln der Sonne, die sich durch das hohe Gewipfel gebrochen hatten. Ameisen liefen geschäftig über die lichten Flächen; Mücken kreisten in den Strahlen.

Endlich blickte Helene gegen die Capelle hin. Diese war mit einem eisernen Gitter verschlossen. D'rinnen in der Mauernische stand Sanct Rupertus vor einem Hirschkopfe, zwischen dessen Geweihen ein Christuskreuz ragte. Sonst war nichts in der Capelle und die platten Steine vor derselben waren in ihren Fugen mit Gras bewachsen. Neben der Capelle war ein Anger mit kurzem Grase, ganz beschattet von den umstehenden Tannen. Auf diesem Grase ruhte Nikodem und schlief.

Helene trat leise hinzu und blickte auf ihn nieder. Die Sorgen und Anstrengungen der letzten Tage mochten ihn erschöpft haben, sein Gesicht war blaß. Eine Ameise lief über seine Stirne; Helene wollte schon die Hand ausstrecken, um das Thier zu verscheuchen, da fiel es ihr ein, sie wolle ihn schlafen lassen und bei ihm Wache halten. — Er war in seinen gewöhnlichen Kleidern, deren Taschen gefüllt erschienen und den Wandersack ersetzen mochten. Nur anstatt der blauen Mütze lag ein brauner Hut neben ihm. Und sein in das

Gras niedergehender Arm hielt noch leicht den Wanderstock umfaßt.

Seine Lippen zuckten zuweilen, als habe er einen lebhaften Traum und müsse in demselben reden. — Er vertheidigt sich vielleicht im Geiste gegen die schweren Anschuldigungen, Verleumdungen. Oder er spricht mit dem Oheim in Amerika und empfiehlt ihm seine Braut. Oder er flüstert zu ihr selber, wie er jetzt ja den Arm an sein Herz legt. — Liebster Mann! Du weißt es gar nicht, wie ganz und einzig ich Dein bin . . . .

Eine geraume Weile war sie so vor dem Schlummernden gestanden, da war es ihr plötzlich, als habe sie donnern gehört, als wäre ein Gewitter im Anzuge. So beugte sie sich, legte ihre Hand auf die seine und lispelte: „Nikodem!"

Er regte sich und schlug die Augen auf. Er schien befremdet, daß er sich im Walde fand; als er das Mädchen vor sich sah, lächelte er.

„Nun bist Du da," sagte er, „nun sollst Du ein wenig ausruhen."

„Ich bin nicht mehr müde und ich glaube, es ist ein Gewitter nicht weit."

„So wollen wir gehen."

Er erhob sich und faßte sie an der Hand: „Helene jetzt glaub' ich es, daß Du mich lieb hast."

Sie antwortete nicht, und er fragte nicht weiter, wie der Abschied von Daheim war und was ihr unterwegs etwa wohl begegnet sei. Sie gingen Hand in Hand fürbaß die Straße, immer etwas abwärts, immer durch Wald, der hier hoch und finster war, dort eine Lichtung bildete, daß man hinaus sehen konnte in die fernen blauen Berge, über welchen sich höher und dunkler das Wolkengebilde ausdehnte.

„Dieses Amerika muß wohl weit weg sein," bemerkte das Mädchen einmal.

Er gab keine Antwort.

Helene wollte nicht verrathen, wie sehr sie die Füße schmerzten, aber er merkte es an ihrem Gange, und wie sie sich auf seinen Arm stützte. Er schlug vor, zu rasten; sie fürchtete sich vor dem Gewitter und sagte, sie wolle gehen.

Die Sonne war ziemlich tief hinter die Wipfel hinabgesunken.

„Wir haben noch drei Stunden bis nach Oberschachen," sagte Nikodem.

Helene blieb stehen und sprach die Hoffnung aus, daß gewiß ein Wagen des Weges fahren würde, der sie mitnähme.

„Das ist unwahrscheinlich," meinte der Bursche, „um diese Zeit wird nicht viel durch den Kürwald gefahren; die Post geht in der Woche nur zweimal und heute ist kein Posttag. Ich finde es aber ..icht nöthig, daß wir uns so quälen, um heute noch nach Oberschachen zu kommen. Das Gewitter würde uns doch überraschen. Wir wollen früher ein Dach und eine Unterkunft über Nacht leicht finden, daß wir morgen wieder frisch und heiter wandern können."

Bald darauf kamen sie an eine Stelle, wo sich links quer durch das Gestämme ein Waldweg abzog. Auf diesem Wege lag nun zwar kein grüner Tannenzweig, wohl aber dürres Lärchengestrünke und rothes Genadel — doch Nikodem schlug ihn ein und Helene ging lautlos mit ihm. Hoch in den alten Lärchen hüpften Eichkätzchen auf und nieder, daß es knisterte, und manches aufgeschreckte Wildhuhn rauschte durch, daß das Mädchen erschrocken zusammenzuckte. Der Weg wurde schlechter, der Hang steiler, und da sich über

den Himmel bereits das dunkle Gewölke gezogen hatte, der Wald immer finsterer.

„Das ist jetzt schon bald zum Fürchten," bemerkte das Mädchen.

„Warum?" fragte er und blickte sie lebhaft an, „an das wirst Du Dich gewöhnen. In Amerika gibt es noch ganz andere Urwälder."

— Sollen wir denn in die Urwälder gehen? dachte Helene, schwieg aber still.

In den hohen Wipfeln begann der Wind zu rauschen, während am Fuße der Bäume, wo das Paar langsam und mühsam dahinschritt, nicht das leiseste Lüftchen zog. Sie kamen zu einer Quelle, wo das Mädchen auf einem Steine rasten und zur Kräftigung einige Blätter Waldkresse essen wollte. Da fielen schon die ersten Tropfen und der Mann zog Helene hastig mit sich fort, bis sie in einer von Hasel- und Himbeerbüschen dicht bewachsenen Schlucht vor einem hölzernen Häuschen standen.

Dieses Häuschen war, aus der nahen Meilerspur zu schließen, einst wohl die Wohnung eines Kohlenbrenners gewesen; jetzt wuchsen an seinem Thürpfosten die Brennnesseln und aus seinen scheibenlosen Fenstern starrte die schwärzeste Finsterniß hervor. Das Häuschen schien schier versunken in's Buschwerk, so daß Nikodem sich erst den Pfad bahnen mußte hin zur Wandbank, über welcher ein Vorsprung des Bretterdaches Schutz bot.

Nikodem zog das Mädchen zu sich auf diese Bank und sagte mit der Miene des Behagens: „Jetzt mögen die Wolken bersten, wie sie wollen, wir sind im Trocknen."

Das Mädchen athmete auf, wie nach der Ueberwindung einer großen Last. „Hast Dich wacker gehalten, mein Schatz!"

sagte er und legte seine Hand auf ihre Achsel. „Und nun will ich aber sehen, ob meine kleine Hausfrau auch für eine Jause gesorgt hat. Dein Alter, mußt Du wissen, hat heute einen starken Appetit."

Helene erschrak.

„Ei!" lachte er, „wir wollen es ja so machen, wie die Anderen, der Mann bringt die Mittel in's Haus und das Weib bereitet sie zum Genuß." Damit zog er einen Ballen aus dem Sacke, in dessen Umhüllung sich ein frisches, rohes Stück Fleisch befand. Ein anderer Sack barg einen Blechbehälter, in welchem Wein war. Verschiedenes Zugehör fand sich auch vor.

Das Mädchen aber stand auf und sagte sehr ernsthaft: „Du mußt mir keinen Vorwurf machen, Nikodem, daß ich jetzt auf der Reise noch nicht für das Essen sorge. Mußt Dir merken, daß ich noch nicht Deine Hausfrau bin."

„Wirst es aber schier sein müssen, wenn uns sonst Niemand das Wildpret kocht."

„Ich bin gar nicht mehr müde," fuhr sie fort, „das Wetter wird auch nicht viel bringen, und mir ist es am liebsten, wir gehen gleich wieder weiter. Hier können wir doch nicht bleiben."

Lachend rief er: „Ja, mein liebstes Herz, auf der Reise muß man sich in Alles fügen. Nach Oberschachen können wir heute nicht mehr gehen; und wie Du weißt, daß wir Flüchtlinge sind, ist es weit rathsamer, wir rasten die Nacht in einer abgelegenen Hütte. Morgen um diese Zeit sind wir vollständig sicher und fahren schon auf der Eisenbahn."

„Ich kann nichts dagegen sagen," meinte sie, „Du wirst es am besten wissen — aber daß wir da beisammen bleiben, ist nicht mein Wille."

„Raum ist in der kleinsten Hütte," rief Nikodem, und stieß fast übermüthig die Thür des Häuschens mit dem Fuße auf. Im Innern sah es nicht ganz so elend aus, als man vermuthet hätte.

Es war eine gut erhaltene Feuerstelle, ein Tischchen, eine Lagerstatt mit Stroh, ein Schrank da, und sogar einige Kochgeräthe hingen an der Wand. Auch Glasschuber standen an den Fenstern, die aber zurückgeschoben waren. Ein Kienspanbuschen, der am Herde lehnte, etliche verrußte Heiligenbilder, die als Hausaltar prangten, vollendeten die Einrichtung; das Schlechteste an der ganzen Wohnung war nun das zerbrochene Holzschloß an der Thür, welches Nikodem eben selbst zerstört hatte.

„Wir können sehr zufrieden sein," sagte dieser, die Stube durchforschend, „der Himmel meint es uns gut gleich am ersten Tage."

„Also, ist es Dir recht, Nikodem?" fragte das Mädchen.

„Gar nichts Besseres zu wünschen!"

„Nachher ist es mir auch recht."

Nun huben sie an und richteten sich ein. Helene trug Holz in's Haus, machte Feuer an und ließ sich's angelegen sein, aus dem mitgebrachten Wildpret einen Naturbraten zu Stande zu bringen. Da das Gewitter sich nur in vielem Blitzen und Donnern erging, ohne sich des Weiteren in Regen zu ergießen, so huschte Nikodem draußen in den Büschen herum, auf daß er Heidelbeeren und Himbeeren sammle. Auch Erdbeeren, die zwischen Steinen wuchsen, ließ er nicht ungepflückt. So kam er mit einer köstlichen Ernte zurück und fand im Hause den Tisch schon gedeckt, in Ermanglung eines andern Stoffes mit dem lichtblauen Vortuche Helenens. Das Mädchen hatte die Oberkleider abgelegt;

es erschien in einem leichten, häuslichen Anzug. Sie hatte in der Stube auch schon hübsch aufgeräumt. Herd, Bett, Bank und Tisch so gut bestellt, als mit den wenigen Mitteln nur immer möglich war.

Auf einem reingescheuerten Brettchen zerschnitt sie nun den prächtig duftenden Braten und er entkorkte den Wein. Sie fragte ihn, wie er denn zum Wildpret gekommen sei; er antwortete, er hätte heut' früh einem Wildschützen einen erschossenen Hirschen abgejagt und aus dem Thiere das Stück Fleisch herausgeschnitten.

„Ich hab' gemeint, Du hättest den Hirschen selber geschossen," sagte sie.

„Schmeckt er Dir nachher besser, so denk' halt, ich hätte ihn selber geschossen."

Sie waren heiter, lachten und scherzten und die Mahlzeit ging vor sich, als hätten sie schon seit Jahren in diesem Hause gewohnt. Daß sie Beide den Braten mit den Fingern in den Mund führen und den Wein aus Einem Halse trinken mußten, das focht sie nicht an; Adam und Eva im Paradiese hätten, wie Nikodem bemerkte, nicht einmal das gehabt.

Und dann kamen auf den grünen Tellern der Sauerampferblätter die Früchte: die Heidelbeeren, die Himbeeren, die Erdbeeren. Nikodem fragte Helene, ob sie wisse, wie verliebte Leute Erdbeeren pflückten.

Sie antwortete, daß sie das nicht wisse.

„So will ich Dir's lehren. Jedes von uns nimmt ein Erdbeersträußlein in den Mund, aber so, daß die Beeren von den Lippen niederhängen. Nun muß Eines mit den Lippen die Erdbeeren des Andern pflücken und dabei Acht haben, daß das eigene Sträußlein nicht aus dem Munde fällt. Ich verwett' alle Himbeeren, das bringst Du nicht zuwege."

„Das wird keine Kunst sein," sagte Helene, nahm ein Sträußchen zwischen die Zähne und der Bursche that auch so. Sie pflückten sich gegenseitig mit den Lippen die Beeren herab, ohne daß auch nur eine einzige zu Boden fiel; und die Sträußchen blieben festgeklemmt zwischen den Zähnen; daß schließlich die rothen Lippen selbst für Erdbeeren gehalten wurden, versteht sich von selbst.

Als dann endlich abgespeist war, und als das knisternde Herdfeuer seinen freundlichen Schein an die Wand der Stube warf, weil es draußen schon dunkelte, und als an die Nachtruhe gedacht wurde, bat Helene den Burschen, er möge mit der leeren Blechflasche zur Quelle hinauf gehen und frisches Wasser holen; es verlange sie in der Nacht, wenn sie erwache, bisweilen nach einem Trunk.

„Mein lieb' Dirndl, den sollst Du haben!" sagte Nikodem zärtlich, nahm die Flasche und ging hinan gegen die Stelle, wo sie beim Herabsteigen die Quelle gesehen hatten. Es war eben das Rinnsal schon zerstört, welches einst dieses frische Wasser zum Häuschen hinabgeleitet hatte. Die Quelle war ziemlich entfernt, der Abend schon sehr dunkel, aber Nikodem stieg fröhlich hinan und fröhlich herab — wie freute er sich, daß er endlich seiner Allerliebsten den Trunk Wasser reichen konnte!

Als er zurückkam, war die Hütte leer. Das Feuer brannte wie früher auf dem Herde, alles Andere war wie früher da, aber Helene fehlte, und kein einziges Stück von ihrer Kleidung, und keine einzige Spur von ihr war da.

Nikodem stand zuerst rathlos und blickte umher. Dann sah er nach in den Winkeln, ob sie ihn nicht neckte; dann ging er vor das Haus und horchte, und rief ihren Namen; dann strich er in den Büschen herum und ging voll von

Liebe und von Zorn die Schlucht aus und ein, und kehrte wieder in das Haus zurück — und fand sie nicht.

Es war spät, die Herdflamme war verloschen. Nikodem zog seinen Rock aus, hob aus demselben ein Pistole hervor, untersuchte den guten Stand ihrer Ladung und legte sie auf den Tisch, der an der Bettstätte stand. Und sich selbst streckte er mit einem Fluche auf's Stroh.

Sie ließen mich sinken — und hielten Gericht ....

Am andern Morgen, um die Zeit des Sonnenaufganges wurde er durch einen leichten Schlag auf die Wange geweckt. Helene stand vor ihm, frisch und munter und reisefertig.

„Wo bist Du gewesen?!" Das war sein erstes Wort. Strenge, Zärtlichkeit und Neugierde lag darin.

„Ueber dem Ziegenstall, der da hinterhalb angebaut ist, auf dem guten Heu hab' ich geschlafen. Ich denke wohl, daß auch Du eine friedsame Nacht wirst gehabt haben."

„Helene, wie hast Du mir das anthun können?" sagte er vorwurfsvoll und setzte bei: „daß Du mir so ganz heimlich fortgegangen bist! Hast Dir's nicht denken können, daß mir das weh thun muß?"

„Das wohl, aber ich hab' mir auch denken können, daß Du heut' früh wieder ausgesöhnt sein wirst. Und jetzt steh' auf, Bärenhäuter, daß wir bei Zeiten in's Amerika kommen."

Sie war so unbegreiflich, wie es die Liebe selbst ist.

Er stand auf, sie verzehrten den Rest des gestrigen Nachtmahls und verließen das Haus.

Helene schrie noch in die Thür hinein zurück: „Dank' Dir Gott, Haus, für's Dach, aber dableiben möcht' ich nicht bei Dir!"

Frisch ausgerastet, war sie auch frisch aufgeräumt im hellen, klaren Morgen. — Vielleicht freute sie sich auch über ihre List und den Sieg. Die Männer sind leichtsinnig, so heißt's ja allerwege. Ist ihnen vielleicht angeboren und steht Manchem gut; nur muß man sich von ihnen nicht auch selbst leichtsinnig machen lassen. —

Sie waren nach langem Waldwege endlich wieder zur Straße gekommen. Es wurde aber beschlossen, dem Orte Oberschachen durch einen Umweg auszuweichen. Nikodem setzte fest, daß, im Falle sie von irgend Jemanden um Name und Charakter befragt würden, sie das Ehepaar Namens Bruckner wären — Teichgräberleut' aus Böhmen. Er habe einen Schein bei sich, der darauf laute.

„Ja, hörst," meinte das Mädchen bedenklich, „wir kommen aber recht in's Lügen hinein."

Seine Antwort war: „Wer a sagt, der muß auch b sagen, da hilft kein Mittel."

„Das kannst Du thun, wenn's schon sein muß. Ich red' einmal, was wahr ist, oder laß' die Leut' fragen und bin ganz still."

„Und — was ich weiters sagen wollte," versetzte er fast zögernd, es wird gut sein, wenn wir, Du oder ich, das Geld sorgfältig verwahren, oder gar in's Kleid einnähen."

Dabei sah er so schief d'rein, als ob er auf eine Antwort lauere.

Ihre Antwort war: „Ja, das wird gut sein."

Er war recht heiter geworden. Er trillerte zum Schritte den Tact, er ahmte den Gesang der Vögel nach, er sang Liebesliedchen auf Helene.

Die Gegend war freundlich und licht geworden und hatte ein almenartiges Aussehen.

Zu Mittag kehrten unsere Wanderer in Lewald ein und ließen sich ein gutes Mahl bereiten. Die Leute im Gasthause machten sich über dieses Paar so ihre Gedanken. — Sie thun miteinander wie Verheiratete, sind's aber nicht. Geschwister sind sie noch weniger. Brautleute? Das mag sein, aber auf ihre Hochzeit werden die nicht viele Gäste laden. Mein Gott, was heutzutage doch für Leute auf der Straße sind!

„Darf ich nachschenken?" fragte der Wirth und nahm die leergewordene Weinflasche beim Kragen. Nikodem gestattete es. Und als es dann zum Zahlen kam, sagte er leise: „Jetzt sei so gut, Helene . . ."

Sie blickte ihn an, zog dann ihr Geldtäschchen hervor und beglich die Zeche.

„Sind halt doch Eheleute gewesen," sagte später der Wirth zu den Seinen, „Er ist Simandl, sie hat's Geld im Sack."

Als sie wieder unterwegs waren, sagte Nikodem: „Wie ich mir's bedenk', geht's nicht, daß wir in Sillthal in den Eisenbahnzug steigen. Wir müssen, daß wir rasch weiter kommen, mit dem Eilzug reisen; der hält in Sillthal aber nicht an. Wir gehen nach Neuhofen hinab, ist um eine halbe Stunde näher und kommen dort noch zurecht zum Eilzug."

„Und daß ich bei der Muhme in Sillthal den Brief an meinen Vater schreib'?"

„Herz, das geht nicht. Wir haben es so bestimmt, es ist wahr, aber man muß handeln nach den Umständen. Du wirst dem Vater ja von Hamburg aus schreiben."

Das Mädchen hatte keine Entgegnung. Sie dachte an den armen Vater, welcher heute auf den Zeilhof heimkehren und sein Kind nicht finden wird.

Nikodem errieth ihre Gedanken und sagte: „Der mit seinem nagelneuen Weib wird jetzt nicht viel fragen nach Deinem Brief."

Nun schwieg sie erst recht und schwieg lange. Sein Ausspruch hatte ihr weh gethan. Sie gab ihm auf mehrere Bemerkungen keine Antwort, so daß Nikodem lachend rief: „Jetzt ist unsere Lieb' schon gar fest, jetzt bricht sie nimmer, denn wir sind schon bös' aufeinander."

„Bist 'leicht auch Du bös' auf mich?"

„Helene, Du sollst mir die Schwierigkeiten, die ich ohnehin nur mit Noth überwinden kann, nicht noch größer machen."

„So will ich nichts mehr sagen. Thue Du wie Du willst, mir wird Alles recht sein."

Sie wanderten weiter und kamen endlich in das Thal hinaus, in welchem der Markt und die Station Neuhofen liegt. Sie gingen geradeswegs dem Bahnhof zu. Das Signal verkündete schon den Eilzug.

Nikodem leitete das Mädchen in einen Winkel des Wartsaales und flüsterte: „Helene, jetzt gieb her."

„Was denn?"

„Das Geld, ich muß die Karten lösen."

„Ich hab' ja kein's, um Gotteswillen!" hauchte sie angstvoll.

Nikodem wurde blaß, seine Augen traten hervor, und füllten sich mit Blut. — „Das wäre verflucht!" murmelte er, „nein, Helene, mach' jetzt keine Späße, es ist nicht mehr viel Zeit! Dein Geld, das Du von Heim mitgenommen hast!"

„Du, Nikodem!" entgegnete sie und blickte ihm scharf in's Gesicht, „ich hab' mein Taschengeld mitgenommen und

ich hab' zum Andenken von meiner Mutter ein Kreuzel mitgenommen. Sonst hab' ich nichts."

„Dein Erbgut! — Helene!"

„Das wird doch nicht Dein Ernst gewesen sein, daß ich an meinem Vater einen Diebstahl sollt' begehen! Und was wär's denn anders gewesen?"

„Dein Erbgut, Helene!"

„Das Geld, welches im Kasten meines Vaters liegt, ist nicht mein Erbgut."

„Und hast kein Geld bei Dir? — Und wie hast denn gemeint, daß wir fortkommen sollten?!" fragte er hastig, aber tonlos.

„Da hab' ich gar nichts gemeint, weil es Deine Sorge ist."

„Jetzt sind wir fertig." —

Der Bahnbeamte hatte gleich bei dem Eintritt des Paares mit besonderem Interesse durch den Glasschuber auf dasselbe hingelugt. Er durchflog wiederholt eine Depesche und schickte dann eilig einen Boten in den Markt, an das Gendarmerie-Commando.

„Verfluchtes Weibervolk!" murmelte Nikodem in den Winkel hin, „wer mit den Weibern was anhebt, der ist hin. Den Männern nachlaufen, da sind sie nicht faul, aber wenn man ihnen was Anderes aufträgt, da sind sie dumm und blöd, und falsch vor lauter Ehrlichkeit."

„Meinst mich?" fragte Helene.

„Hast Deinen Vater betrogen um das Seine, und bist zu tugendhaft, als daß Du ihm das Deinige wolltest nehmen. Mich hast verblendet und umgarnt, daß Du mich kannst zu Grund' richten. Was ist denn an Dir, was hab' ich denn von Dir? Der Teufel hat Dich mir an den Hals gehetzt!"

Helene stand da wie eine Bildsäule, keine Aufregung war an ihr zu bemerken. Ihr Blick, der noch immer auf dem innerlich wüthenden Burschen lag, war nicht mehr streng, nicht zornig, und war nicht bittend — er war gleichgiltig und kalt.

Jetzt schlug die Glocke an und der Zug brauste in den Bahnhof.

„Eine Minute!"

Nikodem stand einen Augenblick vor dem Mädchen, preßte die Hand auf die Brust: „Um tausend Gotteswillen, Helene, verzeih' mir!" stürzte hinaus auf den Perron und mischte sich in das Gedränge der Ein- und Aussteigenden — es waren deren Viele, denn Neuhofen ist eine Touristenstation. In demselben Augenblicke schritten zwei Gendarmen durch die Halle des Bahnhofes. Nikodem sprang in ein noch offenes Coupé des sich schon wieder bewegenden Zuges und schlug hinter sich rasch die Thür zu.

„Anhalten! Anhalten!"

Der Bahnwächter winkte mit dem Fähnchen, der Zug hielt wieder still; die Gendarmen eilten zum Coupé, in das Nikodem gesprungen war, rissen den Schlag auf — da knallte ein Schuß . . .

Der Eilzug hatte in Neuhofen fünf Minuten Aufenthalt. Die Gendarmen schleppten einen Todten aus einem Coupé erster Classe.

Der Deserteur hatte sich vor ihren Augen eine Pistolenkugel durch's Herz gejagt.

Helene drängte sich zwischen den Leuten durch, den Todten zu sehen. Dann taumelte sie seitwärts und fiel zu Boden.

— — — — — — — — — — — —

Sie mußten Beide vor's Gericht. Helene gab offene Antwort auf alle Fragen und gestand, sie hätte den Burschen geliebt und nicht geglaubt, daß er schlecht wäre. Aber in der letzten Stunde hätte er sie davon überzeugt und sie wäre nun zufrieden. Sie kehre zum Vater heim, sage aber das: eine Andere, die einen Mann so lieb' habe, wie sie den Nikodem, die folge demselben auch nach Amerika.

Dem todten Burschen aber, der nicht mehr reden konnte und dem man vielleicht auch nicht geglaubt hätte, selbst wenn er geredet haben würde, dem öffnete man den Schädel und die Brust mit dem Secirmesser, um in sein Inneres zu sehen.

Sein Fleisch und Blut war, wie das anderer Menschen. — Jene Ursache, die des Weiteren den Menschen bewegt, zu sein wie er ist, wird dem Secirmesser unfaßbar bleiben. — Sie hüllten ihn in ein Tuch und senkten ihn hart an der Kirchhofsmauer in ein enges, tiefes Grab.

Der Kastanienzweig in der Blumensprache.

Der Zeilhofer war wie wahnsinnig. Das Erste, als er nach Hause gekommen und die Suche nach dem Mädchen anging, war, daß er die Thür in seine Stube aufsprengen ließ. Sie war aber nicht im Zimmer. Im Kasten war Unordnung, aus der Geldlade waren die Lederstücke geworfen, des Weiteren fand sich Alles in Richtigkeit. — Alle Räume des Hauses waren wiederholt durchsucht, alle Nachbarschaften durchforscht worden, bis man endlich glauben konnte, daß Helene fort wäre. Aus Eschendorf war sie am Margarethentag nicht zurückgekehrt. Aber in Eschendorf war sie an jenem Tage gar nicht gesehen worden. Der Zeilhofer wußte nicht,

was anfangen. Zweimal ließ er einspannen, um dem vermißten Kinde nachzufahren, aber er wußte nicht, nach welcher Richtung hin die Pferde zu lenken und blieb zu Hause. Sie mußte ja doch von selber kommen, sie mußte kommen. So nachhaltig kann der Verführungsteufel nicht wirken, daß er das ganze Herz eines von Natur aus so gut gearteten Kindes für immer verwüstete. Wohl, dieser Mensch ist im Stande zu hexen — das hat er von seiner Mutter. Aber im Himmel lebt ein Gott, der das junge, unerfahrene Wesen nicht verläßt!

Seit zwei Tagen ist sie abwesend; seit zwei Tagen ist der Urlauber in Ober-Eschendorf nicht mehr gesehen worden. Urlauber? Es war ja ein Deserteur; war — wie es jetzt herauskam — vor fünfzehn Tagen einberufen worden und nicht erschienen. Als der Gendarm im Dorfe nach ihm stöberte, war er davon — mit dem Mädchen davon. Steckbriefe flogen nach allen Seiten aus. Der Zeilhofer hatte am zweiten Tage graue Fäden in seinem Haar.

Das wollte aber die Bachwirthin nicht, daß ihr Bräutigam grau sollte werden noch vor der Hochzeit. Sie sagte daher: „Was wirst Dich da so viel scheren, Franz! Wenn sie schon so weit ist, daß sie diesem Vagabunden nachläuft, so ist es ein kleiner Schad' und nicht der Müh' werth, daß man sich ihretwegen grämt. — Und," setzte sie lachend bei, „das Elend wird sie schon wieder heimtreiben!"

Von dieser Rede an hatte der Zeilhofer auch keine Braut mehr.

„So bist Du, Bachwirthin?" gab er ihr zur Antwort. „Wenn das Deine ehefrauliche Theilnahme ist und Deine Mütterlichkeit — hernach spann' ein und fahr' hinüber in Deinen Murboden. Wir Zwei sind fremd!"

Ging zornig davon und war zweiter Witwer, bevor er zweiter Ehemann gewesen war.

Mit einer zeternden Insassin fuhr der Wagen davon; aber mit einer weinenden fuhr zur nächsten Stunde ein anderer in den Hof. Der Bauer sah ihn kaum, so stürzte er schon zu ihm hin. Helene sank ihm in die Arme.

Er führte sie in ein Stübchen, in das weiße, freundliche, wo die Bilder waren und im Glaskästchen das Haargeflecht von der Mutter.

Hier kniete Helene nieder vor dem Vater und bat ihn um Verzeihung.

„Steh' auf, Mädel, steh' nur auf. Ich seh' schon, Dir muß es schlecht ergangen sein."

„Ich hab' ihm mehr geglaubt als Euch, schluchzte Helene, „und jetzt hab' ich's sehen müssen, wie er sich erschossen hat." — Sie erzählte dann ihre Flucht und das Geschehniß auf dem Bahnhofe zu Neuhofen, hatte aber kaum genug Fassung, es thun zu können. Der Bauer nannte den Nikodem einen Gauner — das sei zu wenig gesagt. Und daß der einen Oheim in Amerika gehabt hätte, wäre so wenig wahr, als wie alles Andere, was er je gesagt hätte.

„Ich bitt' Euch, Vater," rief Helene, „von Natur aus kann er nicht schlecht gewesen sein. Aber die Verachtung, die er hat leiden müssen! Was die kann anrichten in einem Menschen, das hätt' ich schier selber erfahren. — So tief hat er Niemanden gekränkt auf der ganzen Welt, als wie mich. Ich will Gott bitten, daß ich's kann vergessen. Er hat's blutig gebüßt."

„Und Du —?" Der Bauer wendete sich weg, „ich getrau mich nicht recht zu fragen — was Du zu büßen hast."

„Daß ich Euch hab' verlassen können, Vater, daß ich's so hab' verlohnt, wie Ihr's doch heilig recht mit mir habt vermeint. Das will ich Euch abbitten, all' mein Lebtag lang."

„Und — sonst nichts? — Nein, Mädel, gieb mir keine Antwort; ich möcht' Dir nicht glauben wollen, Du kunnt'st von ihm das Lügen haben gelernt!"

„Ihr stoßt mich zurück — und es geschieht mir Recht," sagte sie voll des Schmerzes; „aber, ich nehm' dieses Kreuz in die Hand, das hab' ich mitgenommen, es ist von meiner seligen Mutter."

„Gieb Acht, daß Du Dich nicht versündigst!"

„Ich weiß nichts Besseres, bei dem ich Euch kunnt schwören, daß ich bei Eurer Hochzeit vor Gott und Euch noch einen grünen Kranz darf tragen."

„So ist ja Alles gut!" rief er laut und hell und riß das Mädchen an seine Brust: „So bist ja wieder mein Kind, mein süßes, gutes, mein liebes Lenerl!" Und er wollte sie schier ersticken mit seinen Umarmungen und Küssen. „Gott Lob und Dank! Jetzt hab' ich's wieder gefunden, mein Herz! mein Kind — Dein Kind, Du mein liebes, einziges Weib, — Gott Lob und Dank!"

Mit den Aermeln fuhr er sich über das Gesicht — all' umsonst, es waren immer wieder die hellen Thränen da.

„Helene!" brach er noch einmal aus, „schlecht hat's ausgeschaut mit Dir, schauderlich schlecht. Aber Unrecht hab' ich Dir doch gethan. Dein grüner Kranz, der freut mich. Zu meiner Hochzeit," das sagte er leiser, „wirst ihn aber nicht tragen. 's wird so gut sein. Die Sache hat sich wieder zerschlagen. Wir wollen fortleben, wie wir bisher gelebt haben. Du bist bei mir und schaust auf mich und auf's Haus, und soll schon einmal eine Veränderung sein, so schickt sich's besser,

es kommt ein neuer Bauer auf den Hof, als wie eine neue Bäuerin. — Wird sich der Rechte schon finden, Helene, mußt nicht verzagen, und 'leicht kommt Dir das, was Du jetzt hast erfahren, noch recht gut zu statten."

An demselbigen Abend — es war im heißen Juli — machte Helene im Ofen ihres Zimmerchens ein Feuer an. In diesem Feuer verbrannte sie welke und dürre Blumen und Pflanzen, und endlich auch das Büchlein, genannt die „Blumensprache," unter deren Rosen sich die Schlange barg. Als aber das Feuer verglommen war, lag noch fast unversehrt auf der Asche der Blüthenzweig einer wilden Kastanie. — Der Spruch, der dazu gehörte, war verbrannt mit dem Büchlein.

Aber im Gedächtnisse Helenen's wurde er noch einmal wach. Der Kastanienzweig sagt:

„Ich strebte, wie Alle, nach süßem Glück,
Sie stießen mich hart in den Staub zurück.
Sie ließen mich sinken und hielten Gericht,
Und ahnten den Streit meines Herzens nicht."

Ums Heimatland.

Im Dorfe wilde Noth. Auf dem Platze laufen Leute zusammen, Weiber, Greise und Kinder. Die Männer und jungen Burschen sind alle längst fort. — Eine Zeit wird kommen, so sagte ein altes Sprichwort, wo die Weibsleute um den Stuhl raufen werden, auf dem einmal ein Mannsbild gesessen. Die Zeit war jetzt da und das verzagteste unter den Weibern schrie laut über den Dorfplatz her: „Schad' ums Blut! 's ist Alles umsonst, das Tirolerland ist hin!"

„Du Hundsfott!" rief dieser eine Andere zu.

„Der Feind ist mit Haufen vor der Thür!"

„Vom Kärntnerischen ruckt er ein."

„Die Lienzerstadt brennt! Die Männer haben sie erschossen, die Kinder mit den Säbeln aufgespießt. Das Beste, wir flüchten uns gen Brixen und in's Italienische hinein."

„Schnurg'rad rennst dem Franzosen auf den Spieß. Bei Trient stehen sie schon."

„So laufen wir nach Innsbruck zum Hofer."

„Oh, der ist lang' nicht mehr in Innsbruck, den haben die Bayern vielleicht schon aufgeknüpft."

„Niederschlag' ich Dich, wenn Du das Wort noch einmal sagst."

„Habt es nicht gehört, was der Feind im Innthal anstellt? Plündern und Rauben, Sengen und Brennen, Kirchen schänden —"

„Ja, das ist wahr! Ueber vierzig Menschen haben sie bei Wörgl wie die Heiligen gemartert — erzähl's, erzähl's, Peter!"

Und der Peter, ein alter Oelträger aus dem Zillerthal: „Jesus Maria! bei Schwaz ist's gewesen. Schwaz steht gar nimmer. Niedergebrannt bis in den Erdboden. Und das Gemetzel, Ihr Leut'! Alle Bayern besoffen. Die Weiber sind von den Männern gerissen und vor ihren Augen verschandirt."

„Hörst mir auf, Peter!"

„Will's nur noch von dem verdammten Wrede erzählen, vom Bayerngeneral. Der alte Graf Tannenberg ist ein blinder Mann; bei dem hat der General zu Mittag gegessen. Der Graf läßt ihm alles Gold- und Silberzeug hertragen, was er hat, nur sein Schloß möchte der Feind beschützen um Gotteswill! Was wird dann! Noch eh' sie gar abgegessen haben, hebt das Schloß schon zu brennen an, und der alte blinde Mann wär' schier mitverbrannt. Das sind Galgenvieher, diese Bayern."

„Und hast ihnen nit können Skorpionöl in die Krüg' schütten, daß sie crepirt wären?"

„Oho, bei denen thut's kein Giftöl. Vermeint, es wär' Branntwein, haben sie mir selber die Plutzer geleert. Keiner ist hin worden! Keiner! Die Bayern haben den Teufel im Leib! — Du gehst bizeit! denk' ich mir und bin davon. Gestern in der Nacht, wie ich über den Gerlos steig, hat wieder was Großes gebrannt im Innthal — gluthroth ist der Himmel gewesen."

„Und die österreichischen Soldaten sind davon — haben uns im Stich gelassen in der Noth."

„Die Unserigen selber sind etwa viel besser? Der Speckbacher. Hat er nit hinausschlupfen wollen? Da unten in unserm Thal ist's gewesen, wo ihn der Hofer erwischt hat."

„Wenn die Obristen einmal laufen!"

„Nachher müssen die Gemeinen aushalten und wenn sie schon gar nichts mehr haben über den Feind herfallen mit Nägeln und Zähnen!"

„Wirst erwürgt — aufgeknüpft!"

„Mir schon eins — ich wend' mich auf dem Galgen so, daß mein Hintertheil den Franzosen zusteht."

So wurde geschrien und geflucht in wildfluthendem Hasse gegen den Feind des Vaterlandes.

Da trat ein hagerer, einarmiger Mann vor, der Schulmeister war's des Ortes. Mit kräftigem Schritt sprang er auf die steinerne Antrittstreppe eines Hauses, riß mit seiner einzigen Hand ein Papierblatt aus dem Sack und rief: „Leut', steckt jetzt die Zungen in den Sack und habt Ruhe. Vom Andreas Hofer was!"

Da legte sich das Wetter.

Der Mann las:

„Herzallerliebste Tiroler!

Für Gott, Kaiser und Vaterland! Morgen in der Früh ist der löste Angriff. Wir wollen die Boarn mit Hilfe der göttlichen Mutter fangen oder erschlagen und haben uns zum liebsten Herzen Jesu verlobt. Kommt uns zu Hilfe! Wollt Ihr aber gescheiter sein, als die göttliche Fürsichtigkeit, so werden wir es ohne Enk auch richten.

Andreas Hofer,
Obercommandant."

Einen Augenblick Alles still. Die Frömmigkeit weckte Hoffnung, der Trotz Vertrauen. Aber wer — fragten sie — soll denn noch zur Hilfe kommen. Die streitbaren Männer sind ja längst weg!

Was wird jetzt laut von der Berggasse her? Der Himmel ist schwarz und zerrissen und der Wind rüttelt an den Dachschindeln, daß die Schwersteine wackeln. Was Anders ist's. Der Erdboden dröhnt vor dem Traben einer nahenden Rotte.

„Jungfrau Maria zu Ottersing, das werden doch die Franzosen, die Bayern nicht sein? — Ihr vierzehn Nothhelfer! Leut' schaut dort über den Zaun hin! Stangen und Spieße und Messer!"

Ein grauses Stöhnen und Auseinanderstieben.

„Fahrt lieber gleich aus der Haut und laßt Hasen hinein!" rief der Schulmeister, „laßt das Davonlaufen vor diesen Leuten den Franzosen über, ist gescheiter. Habt Ihr hinten keine Augen, so schaut um. Der letzte Landsturm ist's; die Bauern sind's von Sanct Martin und Oberschütz. Der alte Samer-Luidl ist dabei. Das wird was, Leut', das wird was!"

Da kamen sie schon herangefahren im Sturmschritt, die alten Racker und Lotter mit den krummen Rücken und Ellbögen, mit den weißen Haarsträhnen und Stoppelbärten, auf den Achseln die Spieße und Sensen und Morgensterne und Stallgabeln und Hacken und gezähnte Messer und rostige Lanzen und Flinten. Alle in falben Lederhosen, Joppen und breiten Filzhüten. Voran marschirte der Samer-Luidl, das Brennscheit umgekehrt auf der Schulter tragend und unterwegs die Weisung schnaufend — wohin und wie anpacken! Zu seiner Rechten der Zimmermeister von Sanct Martin

mit einem eisenzähnigen, stahlbespitzten Schlagprügel, der vor hundert und hundert Jahren schon auf die Türkenschädel soll niedergesaust sein. Ihm daneben der Richter von Oberschütz, dem das Recht in diesen Tagen zum Messer geworden. Links vom Luidl der weißbärtige Vieharzt Wimmer von Kreuzeck in seinem mächtigen Joppensack nicht die geringste der Waffen schleppend — einen wuchtigen Brotlaib. Unten hintenher alle Anderen, Wäldler und Bergler, Hirten, Holzer, Steinklauber, Züchner; sogar der alte Vogelhändler-Michel aus Imst und ein Herrgöttltrager aus dem Pitzthale ist hintenher; jetzund brauchen die Leut' keine Kanarienvögel und keine Christusle — sintemal, zuschlagen heißt's jetzt!

Alle schreiten drein in finsterem Ernste, ihren Söhnen und Enkeln nach, die zweimal schon das Tirolerland befreit, das drittemal der List und Uebermacht der Feinde zu unterliegen drohen.

Der Welteroberer führt Krieg gegen die Tiroler; und Alle, die er niedergeworfen, keifen lobhudelnd ihrem Bändiger hinter und neben ihm her und sind die ärgsten Bluthunde.

„Gott und Sanct Sebastian!" dieser Ruf wird vernommen in der Bauernrotte; des Weiteren verlegen sie sich heute nicht auf's Beten, „denn," deutet der Vieharzt, „die Boarn beten selbander zum nämlichen Herrgott, der uns helfen soll. Daß wir ihn brauchen, das weiß er; daß wir unser gut Recht haben, das sieht er, und will er's thun, so wird er uns finden."

Dennoch aber klingen die drei Glocken auf dem spitzen Dorfkirchthurme und das gellende Glöcklein der Capelle, die oben an der Felswand steht. Sie rufen nicht Gott, sie rufen die Menschen.

„Der himmliſche Herr!“ ſagte der Zimmermeiſter von Sanct Martin, „hat ſeine Sach' gethan, wie er die Tirolerberge hat anfgebaut. Wir haben nur die Löcher zu hüten, wo das Waſſer hinausrinnt, daß keine Blauhoſen und Weißmäntel hereingerathen.“

„Wär's nit zu ſpat, ſo kunnt's noch früh genug ſein!“ rief der Schrager von Oberſchütz.

„Der Schrager auch dabei!“ grollt der Hans Schacher von unſerem Dorf, der ſchon da iſt mit ſeinem Spieß, um ſich gleich Anderen dem Zuge anzuſchließen. „Der Schrager! Da bleib' ich daheim, der wird den Feind ſchon allein vertauchen, wenn's mit dem Maul geht.“

„Du, Hanns!“ ruft ſein Weib, „wenn Einer ſo redet in Tirol und es ein Nachbarsſtreit thut, daß Einer nit gegen den Landesfeind will — hernachen iſt's pfutſch mit unſ'rer Sach', und laßt den Feind herein lieber heut' als morgen, ſo ſind wir fertig und iſt das grauslig Leutumbringen nit vonnöth.“

„Haſt eh Recht, Weib,“ drauf der Schacher, „ich krach in Gottsnam mit.“

„Mann,“ ſagt ſie fiebernd, „Dein Geſicht halt' her; ich mach' Dir's Kreuz; behüt' Dich Gott der himmliſch' Vater und der Sohn und der heilige Geiſt und die lieb' Mutter Maria vom grünen Baum. Zwei Paar Strümpf' hab' ich Dir in die Ranzen packt und ein Nähzeug iſt auch drin und drei Dirbändpflaſter für den Fall, daß doch ein Unglück wär'. Halt' Dich feſt, Hanſele! Denk', Du verzahlſt den Boarn die Kugel, die unſern Buben hat troffen. Verzahl's gut, mußt ihn nit zu wohlfeil geben, unſern Mirtel!“

„Ja, wie biſt denn?“ ſagt er und ſchaut ſie mit naſſen Augen an, „meiner Tag' hätt' ich's nit vermeint, daß Du Einem ſo zureden kunntſt.“

„Selber möcht' ich mit und heiße Stein' auf sie niederwerfen Tag und Nacht, bis die Bergwänd' gar wären."

„Hast die Enkelkinder daheim. Vergiß' mich nit."

„Da, das da," und sie entrollt den Luscharianer-Rosenkranz aus ihrer Faust, „beten will ich für Dich so lang und so viel mit den Kindern, bis Ihr glücklich wieder daheim seid."

Ein kurzer Händedruck und das alte Ehepaar geht auseinander. Auf dem Söller des nächsten Hauses sitzt ein noch junger, aber blasser Mann; dem hängen die Haare arg über die Stirne, aber die Augengluth mögen sie nicht verdecken. Sein Weib und seine zwei Buben müssen ihn niederhalten auf die Bank, daß er nicht aufspringt und mit der Schaar geht. Er kann ja nicht, ist erst vor etlichen Tagen vom Eisackthal heimgekommen mit durchschossener Hand. Dem Nachbar geht's nicht besser, der muß sich mit der einen Hand an's Stiegengeländer, mit der andern an die Krücke halten. Zwei französische Bohnen haben ihn gefunden bei Mauls; die eine steckt noch im Bein. 's ist jetzt kein Arzt in der Gegend, der sie herausziehen thät. Seine ganze Familie, vom Säugling an der Mutterbrust bis zum alten Ahnmütterlein am Stock, sind um ihn herum, und das Mütterlein, welches schon seit mehreren Jahren dreiundneunzig Jahre alt ist, weil sie die Zeit vergißt, denkt: was der Mensch mit dreiundneunzig Jahren derleben kann auf der Welt! Jetzt gehen die alten Narren auch. Nur Schad' daß Unsereins kann nimmer nichts helfen dabei. — Und den Knäblein ist das ein lustiger Aufzug, die haben beim vorig' Kirchtag neue Taschenfeitel kriegt — wollten gleich mithüpfen. Aber das Mädchen hält fest den Vater bei der Hand, der darf nimmer davon; die Mutter hat so viel geweint!

Die Hühner heben ihre Köpfe und schauen, der Hund senkt seinen Schweif und schaut, die Katz schleicht oben über die Scheunenbalken heraus und schaut: so ein unheimlich Wesen! Gegen Geier? gegen Wölfe und Bären? gegen Schinder? gegen was geht's denn? —

Manches Dachbrettlein schwirrt über die Häupter hin — der Wettersturm ist im Losbrechen, aber es kann kein Halt und Unterstand sein. Der Feind zieht in Haufen an der Drau herauf.

„Behüt' Euch Gott Alle daheim, habt Obacht auf das Feuer und auf die Kinder! — Jetzt vorwärts in Gottes heiligem Namen!"

Die Stangen, Lanzen und Sensen schlagen klirrend aneinander über den alten Köpfen, die eisenbeschlagenen Schuhe geben Funken im Gestein des Weges — so braust und grollt der Zug davon.

Oedniß auf dem Dorfplatz. Die Krüppel, die Weiber und Kinder stehen noch an den Thüren und blicken traurig den Männern nach — der letzten Kraft und Hoffnung des schwergeprüften Landes. Da fährt das Wetter los und die armen verlassenen Menschen ziehen sich zurück in die finsteren Stuben. Aber nicht um zu klagen und zu weinen. Die Riegel der Thüren und die schweren Fenstergitter werden untersucht, die Wand- und Dachluken verschlagen und verrammelt. Beile und Hacken werden hervorgeholt und alles Eisenwerkzeug, was schneiden, stechen und schlagen kann, wird in Bereitschaft gehalten. Die Kettenhunde werden an die Stallthüren geschlossen, das Federvieh in den Gewahrsam des Hauses gebracht. Und Alles, was werth und schätzbar an

Metall, die Halsketten, die Silberkreuzlein, die Trauringe und die Thalersäcklein, all' dergleichen wird tief in den Herd vermauert oder im Keller vergraben.

Ein emsig Rüsten ist's — ein armselig Vestenbauen, kaum gut gegen den einzelnen Räuber, geschweige gegen einen Schwarm von Franzosen oder Bayern.

Wer einen Tobiassegen hat, der nagelt ihn an die Hausthür.

Und in der Klausen ist's, vor Lienz. Ueberall an den Bäumen hängt grauer Rauch mit seinem Brand- und Pulvergeruch. Aus der Lienzerstadt, die dort im schönen breiten Thale liegt, steigt träge Dunst und Gewölke aus Feuerstätten auf. Aber in der Schlucht springen rasch die weißen Rauchstrahlen hervor aus den Röhren, und Mancher, der sie von oben hinab sieht, merkt auch schon das Blei in seinem Fleische, viel eher, als noch der Knall heraufdringt aus der Tiefe.

Sind tollkühn geworden, die Tiroler. Sonst haben sie hinter Büschen und Bäumen gelauert und nach dem Feinde geschossen, ohne sich selbst treffen zu lassen. Jetzt aber war das Pulver zu wenig und die Wuth zu groß geworden. Nicht mehr mit kleinen Bleistücken streiten sie, wuchtige Felsblöcke schleudern sie nieder auf den Feindeshaufen, der mit den zischenden Wellen des Alpenflusses ringend durch die Schlucht drängt. Die Wege an den Lehnen sind längst zerstört und die Brücken zerrissen, und die Eindringlinge müssen bei der Erstürmung der Schlucht mehr Blut lassen, als sonst bei der Einnahme einer großen Stadt. Doch sind ihrer zu viele und durch das Waldgehänge klettern sie hinan, zahllos wie die Ameisen und die Eidechsen im Gestein. Da

geht's Zahn um Zahn, und die Tiroler brechen mit ihren Spießen und Messern los, und mit den harmlosen, in Arbeit geheiligten Werkzeugen des Landmannes, des Holzfällers, des Handwerkers sollen sie jetzund das Vaterland noch retten.

Vor Allem gilt es heute, das Thor des Pusterthales zu vertheidigen. Mancher Stein fährt nieder den steilen Hang, an Bäume prallt er an und knickt und spaltet sie, tiefe Löcher gräbt er bei jedem Niederschlagen in den Erdboden, und die wuchtige Masse, die sich anfangs in langsamem Rollen bewegt hatte, macht Sprünge in immer weiteren und höheren Bogen, bis sie, auf einen Felsgrund fallend, in viele Stücke zerschellt, welche nun mit zehnfachem Verderben niedersausen auf die feindlichen Rotten und unter schneeweiß aufzischendem Schaum in die Fluthen springen.

Immer dünner wird unten die Schaar, aber immer wüthender eilt, theils eng an der Bergwand huschend, theils kühn durch das Wasser reitend, sie voran, nahe schon der Stelle, wo die Schlucht sich weitet und das Feld also gewonnen ist.

„Ein etlich Knödel noch abi!" schreit der Schacher auf der Anhöhe und hebt und schiebt an einem moosgrauen Felsblock, aber der mag meinen, es hätt' manch Jüngerer an ihm schon die Kraft erprobt, so wolle er dem Alten auch noch nicht weichen. Und einem moosigen Stein, der mit seiner Erde verwachsen ist und noch mit vergoldeten Lettern keine vaterländischen Heldenthaten erzählt, so einem Klotz ist's eins, sitzt singend ein tirolisches Hirtenknäblein auf ihm oder wird er von wälschen Hämmern zu Straßenschotter geschlagen oder zu einer Zollschrankſäule gemeißelt. Wie denn

der alte Schacher mit Armen und Stangen auch hob und anstemmte, der Felsblock blieb liegen.

Der Alte blickte um sich und sah, es war für den Augenblick keiner der Genossen nahe genug, um ihm das Werk thun zu helfen, und doch sah er, wie es entscheidend sein konnte, wenn jetzt der Stein niederfuhr und in die Feinde schlug, ehe sie noch den Ausgang der Schlucht erreichen konnten.

Da hub er in Herzensangst an: „Mußt abi! lieber Kerl, aber so geh', schlag' sie zusamm'. Ich sag Dir's, ich lass' darnach eine Capellen aus Dir bauen. Sei gescheit, lass' Dich bewegen und rumpel abi!" — Und als er sah, es war vergebens, hieb er mit der Faust drein und knirschte: „Schurk' Du! wenn's einmal das bluteigen Land gilt!"

Noch sah der Schacher, wie unten etliche Schützen, die am Ausgang der Schlucht standen, die Franzosen aufhielten. Wie lange konnten diese dem Haufen widerstehen? — „Ist denn kein Gott und kein Teufel zu weg, der mir diesen vernagelten Stein wollt' helfen rucken?"

Da erblickte er nicht weit von sich den Schrager. Den Schrager von Sanct Martin, mit dem er seit Jahr ein sieben in Waldstreit lebte. — Das war sein Feind, der ihn hatte belistet und verschimpfirt, der ihm vor Neid das Korn auf dem Feld und den Brunnen im Hof möcht' vergiften — mit dem aller Lebtag ein Wörtel zu reden verschworen war. Der hastete mit vorgehaltenem Schußprügel jetzund an ihm vorbei.

Einen Schlag hat er sich gegeben, der Schacher, in die Rippen, als wollt' er auch noch einen andern Feind niederhauen, und darauf: „Schrager!" stieß er hervor, „geh' her, hilf mir den Stein auf!"

Der Andere hört's. „Muß noch eh' den Pfeifer thun!" sagt er, schießt hinab in die Schlucht, schaut noch, wie sein Mann fällt und ist mit beiden Händen schon da zur Hilfe. — Ein Paar Rucker oder drei, und der Block ist los. Zuerst rutscht er über das Moos hin, dann schlägt er über. Und wie er sich so aufbäumt, da erschrecken die beiden Alten schier selber vor dem Koloß.

„Der kunnt sich machen," sagt der Schrager.

„Der wird brav sein," sagt der Schacher.

Dieweilen ist der Stein schon in gutem Laufe. Er hat gewaltige Kanten und Auswüchse, aber bald erscheint er in seinem raschen Ueberschieben wie ein runder Ballen, und lustig und immer lustiger hebt er an zu springen, zuerst über jeglich Buschwerk weg, dann über die Buchen und endlich über den Lärchenbaum, der unten am Rande steht, wo die Wand niederstürzt. Und in einem schreckhaft weiten Bogen fliegt der Stein über die Wand hinab in die Schlucht und mitten in die Feindesschaar. Keinen Einzelnen trifft er, an eine Felsmasse, die am Flußufer liegt, prallt er, zerspringt in hundert Scherben, und diese Scherben machen nach allen Seiten hin ihre wilden Sprünge und schlagen grauenhaft arg in die feindlichen Haufen.

Ein Schrei, der durch's Herz geht, hallte zur Höhe und dann sanken die Getroffenen auf den Sand und in die Fluthen, und das weiße Wasser aus den Dolomiten wurde roth. — Die noch Uebrigen machten kehrt und flohen in Verwirrung zurück. Noch sprang ihnen manch' verspätetes Küglein nach von den Höhen, und von allen Gräben kamen nun die Scharfschützen und Gemsjäger, die Bürger von Lienz, und der ganze Landsturm war da; und einschließen wollten sie den Feind im Feuerkreise wie einen Skorpion.

An die Tausend und Hunderte von Franzosen blieben todt an den Ufern der Drau und der Isel, die Uebrigen flohen nach Kärnten hinaus.

Der Schacher aber und der Schrager, als sie die Wirkung ihrer gemeinsamen That gesehen hatten, starrten sich gegenseitig eine Weile an und sagten kein Wort. Endlich gaben sie sich die Hand und gingen mitsammen davon.

Die Trine war eben auf dem Wege zum Brunnen, der drüben am Schachen aus einer grünbemoosten Rinne in den Trog floß. Da fiel ihr ein seltsam Klingen auf, das dort in den Bäumen war, und die Rothwand warf einen Schall herüber, der nichts Anderes gewesen war, wie ein keck herausgestoßenes Jauchzen. Das Mädchen eilte zu den Häusern zurück und erzählte es: „Jetzt möcht' ich wissen, was das ist! Geht's denert nur g'schwind zuhören, Leut', die Baumwipfeln jodeln und die Steinwand juchezt!"

Eilends liefen sie aus den Häusern, und nun hörten sie's schon deutlicher, das Johlen und Jauchzen kam vom Hochthörl her, über das der Weg von der Lienzerseite herüber führte.

„Die Mannleut'! Die Mannleut' kommen!" rief eins von den Weibern.

„Bist nit g'scheit!" sagten Andere, aber das Wort kam jubelnd heraus und sie glaubten nichts lieber, als das.

„Schau, schau!" schrie ein junges Mädchen, „selm über den Riegel, selm wachelt der schwarzgelb Schlampen daher!"

Wahrhaftig! die österreichische Fahne tauchte auf dort über dem Bergrücken und daneben etliche Spieße und Stutzenläufe und dann die befederten Hüte und die Burschen dazu,

die jungen und die alten, ſpringend und lärmend, und ein ketzerhaftes Trommeln und Blaſen darunter.

„Das ſein aber rechte Halbnarren!“ rief die Stegſchlager Burga überlaut; inwendig wollt' ihr vor Angſt das Herz zerſpringen: „Der Martin, ob er wohl glückſelig dabei iſt?“

„O heilige Maria vom grünen Baum!“ kreiſchte ein alt Mütterchen auf, „das iſt der Feind! Seht's es denn nit, daß Röſſer dabei ſein, und Weißmäntel!“

Als ſie näher kam, die laute übermüthige Schaar, da war's bald beſſer zu ſehen. Die Tiroler waren es, ſtämmige, kräftige Kerle, und auch die Alten darunter, die erſt ausgezogen vor etlichen Tagen. Und mitten d'rin im tollen Haufen gefangene Kriegsknechte, entwaffnet und gefeſſelt, in finſterer Wuth auf ihren Karren kauernd. Und der kleine Bergamer Michel, der fürwitzige Bub' thut, als wär er auch dabei geweſen bei der großen Sach', reitet auf einem wälſchen Schimmel daher, ſchaut d'rein wie ein General und iſt — kommt's auf's Meſſen an — von der Zehe bis zur grauen Hahnenfeder ja ſchier ſo lang, wie Napoleon der Große. Und was ihm die Kanon', die auf ſchweren Rädern hinterdrein rollt, für ein martialiſch Anſehen giebt! So große Kugelſtutzen haben die Leutchen noch ihrer Tage nicht geſehen, wie dieſes erzene Rohr, das manch' feſte Mauer durchbohrt, manch' tiroliſchen Kirchthurm geköpft hat. Jetzund iſt der Schlund gegen die Weißmäntel gerichtet, und darüber baucht ſich im Wind das vaterländiſche Banner mit dem Doppeladler, und ein Greis humpelt von ſeinem Schubkarren heran, ſtreckt die Arme aus und ruft: „O du lieber, ſchwarzer, ſakriſcher Schwanz, hab's ja g'wußt, daß dir die Flügel wieder wachſen müſſen!“

Voran dem übermüthigen Zug die Musikanten mit den Schwögeln und Seitenpfeifen, mit Trommeln, Fingerschnalzen und Jauchzen. Allem voraus aber schreitet der Bauerncommandant — einen zerfetzten Soldatenmantel über der Tirolertracht, verbunden die linke Hand, mit der rechten den blanken Säbel an der Schulter — in strengem Ernste einher, trotz des unendlichen Jubels nicht vergessend an der Zeiten noch nicht gebrochene Noth.

Unweit von dem Führer, auf der Trommel wirbelnd, trottet der Haderlump, dem vor lauter Gehen und Trommeln gar die Strümpfe schon über die Waden hinabsitzen. Er schaut nicht nach links, nicht nach rechts, er sieht nichts und hört nichts als das Rollen seiner Schlägel — der Nichtsnutz war er sonst, aber zum Wohl des Vaterlandes ist er Trommler geworden.

„Habts ihn g'jagt? Habts ihn recht g'jagt?" ruft ein alt Weiblein vom Söller herab, und die Knaben und Mädchen, lustige Kinder überall, schreien von den Wandgängen und Thüren und Stiegen ihr Hurrah hinaus. Der stocktaube Wirth an der Thür lächelt heiter drein. Heut' macht das Gerede, das er eh nicht versteht, nichts aus, heut' sieht's das Aug'. „Eine schöne Sach'! eine tapfere Sach'!" spricht er in sich hinein. Daneben der Schulmeister mit den großen Glasaugen und mit der Pelzmütze, die er auch im Sommer trägt, weil sie so gut vor der Sonne schützt; der hat in der ersten Eil' den Mund aufgerissen, um irgend ein gewichtig Wort zu sagen, aber er fand keins, das für ein solch' groß Ding gewichtig genug gewesen wäre. Und der Mund ist offen geblieben.

Die junge Stegschlager Burga hat seit einer ganzen Minute keinen Athemzug mehr gethan. — Kunnt ihn schon

sehen, wenn er dabei thät' sein. — Da springt er jählings hervor aus dem Gewirre, der Martin — hat sich den Bart stehen lassen schon seit Wochen; hätt' ihn die Burga schier nicht wieder erkannt.

„Moidle! — Moidle!" schreit er und packt sie bei der Hand. Einen schnippischen Gruß will sie ihm sagen, daß er ihr starkes Herzklopfen nicht sollt' merken, aber sie kann nicht reden, zuerst lacht sie, dann schiebt sie sich um und schluchzt in ihre Schürze.

Und die anderen Moidli, es giebt deren genug auf dem Platz, und alle sind herfürgefahren aus ihren Stuben und Winkeln — sie lugen aus nach Dem und Dem, und wenn sie ihn sehen, den Rechten, so heben sie ihre Arme und schnalzen ihm mit den Fingern ihren Gruß entgegen in hellen Freuden.

Und kommen sie auch mit Wunden und rieselndem Blute, glückselig ist die Heimkehr.

Ein paar Dörcherinnen, die mit ihren Drahtwaaren und verzinnten Blechtöpfen im Dorfe hausirt, geschachert und gebettelt hatten, sind auch darunter. Die glotzen gar blöde drein und können die Lust der Sieger und den Jubel nicht verstehen; die Armen wissen ja nicht, was das heißt: ein Vaterland! sie haben keines, ihr Geburtsort ist der Schubkarren mit der durchlöcherten Plache, an den ein magerer Esel gespannt ist oder eine Schindmähre, oder aber — Vater und Mutter. Wie diese Leutchen nirgends daheim, so sind sie auch nirgends fremd, sie sind die Kosmopoliten der Armuth und ihnen ist's alleins, ist der Napoleon Herr in Tirol oder der Anderl von Passeyer — ihr Freund ist Jeder, den sie anbetteln oder bestehlen können, ihr Feind ist der Landrichter mit seiner Keichen (Arrest).

Gottlob, Gottlob, der Zug will nicht enden! Es kommen die Allermeisten wieder heim, und unter den alten, weißbärtigen Männern sind die Letzten der Schacher und der Schrager, brüderlich plaudernd und Schwarzbrot essend von einem und demselben Laibe.

Ihnen jubelt Keiner mehr als Anderen zu — und doch mögen sie 'leicht die größten Helden sein unter Allen — sie haben nicht allein den fremden Feind, sie haben auch den inneren überwunden.

Reich.

Jetzt bist Du noch in Sorgen und Kummer; in einer Stunde wirst Du fröhlich sein. Jetzt bist Du noch demüthig und mußt dienen; in einer Stunde wirst Du herrschen. Jetzt bist Du noch arm — in einer Stunde wirst Du reich sein. Gutes Weib, liebe Maria Steinwenderin, wie ist Dir um's Herz? Dein Leben lang hast Du keinen lastenfreien Tag gehabt; schwer arbeiten vom frühen Morgen bis in den späten Abend und dann die müden Hände erst aufheben zur Bitte um's tägliche Brot. Und vor dem Einschlafen die Angst, Deinen Kindern könne es einst noch schlechter gehen, als Dir, und im Schlafe träumen von Deinen verstorbenen Eltern, die wie Du in Kummer und Drangsal haben gelebt. Das ist bisher Dein Lebenslauf gewesen. Aber heute — Maria Steinwenderin — heute ist Dein Mann nach Landeck gegangen, um bessere Zeiten heimzutragen in Dein Haus. Geld wird er bringen, viel Geld, so lasterhaft viel Geld, daß Du jetzt schon anfängst, Dich vor der Hölle zu fürchten, die nach der Bibel reichen Leuten so gewiß ist.

Zwölf Wochen mögen nun aus sein, oder gar ein Vierteljahr — wie doch die Zeit vergeht! — seit Du das gestrickte Geldsäcklein gefunden hast. Unten auf der Innbrücke

war's, und just zwischen zwei Balken ist's gelegen, und wenn die Balken um ein nadelspitzbreit weiter auseinander gewesen wären, so wäre das Säcklein in's Wasser hinabgefallen. Es war nicht gar dick, ein zusammengerunzeltes Heiligenbildchen war drin — der heilige Jacobus — und vier Zehnkreuzerstücke. Als wie wenn es glühende Kohlen gewesen wären in Deiner Hand, so bist Du mit dem Fund in den Pfarrhof gelaufen und dreimal ist's verkündet worden auf der Kanzel: es wär' auf der Stubener Innbrücke ein Geldsäckel gefunden worden und der Verlustträger möge es im Pfarrhofe abholen. Verwunderlich! 's ist Niemand gekommen um das Geld und dasselbe ist der Maria Steinwenderin als Eigenthum anheimgestellt worden.

Darauf hat sie eine ganze Nacht nicht schlafen mögen, hat simulirt, was sie denn anfangen sollt' mit dem Fund, daß er ihr am besten gedeihe und auch der armen Seele des Verlustträgers noch zugute kommen möge. Und da — wie schon der Hahn das erstemal kräht draußen in der Lauben, fällt ihr jählings ein, daß der heilige Jacobus, der beim Geld gelegen wäre, ein Patron für die Lotterie ist. Ordentlich einen heißen Stich giebt's ihr im Herzen; ja, in die Lotterie setzen will sie die vier Münzen und das wird zum Glücke sei. Sie betet noch ein Vaterunser und dann will sie einschlafen, da ist schon die Zeit zum Aufstehen und sie muß die Steine abtragen von des Nachbars Kornfeld. Und am Sonntag, wenn ihr Mann heimkommt von der Holzarbeit und die zwei Kinder hütet, geht die Marie nach Landeck und setzt drei Nummern — wie sie ihr zufällig in den Kopf kommen — in die Lotterie. Sie hat so große Hoffnung auf den Gewinn, daß sie den Kindern zwei Lebkuchen kauft und ihrem Manne neue Schuhriemen und, weil sie immer noch Geld in der

Tasche hat, auch einen großen Wecken. Je näher aber die Zeit der Ziehung kam, desto kleiner wurde die Hoffnung und am letzten Tage war sie so muthlos, daß sie es gar nicht wagte, in das Städtchen zu gehen, um sich von ihrer Enttäuschung zu überzeugen. Da schleppte sich ein Dörchergespann des Weges, das die Bauernhäuser und Kleinhäusler abbettelte und ablauerte, ob nicht irgendwo etwas heimlich zu erhaschen wäre und das den Leuten die Nummern angab, welche bei der nächsten Ziehung herauskommen müßten.

Die Maria Steinwenderin schenkte dem Gesindel ein paar Stücke Brot und sagte, um neue Nummern wär' ihr nichts, aber die zuletzt herausgekommenen möchte sie wissen.

„Kann ja gern sein, Bäuerin," gab ein altes Fraulein zur Antwort und holte mit den erdfalben Fingern ein Papierstückchen aus ihrem Wanderbuche, „derlei heißt Eins fort mit, wenn man aus der Stadt geht. Sind brühwarm, sind erst gestern herausgekommen."

Die Maria griff nach dem Papier, sah, las die Ziffern und erschrak so heftig, daß sie sich auf die Bank setzen und das Fraulein bitten mußte, es möge ihr die Gutheit thun und ein Schöpfel frisch' Wasser holen vom Brunnentrog.

Die Ziffern mit widerspenstigem Bleistift von der starren Hand einer Bettlerin auf das zerknitterte Löschpapier gekritzelt, sagten der Maria, daß sie reich war, daß sie wohl — — jetzt mußte das Weib auf die Bank sinken — wohl an die tausend Gulden baar in der Stadt liegen habe, die ihr und ihrem Manne und ihren Kindern aller Noth ein Ende machen sollten. — Weiter konnte sie nicht mehr denken, bis das Wasser kam. Und während sie, die Ellbogen zitternd auf die Knie gestemmt, trank und absetzte, um tief Athem zu holen und wieder trank — trottete das Dörchergespann träge davon.

Und noch an demſelben Tage hat ſie in's Holz zu ihrem Manne geſchickt, er ſolle Alles liegen und ſtehen laſſen und eilends heimkommen.

„Na, in Gottesnam'!" ſagte der Gatte, als er die Botſchaft hörte, „jetzt kann ich mich zuſamm'halten, jetzt iſt daheim was geſchehen. — Das Haus ſteht noch?" fragte er den Boten.

„Warum ſoll's denn nimmer ſtehen?"

„Hat mein Weib ſelber mit Dir geredet?"

„Sie hat mich ſelber geſchickt."

„Und hätteſt auch noch einen kleinen Buben geſehen?"

„Zwei Bübeln — recht flinke, ſaubere Bübeln — ſind vor der Thür herumgelaufen."

„Hui!" jauchzte der Holzer auf, „ſonſt kann's ſein, was es will!" und eilte nach Hauſe. Daß anſtatt dem großen Unglücke ein großes Glück da war — wie hätte der arme Mann daran denken können!

Als er vernahm, ſie hätten einen Terno gemacht, faßte er ſein Weib mit beiden Armen um die Mitten und rief: „O du ſakriſche Mirzel!"

Dann verglichen ſie die Nummern mit denen auf dem Setzſchein und es waren dieſelben — das Glück war verbucht.

Und am Tage darauf ging alſo der Holzer Simon hinaus nach Landeck. Er nahm einen ſchweren, knorrigen Weißdornſtock mit ſich, er ſchliff ſich noch das Tiſchmeſſer, das ſonſt zum Brotſchneiden war und ſteckte es in den inwendigen Rockſack, denn das wußte er, wer Geld hat, der muß auch Wehr haben. Als er fortging, ſtolperte er noch über den holperigen Fußboden der Vorkammer und brummte lachend: „Du verfluchtlete Keiſchen, du alte, von dir laß' ich mir ſchon lang' noch keinen Fuß brechen!"

Und nun verging im Hause der Vormittag und die Maria zählte die Stunden auf der wurmstichigen Wanduhr bis zur Rückkehr des Simon. Die Uhr hatte mit ihrem hölzernen Zeiger fünfzig Jahre oder mehr herabgemessen, aber mit dem heutigen Tage wollte sie nicht fertig werden. Jetzt war's um zwei Uhr Nachmittag. Die Maria hatte ein gutes Mittagessen fertig, das sie auf dem Herde sorgfältig mit einer umgestülpten Kochpfanne zudeckte. Sie aß selbst keinen Bissen davon, mit ihm zusammen wollte sie heute Mahlzeit halten und in einer Stunde konnte der Simon da sein.

Aber das Glück — weil's eh so selten kommt — muß man höflich empfangen. Zuerst warf die Maria ihre rauhen beflickten Werktagskleider weg und zog was Besseres an. Dann wusch sie den beiden Knäblein Gesicht und Hände und versah dieselben mit frischen Hemdchen. „Müßt nicht schlimm sein heut'," sagte sie, „es kommt ja das Geld!„

„Ist das Geld brav?" fragte der kleinste Knabe, der in seinem schneeweißen Hemdchen auf dem Strohpolster saß, mit seiner zarten Hautfarbe schon jetzt anzusehen wie ein Herrenkind, das nur zufällig in die Holzerhütte gekommen sein mochte.

„Ja freilich, Tonel," antwortete die Mutter, von freudigster Hochstimmung getragen, „das Geld ist wohl brav. Wisset Kinder — geh her, Sepple, und setz' Dich da auf die Bank und lass' mir das Fingersutzeln sein! — jetzt loset einmal zu. Wenn der Vater mit dem Geld kommt, nachher kaufen wir das Hochbrunnerhäusel, wo wir gestern oben gewesen sind."

„Und den Taubenkobel auch dazu?" fragte der größere Knabe.

„Freilich, Sepple, auch den Taubenkobel dazu. Und nachher kauf' ich Euch ein schönes Gewandel, wie die Schlagwirthbuben haben und nachher gehst mir mit dem Schlagwirthbuben in die Schul', Sepple, und lernst was und kommst nachher gar auf Sprugge und kannst ein Pfarrer werden. Wirst aber sauber sein, wenn Du in der weißen Pfaid predigen thust und nachher mußt für Deine Mutter schön eine Mess' lesen —"

„Und wenn Du stirbst, so werde ich Dich einsprengen" (einsegnen), sagte der Kleine.

Sie lachte über den Einfall des Kindes, aber das war doch ein Dämpfer gewesen und sie brach die weiteren Schilderungen von ihrem künftigen Pfarrer ab.

„Herentgegen Du, Tonel," sagte sie aber zu dem kleinsten Knäblein, „Du wirst nachher schön daheim bleiben, wirst Dein' Vater und Mutter hausen helfen und in zehn Jahren mögen wir 'leicht einen großen Hof kaufen, den Thalschlösserhof, weißt, wo der große Kettenhund ist."

Der Kleine schmiegte sein Köpfchen an den Busen der Mutter, ihm graute vor dem Kettenhund, der ihm in Erinnerung war, weil derselbe vor etlichen Tagen, als er mit dem Vater am Hof vorbeigekommen, so schauderhaft bös gebellt hatte.

„Klein's Närrle Du!" rief die Mutter, „wenn Du Bauer auf dem Thalschlösserhof bist, wirst schon froh sein, wenn Du einen scharfen Kettenhund hast. Der Thalschlösserhofer hat viel Sachen, da sind die Schelm' (Diebe) nit weit. — Ja, Büble, aber halt' still, daß ich Dir das Pfaidle kann einknöpfeln! Du magst doch nit ein Vaterunser lang Ruh' geben den ganzen Tag! Wart, wenn Du nur Thalschlösserhofbauer bist, wirst schon gewetten (eingespannt)

werden. Alle Kammern voll Korn und alle Ställ' voll Küh und Ochsen wirst haben, Lämmle auch! Freilich Lämmle auch! Und Dienstknechte wirst haben müssen und Mägde, daß es nur so staubt im Hof. Nachher bist angesehen weit und breit, und nachher mußt Dir ein Weib heiraten —"

„Und nachher kriegst Du kleine Kinder," ergänzte der Sepple mit ernsthaftem Kopfneigen.

„Ja, und Du laß lieber das Fingersutzeln sein!" mahnte die Mutter den Größeren, „weißt, was der Vater sagen wird, wenn er heimkommt und einen Lebzelten (Lebkuchen) mitgebracht hat? Den geb' ich allen dem Tonel, wird er sagen, der Sepple hat eh seinen Finger im Maul."

Da zog der Junge seinen Zeigefinger aus dem Munde, ballte die Hand und steckte sie rasch in die Hosentasche. Ging aber nicht lang' her, so fand er den Finger wieder zwischen den Lippen; ganz von selber und ohne daß es der Sepple gemerkt hatte, war er hineingekommen, dafür biß der Junge jetzt die Zähne darüber zusammen, um den Ungeberdigen zu strafen und war überrascht, daß der gebissene Finger ihm jetzt selber weh that.

Die Maria Steinwenderin aber hub nun an, zum Fenster hinauszugucken. Der Simon konnte schon da sein oder sie sollte ihn für's wenigst dort über die Grabenwiese herangehen sehen. — Im Schlagwirthshaus unten wird er vielleicht ein halb Stündlein abrasten. Da hat er schon recht; er gunnt sich so sonst nie ein Tröpfel. Aber lang bleibt er nicht sitzen, das weiß ich, und so möcht' er schon da sein. — Wenn man's aber recht bedenkt, so kann er noch nicht leicht da sein. Das Geld werden sie ihm nicht gleich bis vor die Thür entgegengetragen haben, selb' kann sich Eins raiten (denken, berechnen); da wird gewiß auch bei der Herrschaft

(Amt) was zu thun sein und allerlei Geschrift ausgestellt werden müssen, 's ist kein' kleine Sach'. Oder zuletzt hat die Lotterie gar nicht einmal so viel Geld beisammen, daß sie's auf einmal auszahlen kunnt. Wenn sich der Simon nur nicht überdöppeln (übervortheilen) läßt und daß wir Alles kriegen, was uns gebührt! — So simulirte das Weib, und es waren schon neue Sorgen da, bevor noch das Geld kam. — Daß ihm unterwegs nur nichts Böses begegnet sein wird! dachte sie weiter, es gibt allerhand so Leute auf der Straßen, und daß Einer in der Lotterie was gewonnen hat, kommt gleich auf. — Nein, 's ist ja der helllichte Tag. Wenn auch; den Holzmeister haben sie auch beim helllichten Tag in's Wasser geworfen und haben ihm das Geld weggenommen, mit dem er hätt' sollen die Knecht' auszahlen. Vor einem Jahr wird's gewesen sein, und die Leut' sind heut' auch nicht besser, wie dazumal und das Gesindel wird alleweil mehr auf der Straßen.

Immer tiefer dachte sie sich in die Angst hinein. Da rief der Sepple, der auf der Bank kniete und zum Fenster hinauslugte: „Der Vater geht über die Grabenwiesen!"

„Du machst wieder ein' Possen!" rief die Mutter, als wollte sie die Kunde erst nicht glauben.

„Ja, und aufrichtig Gott wahr, er geht über die Grabenwiesen!"

Die Maria sah es nun selbst. Mit großen, aber sehr langsamen Schritten stieg der Simon über den weichen Moorgrund, wo hie und da ein Brett, ein Stein lag, um den Fuß darauf zu setzen. Seinen Stock benützte er als dritten Fuß, auf welchem er sich bisweilen über einen Sumpf oder Wassergraben schwang. — Ist so viel wie gar kein Weg, da von der Straßen bis zum elendigen Steinwenderhäusel. Ein

ewiges Glück, daß Eins von diesem Grund einmal erlöst wird. — Und wie er zu Boden schaut, der Simon, und in die Erden hineinlacht! Und nicht einmal die Pfeifen hat er heut' im Mund. Dem sieht man's leicht an, daß er extra was hat. Glaub's gern, der ist seiner Tag mit Tausendern noch nicht viel umgesprungen. — So war wieder das Denken der Häuslerin.

Als der Simon von der Wiese über die Holzschranke auf den Hausanger hereinstieg, brach er einen Zaunstecken, daß es krachte, und schleuderte ihn dann von sich. — Wie er schon übermüthig ist! dachte Marie, nun, wir brauchen auch diesen alten Zaun gar nicht mehr.

„Jetzt, Kinder, seid hübsch ruhig, jetzt kommt das Geld!" flüsterte die Maria, da schrien die Kinder: „Jetzt kommt das Geld!" und polterten der Thüre zu. Diese ging schärfer als gewöhnlich auf und nicht ganz ohne Gefahr für die Kleinen. Der Simon trat herein. Wortlos schob er die Kinder von seinen Knien weg, schritt dann schwerfällig über die Stube, zog seinen Janker aus und warf ihn auf die Bank hin. Davor erschrak die Maria etwas. Er hing den Rock sonst immer hübsch an den Nagel, wenn er ihn auszog, und heute, wo in dem Sack die volle Brieftasche stak, sollte er's schon ganz besonders thun. Der Simon wird doch von denen Keiner sein, die leichtsinnig werden, sobald sie Geld haben! Nein, das nicht, ein Seitel getrunken dürft' er haben — das macht nichts, jetzt wird er sich wohl was vergunnen dürfen.

Der Simon, den Hut noch auf dem Kopf, etwas in's Gesicht hereingeschoben, ging in der Stube so hin und her, griff ein- um's anderemal auf die Leisten hinauf, als ob er was suchte, fuhr sich dann mit den Hemdärmeln über das rauhe und geröthete Gesicht, wobei er in seinem Schnurrbarte

eine arge Verwirrung anrichtete. Dabei knurrte er gegen die Wand gekehrt ein paar Silben, die nicht verstanden werden konnten.

Sein Weib war nicht weit von der Ofenbank gestanden und hatte ihn so von der Seite angesehen.

„Na," sagte sie endlich, „jetzt ruck' nur aus."

„Ein höllvermaledeites G'lumpert!" stieß der Mann wild hervor.

„— Aber, Sim, was —? wirst doch nit!" stotterte das Weib.

Da wendete er sich gegen sie und schrie ihr in's Gesicht: „Derstunken und derlogen ist's!"

„Wird leicht doch nicht sein," hauchte sie.

„Keinen Hundskreuzer haben wir!" rief er, „nit eine Nummer ist da, nit eine, die auf unserm höllmentischen Fetzen steht. 's ist eine angespielte Sach' oder 's ist ein helles Teufelsg'spiel, daß die Nummern, die Du Dir von dem Strolchen hast aufschwatzen lassen, just zusammpaßt haben. Ausg'lacht haben sie mich, wie ich, der Narr, heut' hintrott' und 's Geld haben will. Und gemeint hab' ich, bei der Gurgel packen müßt' ich ihn auf der Stell', den Lotterieschreiber, bis er mir mein' Sach' weist zum G'rathen, daß sie mich nit eingesperrt haben. Ich sag' Dir, Alte, eine Bestie kannst werden, wenn Du Dir zuerst einbildest, Du hättest die Säckel voll Geld und ein einzig Wort, ein Rauberwort, greift Dir hinein und reißt Dir's weg. So ein Rauberwort ist das gewesen, wie der Schreiber den Fetzen anschaut und sagt: Was wollt's denn Ihr? Habt's ja nichts errathen! — Lump! sag' ich ihm in's Gesicht, weil Ihr meint's, ein Arbeitsmensch kunnt sich nit verefentiren (vertheidigen), so wollt's ihm's ablaugnen. Ja, wie ich sag', ein kleines

G'fehlt hat's g'habt, daß sie mich nit in die Keichen (Arrest) stecken."

Die arme Maria war blaß geworden. Sie setzte sich jetzt auf die Ofenbank und sagte kein Wort. Die Kinder kamen zu ihr und fragten, wo das Geld wäre. Dem Kleinen reinigte sie mit ihrer Schürze das Näschen. Und mit derselben Schürze fuhr sie sich dann selbst zu Gesichte, um anscheinend ein ähnliches Geschäft zu verrichten, in Wahrheit aber, um in die Leinwand zu schluchzen.

„So was halt' ich für das größte Unglück," versetzte der Simon und ging, die Hände in den Hosentaschen, rasch über die Stube.

„Ist es auch," antwortete das Weib, „und oft genug hat der Schlagwirth gesagt: Die Armuth kennst nur, wenn Du einmal reich gewesen bist. Jetzt trifft's uns selber. — Ich hab' mir schon den Thalschlösserhof gekauft gehabt," lachte sie mit nassen Augen.

„Der ist Dir niedergebrannt und Du darfst nit einmal Brandsteuer sammeln gehen.

„Und sollten wieder fortrackern und fortkümmern in der Elendigkeit."

Er blieb vor ihr stehen und die Fäuste in den Taschen machten zwei große Knoten an den Hüften: „Weißt, daß ich jetzt ein schlechter Mensch werden kunnt?"

Sie sah ihn an.

„Ich trau' mir nimmer."

„So mußt halt nicht denken", sagte sie.

„Wenn's mir einmal so zusetzt, daß, wenn Eins schon bettelarm ist, man vom lieben Herrgott noch obendrein zum Narren gehalten wird — nachher bin ich Alles im Stand."

„So unchriſtlich möcht' ich mir auch wieder nicht denken," ſagte das Weib.

„Ich möcht' auch nicht!" rief er, „aber wenn's Einen ſo überfällt und der Menſch in den Inn geſtürzt iſt, mit dem ich heut' unten bei der Kreuzwand zuſammenkommen bin —"

Sie ſprang von der Bank auf, daß das Sepple, welches ihr in dem Schoß gehockt war, ordentlich auf den Boden hinabkollerte.

„Jeſu Chriſti — Simon!" kreiſchte ſie, „wirſt doch nichts angeſtellt haben!"

„Schon vor dem Poſtwirthshaus z' Landeck hab ich ihn 'troffen. So ein Stadtherr, der ſich vor lauter Gutleben in der Stadt gar nimmer zu helfen weiß, daß er für nichts im Gebirg herumſteigt, weil er ſein Lebtag einmal möcht' müd' und hungrig werden. Mit einem Hunderter hat er den Poſtwirth auszahlt; hab's wohl geſehen, hat noch mehr ſo Papier gehabt in ſeiner Brieftaſchen. Und nachher, wie ich ſpäter hell verzagt auf der Straßen daher geh', zur linken Hand die Steinwand, zur rechten das Waſſer, und kein Menſch iſt weit und breit, als wie der Stadtherr, der ein paar Büchſenſchuß vor mir hinſteigt, ſo hab' ich mir denkt: Simon, weil's heut' ſo ſchlecht ausgangen iſt und daß Du noch verlacht worden biſt, dieweil Deine Elendigkeit wieder neuerdings anhebt, wag' einmal ein ander G'ſpiel."

„Simon!" ſchrie das Weib, und als wenn ſie ihn würgen wollte, fuhr ſie mit den Fingern gegen ſeinen Hals: „Red' mir nit weiter."

„Weiß auch nichts mehr," ſagte er.

„Der lieb' Herrgott wird Dich beſchützt haben!"

„Auf den hab' ich nit denkt. — Du biſt mir eingefallen — die Kinder —" die Stimme verſchlug's ihm.

„Geh'," fuhr er dann spöttisch fort, „grimm' Dich nit um den Stadtherrn, der steigt frisch und gesund dem Engadin zu, und Du hast ja so viel einen braven Mann, der läßt Weib und Kind schon noch eine zeitlang hungerleiden."

„Vom Hungerleiden ist gar keine Red'," sagte sie, „und wenn wir und unsere Kinder in Plag' und Kümmernuß fortleben müssen, so ist das freilich wohl bös, dieweil's Anderen so gut geht, aber daß Eins desweg' schlecht werden müßt' —"

„Sei lieber still!" fuhr er sie an, „wir sind einmal für die Mühsal auf der Welt, und da hilft kein Reden. Du bist auch so dumm! Hättest das Geld, das Du hast gefunden, lieber im Sack behalten, anstatt dem Kaiser einzuspielen, der eh genug hat, wär' mir der heutige Tag verspart blieben und die Aergernuß. Das hättest Dir denken mögen, hättest ein Tüpfel Verstand in Deinem dicken Kopf."

„Freilich!" entgegnete sie gereizt, „zu todt gern hast mir's glaubt, wie ich Dir vom Glück hab' erzählt. Und jetzt hätt' ich die Schuld! — Geht's weg, Ihr Gezücht!" damit schob sie die beiden Kinder, die sich an sie gedrängt hatten, unwirsch von sich. „Euretwegen hat man nichts Gut's und kein Stündel Ruh' auf der Welt, und letztlich gebt's auch Ihr Einem die Schuld seiner Tag, wenn's Euch nit so geht, wie's Euch thät taugen. — Wahr ist's: wer heiratet, der begeht siebenmal eine Narrheit und neunmal eine Dummheit, und gar eine Straf' Gottes ist's, wenn Bettelleut' zusammenheiraten."

So ging's zu, und es war ein rechtes Elend zu dieser Stunde in dem sonst so friedlichen Steinwenderhause. Der Mann grollte, das Weib schmollte, die Kinder schluchzten. Der Sepple aber, der sich gar nicht beruhigen wollte, weil er das Böse, so in's Haus eingekehrt war, schon ahnte —

er bekam von der Mutter endlich doch eine Birne geschenkt, die ihm den Mund stopfen sollte. Der Tonel hockte in einem Winkel, nichts am Leibe, als das weiße Hemdchen, das ihm zur Feier des Tages angethan worden war. — Das erwartete Glück aber ließ sich fein entschuldigen, es sei bei Fürsten und Grafen geladen, es könne nicht kommen, schicke aber, da die alte Armuth denn einmal abgedankt sei, eine neue in's Haus. —

An der äußern Seite der Stubenthür war ein Tasten nach der Klinke, ein unsicheres Drücken an derselben, bis endlich die Thür ein klein wenig aufging, dann aber wieder langsam zugezogen wurde. Dem Kleinen kam das so unheimlich vor, daß er trotz Allem von seinem Winkel zur Mutter schoß. Aber draußen war keine Ruhe und an der hölzernen Thürklinke knarrte und ächzte es leise, bis es dem Simon zu toll wurde. Er trat zornig zur Thür, riß sie auf — da kollerte ein alter Bettelmann, der sich an der Klinke gestützt haben mochte, über die Schwelle herein zu Füßen des Holzers.

Diesem wäre der Bettler sehr gelegen gekommen, um an ihm seine Wuth auslassen zu können; aber vor Allem mußte der Alte von der Erde aufgehoben werden. That wohl selbst das Möglichste, der bresthafte Mann, um wieder auf die Beine zu kommen, aber der starke Arm des Simon war doch auch nöthig. Und als der Holzer sah, wie ihn der Alte mit seinem abgezehrten stoppelbärtigen Gesichte, mit seinen müden und trüben Augen so traurig und dankbar anblickte, da verging ihm alle Wildheit.

„Wie närrisch, daß Ihr da hereingefallen seid!" sagte er.

Der Alte blickte ihn an und antwortete nichts.

Stand auch schon die Maria da und fragte: „Was wollt Ihr denn? Ist Euch letz geworden, gelt?"

Er richtete sein müdes Auge auch auf sie; mit halbgeöffnetem Munde und vorgebeugtem Haupte stand er da und sagte noch immer kein Wort.

„Mein Gott, Ihr seid ja hell nit bei Euch selber!“ rief das Weib.

Da tastete der alte Mann zitternd nach ihrem Arm, um sich zu stützen, und mit der andern Hand fuhr er gegen den Mund und machte die Geste des Essens.

Jetzt blickte die Marie ihren Mann an und er sie. Nun wußten sie, der Greis hatte Hunger.

Der Simon hieß ihn auf die Ofenbank niedersetzen, aber der Alte hörte die Einladung nicht, er wankte wieder zur Thür hinaus und vor derselben auf der Wandbank legte er mühevoll sein Bündel ab und setzte sich mit Hilfe seines Stockes daneben hin. Welch' eine Mühsal, der selbst das Abrasten so sauer wird!

Das kleine Tonele auf dem Arm, das sich fest an sie schmiegte, eilte die Maria Steinwenderin in die Milchkammer und brachte eine volle Rein Milch heraus, von der sie nicht einmal die Rahmschichte weggeblasen hatte, wie sie sonst stets that, wenn sie den Ihren die Gottesgabe auftischte. Der Simon nahm aus der Tischlade den Laib Brot, schnitt ein Stück davon ab und das Messer ging tiefer, als sonst.

Und als die Maria an der Thür stand, an ihrer Seite der neugierige Sepple, der an seiner Birne nagte und dabei, halb in Furcht, halb in Mitleid, den alten Mann beschaute; an ihrem Arm das kleine herzige Knäblein in weißen Linnen, mit apfelrothen Wangen und seinem Paar klaren Augensternen — ein engelhaft holdes Kindesköpflein, sich an den Mutterbusen schmiegend, und wie sie, die Maria, in ihrer drallen Gestalt, mit zierlich geflochtenem Blondhaar, dastand

und mit einem Angesichte voll Milde und Wohlwollen die Milchschüssel reichte, da blickte der Simon nur so hin. — Und als der alte taubstumme, allverlassene Mann vorgebeugten Leibes mit zitternder Begier nach der Schüssel langte, während die blassen Lippen zuckten und aus den stieren Augen der Hunger glotzte, da blickte der Simon nur so hin.

Und während der Greis draußen Milch und Brot verschlang und Maria in die Stube zurückgekehrt war, setzte sich der Holzer auf einen Dreifuß, hielt die Ellbogen auf seine nackten Knie gestützt und sah zu seinen Schuhspitzen hinab.

„Geh' her ein wenig, Maria," sagte er nach einer Weile, ohne aufzublicken.

Sie ging ganz leise zu ihm, neigte ihr Haupt nieder zu dem seinen und sagte: „Willst mir was, Simon?" Ihre Stimme war weich und innig.

„Maria," versetzte er und zog mit beiden Händen, aber lässig die Riemen seiner Bundschuhe fester. „Mußt nit bös sein dessertweg, daß ich so bin gewesen. Mußt mir die Red verzeihen, so schlecht, wie ich's gesagt, hab' ich's nit vermeint."

„Geh', sei nit närrisch," war die Antwort.

„Gar versündigen kunnt man sich mit solch' gottlosem Zeug," fuhr er fort. „Wenn man's nimmt, möcht' wissen, was uns fehlt? Sind gesund, mögen unsere Sach' verdienen, haben unser Dach und Fach, halten brav zusamm' und haben keine Feindschaftlichkeiten herum. Nachher — Maria — schau' Dir einmal die zwei Buben da an. Frisch wie's Leben. — Wenn man's nimmt und wenn man den alten Hascher anschaut da draußen, so kann man wohl sagen, wir sind nicht arm, wir sind reiche Leut'!"

Darauf antwortete das Weib: „Gerad' wie Du's jetzt gesagt hast, so hab' ich denkt, wie ich dem armen Mann das Reindl Milch hab' gereicht. Der ist alt und krank und hat 'leicht keinen Menschen auf der Welt', zu dem er kunnt' seine Zuflucht nehmen. Und sein Anliegen, das kann er nit sagen, und wollt' ihn wer trösten, so kann er's nit hören. Halb blind ist er auch schon. — Der ist arm und doch weiß man's nit, ob er auch unglücklich ist. Zwischen Armuth und Unglück liegt ein tiefer Graben, hab' ich oft gehört. Und andertheils, wenn man bedenkt, daß wir reich sind, damit wär ich noch lang' nit zufrieden. Im Herzen d'rin muß Einem leicht sein — und das ist mir jetzt wieder. Schau' mich an, mein Simon! Gelt, Du verzeihst mir das grob' Wort, das ich voreh hab' dahergeschrien, wo ich selber nit d'ran glaubt hab'. Gelt', Simon, 's thut Dir nit mehr weh?"

Er neigte mit dem Kopfe tief hinab, zog die Schuhriemen ganz übermäßig fest zusammen und sah starr zu Boden. — Sie braucht es just nicht zu wissen, daß seine Augen naß sind.

Jetzt ging wieder die Thür auf, ganz leise, aber weit, und herein schaute der alte Bettelmann und der hatte ein ganz anderes Gesicht, als das erstemal. Es war nicht so schmal und so blaß, es lächelte und die Augen waren viel lebhafter und von der grauenden Haarlocke frei, die ihm früher so wirr niedergehangen. Er war gestärkt.

Und als er sah, daß die Eheleute auf ihn hinschauten, tappte er mit dem Finger seiner rechten Hand auf die linke Seite seiner Brust und zeigte darauf hastig mit demselben Finger nach oben, gegen den Himmel, wo der Vergelter wohnt.

„Gesegne Euch's Gott!“ rief ihm die Maria zu, gleichwohl sie schon die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß er taubstumm war.

Der Simon sprang auf, rascher, als man es sonst thut, will man ein gut Werk verrichten, schnitt noch ein Stück Brot ab und reichte es dem Alten.

Dieser dankte durch allerlei Geberden, dann trippelte er auf seine Bank zurück, lud das Bündel auf den Rücken, faßte den Stock und wandelte davon. Beinahe frisch und munter sah er aus, der Gesättigte, aber der Schüssel, die auf der Bank stehen geblieben, war es nicht anzusehen, was heute in ihr gewesen sein mochte.

Der Simon hatte dem Alten eine Weile nachgeblickt; dann setzte er sich wieder auf den Dreifuß, aber mit der Miene des Behagens. Dann that er einen Pfiff und sagte: „Geht her, Buben, wir wollen Ein's hopsen miteinand'! — Und Du, Mutter, wenn Du was zum Essen hast, so bring's herein, sonst krieg' ich Schaben im Magen.“

Da war sie die geschäftigste Hausfrau und das glückseligste Weib. Und der Simon, als er am Tische stand und Brot in die Suppe schnitt, wackelte mit dem Haupte und murmelte: „Du verdangelte Sach'! jetzund wär' ich heut' bald verrückt worden. Eine Schand für die Welt, daß der Bettelmann muß reich machen!“

Der Wildschütz.

In lichtem Glück und dunkler Ahnung.

Auf dem Berge drei hohe Kreuze, im Thale drei arme Menschen — das sind die Dinge, um welche diese seltsame Geschichte sich abspielt.

Die Kreuze auf der Lahmerhöhe sind aus Lärchenholz neu gezimmert, sie leuchten in der abendlichen Junisonne wie rothes Gold hinaus auf die grünen Almen und in das Waldland. Sie sind vor wenigen Tagen erst aufgerichtet worden, ohne daß man ein Heilandsbild oder einen der armen, unschuldigen oder sündigen Waldbewohner an das Kreuz geschlagen hätte.

Was bedeuten die drei kahlen Pfähle? — Auf den Heiland und auf die beiden Schächer räthst Du, und vergißt, daß man den „Linken", den Verzweifelten und Verlornen, als Schirmherrn gegen Blitz und Ungewitter nicht brauchen kann.

„Die drei Kreuze," so sprach am letztvergangenen Sonntage der Pfarrer zu Traboden, „die drei Kreuze, welche wir auf der Lahmerhöhe aufgerichtet haben, bedeuten Glaube, Hoffnung und Liebe, in deren Zeichen wir siegen. So schreiben wir diese Zeichen nicht allein auf Stirne, Mund und Brust zum Schutze gegen die Ränke des Bösen, wir stellen sie auch auf gegen die verderblichen Mächte der Natur, welche

uns, unsere Wohnungen und unsere Feldfrüchte bedrohen gegen Blitz und Ungewitter. So werden denn die neuen Wetterkreuze feierlich eingeweiht, und zwar am nächsten Samstage, als am Feste des Täufers Johannes, um drei Uhr Nachmittags. Mögen meine Pfarrkinder, sowie die Andächtigen der Nachbarspfarren zu dieser heiligen Handlung zahlreich erscheinen!"

Diese Einladung drang auch in das waldumschattete Schirnthal und bis zum letzten Hause. In diesem Hause lebte die Familie des Meisters Gied. Als vor wenigen Jahren ein Theil des Schirnwaldes geschlagen wurde, war der Gied (Aegydi) Holzmeister gewesen. Und weil ihm um dieselbe Zeit zu Muthe war, als ob er ein Weiblein brauchen und ernähren könne, so nahm er sich eben eins, ein braves und kreuzsauberes. Warum auch nicht? 's ist Jedem zu rathen.

's ist Keinem zu rathen! Der große Krach von Dreiundsiebzig, der uns heute noch in den Ohren gellt, hat auch in den hintersten Wäldern widerhallt. Im Schirnwalde hörte das Holzschlagen auf, der Meister Gied war ohne Erwerb und konnte seine Meisterschaft nur in der Genügsamkeit bewähren. Er hatte stets gute Aussichten, stets genug Geld und war immer bei Humor. Lustig singend und pfeifend oblag er den kleinen häuslichen Geschäften, die nichts bedeuteten und nichts trugen, ging dann hinaus in den Wald und auf die Matten, um sich der Natur zu freuen. Wohl auch, um Arbeit zu suchen; fand er eine solche, so war sie zwar meist in wenigen Tagen wieder erschöpft, dann kam er mit irgend einem beim Jäger billig erstandenen Wildpret wieder heim und führte das stille, fröhliche Leben, wie jene Wesen, die nicht säen und nicht ernten und doch den Tisch

gedeckt haben. Es war ein glückliches Leben; die Leutchen hatten sich gar lieb und Eines freute sich in der Freude des Andern. Hernach kam das Kleine, und nun war der Himmel auf Erden so viel als fertig, und es war eine Waldidylle, wie sie der Dichter so gern, die Wirklichkeit fast nie dichtet. Aber die Wirklichkeit hat Recht.

Daß der Gied immer satt war, ohne irgend einmal ein erkleckliches Mahl zu sich zu nehmen, das fiel seinem Weibe endlich auf.

„Gied," sagte sie eines Tages zu ihm, „es kommt mir nicht recht vor mit Dir. Dir muß was anliegen, und Du sagst mir's nicht. Bist schon so lange ohne Arbeit, wie kann's denn sein, daß es uns alleweil noch so gut geht?"

Auf diese Anrede hub der Gied recht herzlich zu lachen an: „Geh', geh', Martha, grimm Dich nicht. Laß Dir's schmecken und denk' auf's Kindel; ich leid' keine Noth."

Daß es Stunden gab in der Nacht, wo er vor Sorgen nicht schlief, und Stunden am Tag, wo er Hunger litt, nur damit die Seinen sich sättigen konnten — das wußte die Martha nicht. Aber einem echten Weibe entgeht nichts; was es nicht weiß, das ahnt es. Wo sie ging und stand, da war ihr immer zu Muthe, als müsse sie den Spaten nehmen und graben, den Korb und sammeln die wilden, unbegehrten Früchte, die im Schirnthale reiften. Und wenn sie plötzlich aufwachte mitten in der Nacht, ohne daß sie vom Kinde geweckt worden, war ihr, als müsse sie die Arme heben und die Hände falten und beten. —

Das Kind hüteten sie wie ihr Auge, durch das sie in den Himmel schauten. Es war erst wenige Wochen alt; wie gern blickten sie in das kleine Angesicht, auf welchem noch der Frieden einer unerweckten Seele lag. — Da sproßte ein

Leben auf, wie eine Rankenpflanze, die eines Haltes bedarf und keinen haben wird.

Genug Ursache der Kümmerniß für das Mutterherz. Aber auch — trotz alledem — genug Ursache, glückselig zu sein. — Ein holdes, gesundes, bluteigenes Kind! — Ein Mädchen war's. Und Mädchen gehen vielem Leiden entgegen, aber auch vieler Seligkeit, von der ein Mann nichts weiß und nichts erfahren wird. — Welch' eine Mutter wird nicht Leib und Seele einsetzen, ein solch' junges Leben zu schirmen!

Martha dachte daran, als sie eines heißen Junitages mit ihrem Kinde im Schatten der hohen Fichte saß, die hinter dem Hause aufragte. Zwischen den säuselnden Aesten stieg ihr Blick zu dem grellschimmernden Gewölke auf, als sollte sie dort lesen können die Zukunft des Säuglings, der an ihrem Busen schlummerte.

Ein Pochen, das sie vom Hause her vernahm, weckte sie aus ihrem Sinnen. Und sie sah dort an der Thüre ihrer Wohnung ein Bettelweib stehen, das auf seinen Rücken gebunden ebenfalls ein Kind trug. Die will ein Almosen. Helf' Gott, man hat für sich und seine eigenen Leute genug zu sorgen bei solcher Zeit. Wie lang' wird's währen, so gehen wir selber betteln. — So dachte die Martha und duckte sich hinter den Stamm, daß sie die Bettlerin nicht sollte bemerken können.

Diese stand gar demüthig vor der versperrten Thüre und klopfte. Und dann blickte sie traurig um sich, ob denn wirklich kein Mensch daheim wäre, wankte zum Brunnen und setzte sich auf den Kopf des Troges und sah hinaus in die gewitterdüstere Gegend.

— Ich will doch wohl gehen und ihr eine kleine Gabe reichen, sie ist auch eine Mutter, sagte die Martha bei sich,

aber eine andere Stimme in ihr rief: Darfst Du? Was Du verschenkst, das raubst Du Deinem eigenen, armen Kinde. Das einzige Gesetz, das mir Gott hat vorgeschrieben, heißt: Erhalte Dein Kind! Wer so muß streiten mit der Kümmerniß, wie ich, zu dem darf Gott den Bettler nicht schicken, so lange es noch Großbauern giebt draußen im Thal, denen das Korn im Kasten verdirbt.

Das Bettelweib kauerte am Brunnen und wiegte nun auf den Armen ihr wimmerndes Kind. Dann hielt sie die hohle Hand unter den Wasserquell und führte in diesem Gefäße Labsal zum Munde des Würmchens. — Als Martha vom Baume aus dieses sah, sprang sie auf, und eilte mit ihrem Kinde zum Bettelweib hinab: „Wartet doch, ich geb' Euch Milch für's Kleine!"

In demselben Augenblicke loderte ein Feuerstrom, schmetterte ein Schlag, und auf dem Baume, unter welchem die Martha mit ihrem Kinde eine Minute früher noch gesessen war, brüllten die Flammen.

Ein Regenguß brach nieder und die beiden Mütter taumelten in das Haus.

Daß die Retterin, das Bettelweib mit dem Kleinen, nun gesättigt worden war, versteht sich. Als hernach der Gied nach Hause kam, fiel ihm die Martha um den Hals.

„Gottlob, daß es so gut ist vorbeigegangen!" rief der Gied. „Der Baum ist gespalten, aber das Feuer hat der Regen gelöscht."

„Du weißt es ja nicht, daß wir unter dem Baume sind gesessen," sprach sie, „o Gied, schau' uns an, wir leben noch Beide. Aber das gelob' ich: so lang' ich noch den letzten Bissen hab', soll kein Armes vergebens klopfen an meiner Thür."

Um dieselbe Zeit war's also, daß der Pfarrer zu Traboden die Einladung ergehen ließ zum Weihefeste der drei Wetterkreuze auf der Lahmerhöhe.

„Da bleib' ich wohl nicht daheim," sagte die Martha, „da mußt schon so gut sein, Gieb!"

Er sah sie an, sie fuhr fort: „Und mußt mir auf das Emmerl schauen. Lang' will ich nicht aus sein. Aber mein Dankopfer muß ich beten bei den Wetterkreuzen, daß mich mein lieber Herrgott so gnädig hat in Schutz genommen."

„Kunnt'st das nicht daheim abmachen, Martha?" fragte er; „wenn der lieb' Herrgott dageweſen iſt, daß er Dich beſchützt hat, ſo wird er wohl auch da ſein, wenn Du ihm Dank ſagen willſt!"

„Das iſt rechtſchaffen geſcheit geredet von Dir," antwortete das Weib, und es war etwas Spitziges in der Rede, „es iſt ſchön, wenn man den lieben Gott alleweil ſo vor Augen hat, wie Du. Aber, wegen was, möcht' ich wiſſen, haben ſie denn die Kirchen gebaut und die Kreuze aufgeſtellt?" —

„Iſt ſchon recht," unterbrach er ſie, „ſo geſcheit bin ich ſchon, daß ich mit Dir über ſo was nicht ſtreit'. Geh' Du hin beten, wo Du willſt, ich verricht' meine Andacht im grünen Wald."

Sie ſah ihm lange und ſcharf in's Geſicht. Sie dachte es nicht, aber ſie fühlte es vielleicht, daß eine ſolche Anſchauungsweiſe bei einem armen, ungeſchulten Bauersmanne nicht in der Ordnung iſt.

„Jetzt, Dein Beten im grünen Wald, das möcht' ich ſchon hören," ſagte ſie, es lag aber keine Bitterkeit mehr in dem Wort, ſie lächelte ein wenig dabei. Sie wußte wohl, er müſſe geſtimmt und gewonnen werden als mildgeſinnte, fürſorgliche Kindeswärterin.

„Das wird sauber werden," murmelte er, „ich g'freu' mich schon darauf. Wüßt' ich nur, was ich für eine Ausflucht haben soll, wenn sie an meiner Brust dasselbig umsonst sucht, was ihr an Deiner in den Mund hineinwachst."

„Eh' daß Du halt alleweil so ein Spaßmacher bist!" sagte sie und schon hatte er einen kleinen Klapps auf der Wange. „Wenn ich zu Mittag fortgeh', so bin ich bis zum Dunkelwerden, denk' ich, doch leicht wieder da. Ein Töpfel warmer Milch hast auf dem Herd. Die Windeln hängen auf der Stangen. Jetzt stell' Dich einmal her und schau', wie Eins das macht. Meine Mutter hat gern gesagt: Ein ganzer Mann muß Bären scheeren und Kinder warten können."

„Oh!" rief der Sied, „Bären scheeren will ich schon, wenn Dich's gelust', Bärenwollstrümpf' zu tragen, aber zum Kinderwarten muß Einem eine b'sundere Kurasch angeboren sein."

Es half ihm nichts, er mußte sich schon etliche Tage vorher zur Uebung bequemen. Bisher waren ihm von allen Verrichtungen, die sich auf das Kind bezogen, nur die angenehmsten zugefallen; nun kam das minder Angenehme, und er hat bei der Probe auch hierin seine Sache recht brav gemacht.

Das Fest der Kreuze.

So nahte der Tag des Täufers Johannes.

Schon am frühen Morgen, als die Leute der umliegenden Thäler aus ihren Fenstern blickten, aus ihren Häusern gingen, strahlten die drei Kreuze auf der Höhe in hellem Sonnenscheine. Ein Morgen zur Sommer-Sonnenwende! Es ist das letzte Blaß des vergangenen Tages im

Nordwesten kaum vergangen, so wird der Horizont im Nordosten schon wieder schärfer. Es keimt der neue Morgen, doch dauert es noch stundenlang, bis er sich vollzieht und die wunderbare Rosenblüthe aufbricht, für die wir jauchzend, weinend tagtäglich auf's neue dem Himmel danken sollen.

Im Thale lag noch die Dämmerung, über einzelne Striche dehnten sich Nebelstreifen, schwerer Thau zitterte auf den Gräsern der ungemähten Wiesen. Und dort oben auf der kahlen Lahmerhöhe ragten, schlank wie Strohhalme, die besonnten Kreuze in die tiefe Himmelsbläue auf. Schon am frühen Morgen sah man Leute hinansteigen und hinanfahren mit allerlei Geräthen und Nahrungsmitteln, wie man sich zu einem Volksfeste rüstet. Und je mehr der Tag vorschritt, desto lebendiger wurde es auf der Höhe; und in Traboden läuteten sie mit allen Glocken zum Auszuge der Kreuzschaar.

Und um die Mittagszeit war's, als im letzten Hause des Schirnthales die Martha auf der Wiege saß und ihrem Säugling das letztemal zu trinken gab. Das Kind schlief dabei ein; sie legte es in die Wiege und zog mit dem Daumen ein Kreuz über sein rundes, weißes Gesichtchen. — Dann wiederholte sie dem Gatten noch einmal alle Obliegenheiten, zu denen er sich verpflichtet hatte, und schärfte ihm Dieses und Jenes noch besonders ein, dessen Sinn und Nothwendigkeit ein Mann, und wäre es gleich der Holzmeister Gied, nicht immer begreifen mag.

Dann prüfte sie noch, ob sie wohl auch die Betschnur bei sich habe und ging davon. Ging durch die Wälder, ging über die Matten der Lahmerhöhe zu. Ein Forstjunge mit dem blanken Gewehr begegnete ihr im Walde. Er fragte das junge, frische Weib neckisch, ob auch sie auf dem Wege sei zu den drei göttlichen Tugenden.

„Wie meinst denn das?“ fragte sie scharf, ohne stehen zu bleiben.

„Na, ich meine nur, weil der Herr Pfarrer gepredigt hat, die drei Kreuze da oben wären Glaube, Hoffnung und Liebe.“

„Nachher wird's auch so sein. Leicht thät's immer einem Andern auch nicht schaden, wollt' er hinaufsteigen, anstatt in der Wildniß herumzustreichen, wie ein Fuchs.“

Da trat ihr der Forstjunge einen Schritt näher und sagte: „Weißt, ich bin schon so ein Mensch, und meine Religion ist die, wenn ich im Wald einem sauberen Weibsbild begegne: Hat sie mich lieb, so glaub' ich, daß die Hoffnung auch nicht ausbleibt, und so hab' ich die drei Tugenden recht kamod beisamm' und brauch' nicht erst hinaufzuklettern auf die Lahmerhöh'.“

— Ueber und über gottlos sind sie, diese Waldstreicher, dachte die Martha bei sich, und ließ den Burschen allein stehen.

Auf der Lahmerhöhe ging's wunderlich zu. Es war, als ob das Himmlische und das Weltliche miteinander Hochzeit hielten. Die Kreuzstämme waren umrankt mit Reisigkränzen und Blumengewinden. Bunte Fähnlein waren aufgesteckt; am Fuß der Kreuze war ein Betpult, ein Wasserbecken und eine Kanzel aufgeschlagen.

Um die Kanzel drängte sich nun alles Volk zusammen, als sie der Pfarrer von Traboden bestieg. Ein rother Schirm war darüber gespannt, denn die Sonne brannte heiß. Die Kreuze warfen nur kurze Schatten über die aneinander gedrängten Häupter hin. Sanft wehten die Fahnen im Lüftchen, das über die Höhen strich.

Der Priester begann so zu sprechen:

„Andächtige Versammlung!

Unsere Gemeinde liegt in einer Gegend, die leider Gottes so häufig von verheerenden Elementen, als Sturm und Blitz, Wildwasser und Hagel, heimgesucht wird. Die Aeltesten der Gemeinde haben sich daher entschlossen, einem alten Brauch und Glauben gemäß Wetterkreuze aufzurichten; sie hoffen, daß sich die Gewalt der Stürme brechen werde in diesem Zeichen unserer Erlösung, sie hoffen, daß uns Gott gnaden werde, wenn wir ihn anrufen im Kreuze. — Möge diese fromme Hoffnung nicht zu schanden werden! — Da uns jedoch, meine Lieben, das Jammerthal dieser Erde als Prüfung einmal bestimmt ist, so mag es wohl geschehen, daß auch in Zukunft die Geißel des Herrn nicht spurlos an uns vorübergeht. Wir wollen unsere Zuversicht nicht verlieren, wollen beten zum Kreuze, denn jedes Gebet findet Erhörung, es wäre denn, daß eine große Sünde im Hinterhalte liege; diesen Fluch freilich kann weder das Kreuzbild, noch das innigste Gebet in Segen wandeln. Möge Keiner von uns in der Drangsal die Zuversicht verlieren zum heiligen Kreuze. Mögen wir durch die Erinnerung dessen, was der Unschuldigste, der Göttliche selbst auf diesem Stamme gelitten hat, in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens Trost und Stärke finden! Das Kreuz ist ohne Heilandsbild, um uns zu mahnen, daß der, welcher einst verblutend seine Arme ausgestreckt hat, nun in der ewigen Herrlichkeit thront, und dieses Kreuz jetzt seine leeren Balken ausbreitet, um uns zu umfangen. Denn, wollen wir einst seiner Glorie theilhaftig werden, so müssen wir unentwegt dem Pfade seiner Leiden und seiner Tugenden folgen. Doch müssen die drei göttlichen Tugenden, welche in dieser Dreizahl des Kreuzes versinnlicht werden, nicht blos auf Gott, sondern auch auf

die Mitmenschen angewendet werden. Glauben wir an unsere Fähigkeit, immer vollkommener und gottähnlicher zu werden, glauben wir, daß unsere Mitmenschen besser sind, als sie uns dargestellt werden von Neid, Selbstsucht, und Verleumdung. Hoffen wir, daß das Menschengeschlecht sich immer mehr entwinden werde dem Rohen und Thierischen dieser Welt und Allem, was wir Teufel nennen; hoffen wir, daß der Mensch, seines Gottes Ebenbild, einst noch weit mächtiger als heute, die Elemente beherrschen und zu seinem Dienste machen werde — ein Theil jenes Geistes, der den Stürmen gebietet, dem das Meer gehorcht. Und lieben wir demnach diese Welt, die wie ein heiliges Feuer das Menschengeschlecht läutert, und die dem Geläuterten so reich ist an Glück und Seligkeit. Lieben wir die Mitmenschen, die gleich uns ringen und leiden; richten wir uns gegenseitig auf. Ist erst die Menschenliebe allgemein, dann ist die Welt erlöst, und das Kreuz bricht zusammen auf ewig. Das, ihr Geliebten, sei unser Glauben, Hoffen und Lieben. Diese Kreuze, die wir heute segnen, werden uns wieder segnen. Es möge sie auf einsamer Höhe das liebe Sonnenlicht umstrahlen, es mögen Blitz und Donner sie umbrausen, es mögen die finsteren Winterstürme sie umhüllen — allerwege seien sie uns eine dreifache Stimme des Glaubens, der Hoffnung und Liebe! Sie mögen niederblicken auf lachende, gesegnete Thäler voll fröhlicher Menschen, oder sie mögen niederschauen auf Drangsal und Noth — wie Gott es will! Immerdar seien sie uns ein mahnender Ruf des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe. Amen."

„— Vergelt's Gott!" murmelte es durch die Versammlung, ein Beweis, daß die Worte des Priesters den Leuten zu Herzen gegangen waren.

Dann folgte der eigentliche Act der Kreuzeinweihung, den das Krachen von Böllern weit in die Thäler hinaus verkündete. Hierauf sangen die Stimmen der Menge vereint das Lied:

„Heilig's Kreuz, sei uns're Fahne,
In des Lebens jeder Noth,
Die uns wecke, die uns mahne,
Treu zu sein, bis in den Tod.
Sei mit Mund und Herz verehret,
Ruhestätte meines Herrn!"

Das Volk lag auf den Knien vor den drei Stämmen, und der Zimmermann, der noch wenige Tage zuvor mit der Pfeife im Mund und irdischen Sinnes voll die Pfähle ausgehackt hat, küßt nun dieselben mit frommer Inbrunst. Denn von heute an ist dieses Holz geheiligt durch den Segen des Priesters und durch den Glauben des Volkes.

Unter der Menge kniete auch das Weib des Meisters Gied. Sie war vielleicht die einzige wahrhaft Andächtige unter Allen. Sie verrichtete ihr Dankgebet für die Rettung vom jähen Tode. Nicht für ihr eigenes, für ihres Kindes Leben dankte sie so heiß. Dabei war ihr angst und bang. Es war ihr, als dürfe sie sich nicht erheben von ihren Knien, bevor sie ein Großes erbeten habe. Und sie wußte nicht, was. Sie blickte in die Richtung des Schirnthales hin, ob doch nicht etwa eine schwere Wetterwolke lag über ihrem Hause. Der Himmel war heute klar und rein, aber die Beklommenheit ihres Herzens wurde immer schwerer. Sie hob ihr Auge zum Kreuzbilde auf und erschrak. Vom Mittelpunkte des Kreuzes, dort, wo des Heilands Haupt geruht hatte, ging ein blendender Glanz aus. — — Es war nicht blos die innere Erscheinung eines gläubigen Gemüthes, es war Wirk-

lichkeit. Gerade hinter dem Kreuzbilde stand die Sonne, deren Stern in diesem Augenblicke durch das Holz verdeckt war, deren Strahlen also vom Stamme auszugehen schienen. Des Kreuzes Schatten lag über der Brust und über dem Angesichte unserer armen Beterin. . . . .

Schon ruhte dieser Schatten gedehnt über die Höhe hin, und die Leute hatten die Kreuze verlassen und sich den Freuden des Volksfestes zugewendet, welche weiter unten in Gesang und Musik erschallten, als die Martha noch immer auf der Anhöhe kniete. Wie, daß sie heute trotz des innigsten Gebetes nicht beruhigt werden konnte? — Lag denn eine schwere Sünde im Hinterhalte? —

Die Welt lieben! hieß es in der heutigen Bergpredigt. Das ließen sich die Leute nicht zweimal sagen. Gott zu Ehr' lustig sein! das ist ja doch auch ein Verdienst. Der Berg, dessen oberste Kuppe die Lahmerhöhe ist, zählt viele geeignete Plätze. Da die Niederung mit dem glatten Grasboden zum Tanzen, nebenhin der weite Raum für Krämerbuden, Lebzeltenstände und allerlei Volksspiele, an der Felswand etliche Höhlen, die als Keller und Trinkstuben eingerichtet waren. Darunter die Bläser, Trommler und Zitherspieler. Das Volk bunt durcheinander, und dieselben Kehlen, welche oben die ergreifende Weise des „Kreuzliedes" gesungen hatten, verfügten auch über andere Stimmungen:

„Und walfahrt'n bin ih gongan
Heundigs Togs, zeitli frua,
Ka Kirchn hon ih gfundn,
Oba Wirtshäusa gnua!"

„Ih ken' scha Dein Brauch,
Und woaß, wo ma Di find't:
In Wirthshaus ganz vor
Und in da Kirch'n ganz hint!"

„Mei Voda hot gsogt:
I vatrinkad schon Alls!
Jo, gehn dan meini Schuach und Strümpf
Owi dan Hols?"

„Hon an Branntwein hiaz trunkn,
Bin a weni bezecht,
Und ih lochad dazua,
Wan mi 's Mensch neama möcht!"

„Bin a frischa Wildschütz,
Und ih woaß ma zwee Ständ:
Dan Dirndl ihr'n Fenster
Und dan Gamsl in Gwänd!"

Der Pfarrer trank auch ein paar Gläschen und freute sich mit den Fröhlichen. Als aber das Gelage immer toller wurde und die Lieder immer ausgelassener, da machte er sich auf den Heimweg. Er weist ihnen einmal in der Woche des Herrn Wege, ob sie dieselben wandeln wollen oder nicht, das ist ihre Sache.

Beim „Waldherrn" auf der Bank.

Endlich denkt die Martha an den Heimgang.

Still schleicht sie zwischen den Leuten thalwärts, setzt sich dann unter der Felswand in eine abseitige Nische, um eine kleine Erfrischung zu sich zu nehmen. Sie ist erschöpft, es zittern ihr die Glieder. Sie fühlt, als wären seit der Geburt des Kindes alle Kräfte ihres Körpers zurückgekehrt in's Herz, um dort in der heißen Liebe zu verbrennen.

Jetzt trat ein kleiner, behender Mann in Jägertracht zu ihr. Er schien sie schon früher beobachtet zu haben. „Warum denn so einschichtig?" fragte er. Sie grüßte ihn höflich, denn es war der Waldaufseher und oberste Forstbeamte aus

Breitenham, von den Holzleuten auch der „Waldherr“ genannt. Er hatte vom Gutsherrn Macht, die Waldarbeiten zu vergeben und von ihm konnte der Gied Vortheil ziehen. Der „Waldherr“ hatte öfter im Hause des Gied zugesprochen und sich als ein recht freundlicher Mann erwiesen.

Nun schielte er die Martha schmunzelnd an und setzte sich in reitender Stellung auf die Bank, auf welcher sie saß und mit einer Semmel ihr Gläschen Wein austunkte.

„Na,“ meinte er dann, „es ist ja gar nicht zu verwundern, wenn Dir die Lustigkeit nicht recht viel von Herzen geht.“

„Warum?“ fragte sie, „möcht' wissen, wesweg' ich nicht lustig sein sollt'?“

„Und zuweg bist Du es denn nicht?“

„Wer kann's wissen, daß ich's nicht bin? Bei mir liegt's zu tief, als daß ich's so kunnt ausschreien, wie Andere.“

„Geh', mach' mir nichts weiß, Martha, ich bin kein heuriger Has. Du solltest nicht geheiratet haben.“

Sie sah ihn groß an. — Was nimmt sich nur der Waldherr heute heraus?

„Glaub's ja,“ fuhr er fort, „daß Du soweit recht zufrieden bist mit Deinem Mann. Wenn ich's nur auch wär'!“

„Hat der Gied schlecht gearbeitet?“ fragte sie.

„Darüber gar keine Klag', und 'leicht kann ich ihm schon nächst' Wochen wieder eine Holzarbeit zuschanzen, daß er wieder einen Erwerb hat. Aber ein gutes Wort mußt für ihn einlegen.“

„Ich? bei wem denn?“

Der Waldherr ritt ihr näher, streckte den langen, hageren Hals aus und schmunzelte: „Nun eben beim Waldherrn. Der laßt sich von so einem sauberen Weibsbild leicht überreden.“

„Ist der Herr halt so gut," sagte sie, „und daß mein Mann wieder eine Arbeit —"

„Na, na, so nicht, so. Ihr Weiber redet am besten, wenn Ihr still seid, und so versiegelt man Euch bei Zeiten den Mund."

Sein Arm lag auf ihrer Achsel, er wollte sie küssen.

„So?!" rief sie und stand auf. „Jetzt, das ist mir genug!"

„Mir nicht," flüsterte er, „und ich rathe Dir in Freundschaft, Martha, daß Du Dich heute von mir durch die Wälder begleiten laßt. 's ist unsicher und ich denk', daß Du's ungern siehst, wenn der Gied eingesperrt wird."

Sie schrak zusammen, sie wollte ein Wort der Entrüstung schleudern gegen diesen Mann, auf dessen zuckendem Gesichte Hohn und Begierde zugleich lag; aber bevor sie noch der Stimme mächtig wurde, raunte er ihr zu: „Der Gied ist ein Wildschütz!"

Nun hat die Martha keinen Schrei mehr versucht. Unbeweglich saß sie auf der Bank und starrte auf das Flechtengewebe zu ihren Füßen. Jetzt sah sie auf einmal Alles klar — ihr Mann ein Wilddieb.

In Mitleid langte der Waldherr nach ihrer Hand: „Ich und mein Forstjunge, sonst weiß es Niemand und soll's auch Niemand wissen. Der Gied bekommt Arbeit; ich übergebe ihm den Oberschlagwald, da seid Ihr auf Jahre hinaus versorgt. Und jetzt komm', Martha; der Wein ist bezahlt."

Sie sprang auf, eilte hinweg und verlor sich im Gedränge. Der „Waldherr" sah ihr ruhig nach, ritt eine Weile noch auf seiner Bank und murmelte: „Jetzt lauft sie zu ihrem Manne; da muß ich sorgen, daß er nicht entwischt. Und dann —"

Die arme Martha lief, was sie laufen konnte, ihrem Hause zu. Sie mußte ihn fragen, ob es wahr sei, was sie von ihm gehört, und gleichzeitig ihn beschwören, daß er nein sage. Und sie wußte es doch, es konnte nicht anders sein, und sie sagte sich anderseits wieder, es könne nicht so sein; ein so guter, heiterer, herzensinniger Mensch, wie der Gied, könne kein Verbrecher sein. — Selbst wie ein gehetztes Wild, das aber nicht den Jäger, sondern nur den Wildschützen fürchtet, so floh sie durch die Wälder, und der lange Sommertag begann schon zu dämmern, als sie in's Schirnthal kam. Sie sah das Haus und war auf Vieles gefaßt. Und doch nicht auf das Eine, was sie erwartete.

Der Schütz auf der Pürsch.

Dem Erzähler ist Alles möglich und Vieles erlaubt. So faßt er am Abende dieses Sonnenwendtages die Sonne, wie sie eben hinter den fernen Zacken der Alpen niedertauchen will, und schleudert sie zurück gegen den Zenith, daß es wieder Mittag ist — die Zeit, in welcher die Martha das Haus verließ, um zum Kreuzfeste auf die Lahmerhöhe zu gehen.

Als sie fort war, und auch dem Blicke vom Fenster aus verschwunden, da athmete der Gied auf. Hatte er es denn nicht lieb, sein junges, herziges Weib? — Eben, weil er es lieb hat, so gar über Alles lieb hat auf dieser Welt, eben deshalb athmet er jetzt auf. Denn was er sinnt und plant und an diesem Nachmittage wieder ausführen wird, das geschieht ihr zu Lieb'; und wenn er's heimlich thut und es verhüllt mit allem Truge der Welt — so geschieht es ihr zu Lieb'. Sie will das Leben und sie will einen braven Mann —

beides soll sie haben. Aber beides kann der arme Holzarbeiter zu dieser Zeit nicht geben.

So geht er oftmals heimlich mit der Büchse in den Wald und kommt dann mit einem todten Rehe heim, das er „beim Jäger wohlfeil erstanden hat".

Auch heute ist wieder ein günstiger Tag. Die Jagdgehilfen und Försterjungen sind allfort gern dort dabei, wo es lustig zugeht. So sind sie heute beim Volksfeste auf der Lahmerhöh'. Der Wald ist menschenleer — oben bei den fünf Lärchen grasen die Thiere.

Aber — der Gied blickte auf das schlummernde Kind. Wer wird einstweilen da sein und es wiegen, wenn es schreit, und es tränken, wenn es dürstet? — Was thut's, wenn es schreit, das kräftigt die Brust. Warum soll es nicht einmal ein bischen dürsten? wird ihm dann die Ziegenmilch um so besser schmecken. — Das Haus wird gut verschlossen, daß Du mir nicht davonlaufen kannst, kleine Emma. Also was meinst?

Er saß an der Wiege und lehnte sich an die Wand und betrachtete das herzige Köpfchen und schmiedete Ränke. — Wenn ihr Weiber den Gied gesehen hättet in diesem Augenblicke, da der Engel und der Teufel stritten um sein Herz: er war schön. Ein dunkler Schatten ging über sein männliches Gesicht; in den Augen brannte nicht allein die Flamme der Opferfreudigkeit und Sorgfalt für die Familie, sondern auch die Leidenschaft des Schützen. Aber Eins war in ihm, das ganz still und bescheiden fragte, ob er's denn über's Herz bringen könne, sein Kind im öden Waldhause allein zu lassen?

Er hörte die Stimme und antwortete ihr endlich: Nein, ich kann es nicht. Aber ich bleib' auch nicht daheim. Ich geh' in den Wald, und das Kind nehme ich mit. — Es ist ja

doch nur ein kleiner Spaziergang bis hinauf zu den fünf Lärchen. Dort setzt er sich auf das sonnige Moos; die Kleine ist ruhig und thut oft halbe Tage lang keinen Laut. Er braucht den Thieren gar nicht nachzulaufen — sie kommen selber auf den Anstand.

Er holte das Schußgewehr von der Oberkammer und stieß den Schaft in den Fußboden. Darüber erwachte das Kind und blickte gar befremdet umher, als wollte es fragen: Wozu habt Ihr mich geweckt?

Wie oft hat der Gied später diesen fragenden Blick gesehen! —

Nun das Kind wach war, beugte er sich über dasselbe hin und sagte: „Gehen wir Haserl schießen?"

Es ist kein Zeichen geschehen an dem jungen Wesen, das für eine Bejahung oder Verneinung hätte gehalten werden können. Wer innerlich mit sich selbst nicht im Reinen ist, der möge niemals ein Orakel fragen — es folgt ihm nicht, oder es betrügt ihn, oder es schweigt.

Der Gied hob sein Kind aus dem Bettchen und wickelte es schlecht und recht in die Windeln. Dann zerlegte er sein Gewehr in Theile, verbarg diese in seinem weiten Lodenrock, steckte ein Ledertäschchen mit Pulver und Blei zu sich, nahm hierauf das Kleine in den Arm und verließ das Haus.

Der wunderlichste Wildschütz, der je durch die Wälder geschlichen ist.

Schon als er an dem vom Blitze gespaltenen Baum vorüberging, hörte er von der Lahmerhöhe her das Knallen der Böller, und als er zwischen den dünnzerstreuten, graubärtigen Fichtenzwergen hinaufschritt, klang auch mancher Ton der Musik herüber vom Volksfeste, dessen sich die Leute der ganzen Gegend dort drüben freuten.

— Sie mögen trinken und tanzen, sie mögen die kräftigste Predigt hören — 's ist Alles miteinander kein Vergleich zu der Lust, die der Mann mit der Büchse empfindet. Das Kind lugt zwischen der Kopfhülle hervor mit hellen Aeuglein in den lichten Tag hinaus. Es versteht sich schon auf das Angenehme einer Waldwanderung, ist heute nicht das erstemal, daß es herumgetragen wird.

Sie kommen über eine glatte, grüne Blöße, auf welcher manche Hummel summt, mancher Schmetterling gaukelt. Der Gied läßt seine Augen nach links und rechts schießen, ob er etwa dort auf dem Haidegeländ, oder dort zwischen den Dickichtgruppen des jungen Anwuchses irgend „Etwas" wahrnehme.

Wo die Blöße aufhört und der junge dichte Wald beginnt, stehen die fünf Lärchen, die in der weiten Umgebung zu sehen sind und wie ein Dom mit hellgrünen Kuppeln hochaufragen über dem dunkeln Grunde des Dickichts.

In ihrem Schatten, und geborgen zwischen den Stämmen, läßt sich der Gied mit dem Kinde auf dem Rasen nieder, aber nicht um zu ruhen, sondern um zu lauern. Und bald hört er dort ein Knistern, sieht hier und da was zucken im Gebäume. Jäger und Wilderer hören und sehen, was andere Leute nicht hören und sehen. — Dem Gied wird ganz heiß und fieberhaft. Leise, aber rasch steckt er sein Gewehr zusammen, macht es bereit und huscht in das dichte Getanne. Er windet sich hin und her und lugt nach einem günstigen Stand. Nun hat er einen, von dem aus er den Waldrand einerseits und das Haidegeländ andererseits beherrscht. — Das Gewehr ist in guter Lage. Nun wartet er.

Bald wagt sich ein Rehbock aus dem Dickicht hervor, schaut sich ein bischen um auf der Blöße, springt aber rasch

wieder in's Gestrüpp. — Der Gieb zittert vor Begier. So sehr hatte ihn die Lust noch nie überkommen, als heute, er mußte sich zu beherrschen suchen, sonst konnte nicht gutgestanden werden für einen Treffschuß.

Jetzt kommt das Rehböcklein noch einmal hervor und hebt sein kluges Haupt und horcht und schnuppert. — Es ist nicht ganz geheuer in den Lüften. Doch war es nur das halbverlorene Schallen der Festmusik, die von der Lahmerhöhe herüberwehte. Soweit nichts Gefährliches. Es trabte gelassen über das Grüne hin, und nun kam auch eine Rehgais mit zwei flinken Kitzen hervor und die Alten huben an zu grasen.

Mehrere Ziele auf der Weid' und nur ein Schuß im Rohre! Das ist der größte Conflict im Schützenleben.

Die Rehe ziehen sich allmählich gegen die fünf Lärchen hin, das Bleirohr im Dickicht folgt eben so allmählich ihrer Richtung. Sie werden endlich ganz sorglos und heben miteinander an zu scherzen. Sie lecken sich und Eins legt das Haupt auf den Rücken des Andern — sie haben sich lieb. Da kracht der Schuß. Der Bock macht einen hohen Sprung — läuft ein paar Schritte, dann knicken seine Vorderfüße ein und er stürzt zusammen.

Die Andern sind in's Dickicht gefahren.

Der blaue Rauch weht in das Gewipfel auf; der Gieb eilt hervor. „So, Bürschel!" sagt er zum todten Rehbock, „jetzt geh'n mir mit einander!" und schleppt ihn über den Rasen hin in's Dickicht.

Das Thier zuckt noch mit den Füßen, mit den Ohren und starrt den Mann mit brechendem Auge an.

„Es thut mir leid," sagte der Gieb, „aber jetzt kann ich dir nichts mehr zu Gute thun, als das!" und versetzte ihm den Gnadenstoß.

Nun war die Sorge, wie das Thier am besten und sicherſten nach Hauſe zu befördern wäre — da fiel ihm das Kind ein. — Wo war's denn? — Das mußte noch unter den fünf Lärchen liegen.

„Verdammt!" murmelte er, „wenn das die Martha wüßt'!" und eilte nicht ohne Aufregung der Stelle zu, wo er ſich früher mit dem Kinde niedergelaſſen hatte. — Und als er es auf dem Raſen liegend fand, und wie es eben mit ſeinen kleinen Augenſternen einen weißen Falter verfolgte, der über ihm tanzte, da ſagte der Gied: „Nu ſchau, das hab' ich ja gewußt, daß Du brav biſt. — Haben jetzund einen ſaggriſchen Kerl kriegt!"

Er nahm das Kind und trug es zur Beute in das Dickicht, um dort bequem aufzuladen — Eins hinten und Eins vorn.

Noch war er bei dieſer Arbeit, als Männerſtimmen laut wurden. Der Gied hielt erſchrocken inne und ſah durch das Geſtrüpp, wie über die Blöße zwei Jägerburſchen heraufſchritten.

„Ich ſagte es ja," ſprach der Eine, „heut', wo der Leutzuſammenlauf iſt, geht's im Wald nicht ſicher." Er blickte prüfend um ſich: „Da herum muß der Schuß gefallen ſein."

„Nach meinem Dafürhalten," verſetzte der Andere, „iſt es weiter oben geweſen."

Der Erſte blieb ſtehen: „Riechſt Du nichts?"

„Nein."

„Aber ich rieche Pulver."

„Nachher muß ſchon da herum geſchoſſen worden ſein."

„Anton," ſagte der Erſte, „ich glaube, wir nehmen die Stutzen in die Hand; man kann nicht wiſſen."

Als der Gied im Dickicht das hörte, langte er sofort nach seinem Gewehr, um es zu laden. Doch mußte er einhalten, durfte nicht das mindeste Geräusch hören lassen, die Männer kamen ganz in seine Nähe. Das Kind lag im Moose, es zog das Köpfchen etwas unruhig hin und her. Dem Gied stockte der Athem. Krampfhaft faltete er die Hände und hauchte der Kleinen zu: „Emma! um Leben und Sterben Willen, jetzt halte Dich still!“ —

Aber das Kind mochte die Lage so ungewöhnlich und unheimlich finden — es war ihm nicht wohl zu Muthe, es regte und wendete sich und verzog sein Gesichtchen. Der Gied nahm es auf seinen Arm und wiegte es leicht und starrte angstvoll in das kleine, schuldlose Antlitz, dessen mindester Laut nun an ihm zum Verräther, an Vater und Mutter zum Unglück werden mußte.

Kaum zehn Schritte vom Versteck, auf dem Anger standen die beiden Waidmänner wieder still.

„Schau her, Anton, da ist der Rasen blutig.“

„Dann haben wir's.“

„'leicht steckt er im Dickicht d'rin.“

„Meinst?“ sagte der Andere, „ich glaube nicht, daß er auf uns wird gewartet' haben. Der ist sicher in den Wildgraben hinabgefahren.“

„Es kommt d'rauf an. Gehen wir den Blutspuren nach.“

Der Gied preßte das immer unruhiger werdende Kind an seine Brust. Die todten Augen des Rehbocks starrten den Vater an, der so sehr sein Kind herzte. Dieses wollte schon zu schluchzen anheben, aber fest, so fest drückte der Mann das Köpfchen an's wildpochende Herz, daß es still war.

„Das Blut ist noch ganz frisch und warm,“ sagte einer der Jäger und beschaute den Boden.

„Jetzt zu Sonnenwenden Wildpret schießen!“ rief der Andere, „Du freu' Dich, wenn wir Dich kriegen! Lump, verfluchter!“

„Die Spur weist gegen die fünf Lärchen hin.“

„Ich sag' immer, er ist über den Heiderkogel in den Wildgraben hinab — wenn er gescheit ist gewesen.“

„Werden ja sehen.“

Sie schritten, den Blutspuren folgend, gegen die Lärchen hin.

„Da hört's auf. Da hat der Schurk' die Wunde verstopft.“

„Hier im Moos ist ein Fuß eingedrückt.“

„Weist aufwärts gegen den Heiderkogel. Allomarsch voran!“

Sie gingen davon — der Gieb war gerettet.

Mit einem tiefen Athemzug ließ er endlich die krampfhaft gekrümmten Arme sinken. Das Kind glitt von seiner Brust; einen dankbaren Kuß drückte er auf die kleinen Lippen. Diese waren kühl. Regungslos lag das Kind da, sein Gesichtchen war dunkelblau angelaufen.

„Was? Emma! was?“ Der Mann riß das Kleine empor, „hast Dich verfangen? — Keinen Athem? — Alle Heiligen! Was ist das? — Todt! —“

Todt. Erstickt.

Die Mutter frägt nach dem Kinde.

Der Rehbock blieb liegen beim Schußgewehr im Moose des Dickichts. Der Wildschütz taumelte mit einer anderen Beute thalwärts, dem Hause zu.

Gegen Abend schon war's. Unweit von der zerrissenen Fichte begegnete dem Gieb einer der beiden Jäger, welche oben bei den fünf Lärchen nach ihm gefahndet hatten.

„Was tragst denn da eingewickelt?" fragte dieser den Gieb scharf.

„Das geht Dich nichts an!" versetzte der Holzer.

„Das wollen wir sehen, ob's mich nichts angeht! Da oben ist geschossen worden. Auf der Stell' will ich wissen, was Du im Pack hast."

„So!" lachte der Gieb bitter, „meinst etwan, daß ich der Wilddieb bin? Wie schlau!"

„Ich bin jetzt zu keinem Spaß aufgelegt!"

„Ich auch nicht."

„Ich rath' Dir gut, Holzer, zeig', was Du tragst!"

„Ich rath' Dir noch besser: laß mich in Ruh'!"

„Du bist mir lang' schon ein verdächtiger Kerl gewest! Jetzt hab' ich Dich."

Der Jäger stürzte sich auf den Gieb, es entstand ein Handgemenge zwischen den beiden Männern, welches jedoch plötzlich wieder ein Ende nahm. Der Jäger hatte das Tuch von der kleinen Leiche gerissen. — Er fuhr zurück.

„Weißt Du's jetzt?" fragte der Gieb mit todtenblassem Gesicht.

„Wenn es so ausschaut," stotterte der Andere, „nachher ist's was Anderes."

Und verlor sich.

Als der Gieb zum Hause kam, sah er, daß sein Weib noch nicht zurückgekehrt war. Er öffnete die Thür mit dem Holzschlüssel und trug das todte, erstarrende Kind in die Stube, wo er es auf die Wiege legte. Dann ging er wieder vor das Haus und setzte sich auf die Bank und — weinte. —

Lange saß er so da und preßte die Hände in das Gesicht. Als er endlich Schritte hörte, schrak er zusammen.

Es kam sein Weib. Sie schritt ganz nahe zu ihm heran und blieb vor ihm stehen. Sie hatte sich vorgenommen, seine Unredlichkeit mit bitteren Vorwürfen zu rügen. Nun er so armselig und betrübt dasaß — der geliebte Mann, dessen Freud' und Leid sie tragen helfen wollte zu aller Zeit, dem zu Lieb' sie heute die Existenz des ganzen Hauses auf das Spiel gesetzt hatte, sowie vielleicht auch er nur ihr und ihrem Kinde zu Lieb' den bösen Weg des Wilderers eingeschlagen hatte — da brach ihr das Herz. Sie sank auf's Knie vor ihrem Manne, und legte die Hand auf seine Achsel und sagte mit milder Stimme: „Vor meinen Augen bist nicht schlecht, mein Aegydi, ich verzeih' Dir's!"

„Weißt es schon?" rief er und sprang auf.

„Von fremden Leuten hab' ich's erfahren müssen, was Du mir hast angethan und verschwiegen, von fremden Leuten, Gied! Ich weiß nicht, was jetzt werden wird. Ich will Alles mit Dir tragen, will gern Hunger leiden und betteln von Thür zu Thür. Nur laß' es sein! mein liebster Mann, geh' nicht mehr in den Wald, laß' das Wildern sein! Denk' an unser Kind, an das Einzige, was wir haben, dem wir nichts geben und hinterlassen können, als den ehrlichen Namen."

„— Sie weiß es noch nicht," murmelte er und sank wieder auf die Bank zurück.

„Und wenn sie jetzt kommen und Dich wollen fortführen, Gied, sei nicht verzagt, schau, Du bist ein rechter Mann, und ich will die Folgen von dem, was Du ja doch nur Deiner Familie wegen gethan hast, tragen ohne Klag'. Die harte Zeit geht vorbei und Du wirst wieder gerecht-

fertigt sein. Wir werden Arbeit haben und noch Freuden erleben. — Geh', sei munter, mein lieber Bursch', komm', und sag' mir, was die kleine Emma macht."

„Bleib', bleib' noch!" sagte er tonlos und erfaßte ihren Arm. „Setz' Dich erst ein wenig zu mir da auf die Bank, weißt, weil, weil der Abend so viel angenehm ist."

„Schläft sie?"

„Denk' wohl, Martha. — Thu' mir's zu Lieb', daß Du noch dableibst." Hastig, mit stoßendem Athem sind diese Worte gesprochen. Sie setzt sich auf die Bank, an seine Seite. — Ihm zu Lieb'! — Wie könnte sie da was abschlagen.

Sie begann wieder zu fragen, wie die Kindswartung ausgefallen sei, er hörte es nicht.

„Das ist jählings kommen, Martha, gelt?" sagte er, „wie der Blitz vom Himmel fährt. — Ich wollt', ich wär' auch bei Euch gesessen vor etlichen Tagen dort unter dem Fichtenbaum, und hätten gewartet alle Drei auf den Donnerschlag — es wäre besser gewesen."

„So mußt nicht reden, Gieb."

„Es wäre besser gewesen, sag' ich Dir!"

„Jetzt auf einmal bist wie verzweifelt," sagte sie, „hast es denn nie bedacht, daß es aufkommen kann und aufkommen muß? Jetzt ist's nicht mehr zu ändern, jetzt mußt es ertragen."

„Ich wollt's tragen!" rief er aus und rang die Hände, „ich hab' mein Lebtag keine gute Stund' mehr und will auch keine mehr suchen. Nur Deinetweg, Deinetweg, Martha!"

„Meinetwegen allein?"

„Sonst ist Niemand mehr ...."

Jetzt kam plötzlich eine ganz besondere Unruhe über das Weib. Sie erhob sich, sah ihm scharf in's Gesicht und eilte dann in das Haus.

Er blieb sitzen und schloß die Augen. Da hörte er aus der Stube schon ihren gellenden Schrei.

Das Gericht.

In der Stube des Waldhauses war es dunkel. Zu den kleinen Fenstern strahlte noch Abendroth herein und fiel auf das junge, leblose Wesen in der Wiege, als wollte es die so früh verblaßten Wangen wieder färben.

Martha kniete vor der Wiege und stöhnte laut. Der Gied stand im finsterſten Winkel. Er hatte dem Weibe eben Alles mitgetheilt, wie es gekommen war.

Sie hatte es gehört, und jetzt schrie sie auf: „Sein eigenes Kind erwürgt!"

Da trat er zwei Schritte zu ihr heran, faltete die Hände und sagte mit bebender Stimme: „Jesus, Maria! Weib, wenn Du so redest! Ich geh' zu Grund."

„Ein Elender kauft sich von der verdienten Strafe los mit dem Leben seines Kindes!" schrie sie, „aber nicht ein Vater."

„Ja, wenn's mit Willen wär' geschehen, dann könntest so reden. Du weißt, wie ich's hab' lieb gehabt."

„Du weißt nicht, was es heißt, ein Kind gebären und ein Kind verlieren. Hättest Du nur den Schatten von einer Mutterlieb' in Dir, keine Begier und keine Angst wär' Dir so groß gewesen, daß Du auch nur einen Augenblick auf das Kind hättest können vergessen. — Wie habe ich mein Leben und meine Seligkeit auf Dich gebaut! und Du schlenderst

voll Leichtfertigkeit in den Weiten herum und verscherzest den guten Ruf Deiner Familie, und verspielst das Kind. — Jetzt ist's aus mit uns. Gied! Jetzt thu' mir noch Eins zu lieb: dort liegt das Messer, stoß' mir's in's Herz!"

Er sprang zum Tisch, erraffte das spitze Brotmesser. „Mir selber thu' ich's!" und stemmte es an die Wand, um sich darein zu stürzen.

Sie riß ihn zurück. In demselben Augenblicke traten drei bewaffnete Männer herein zur Stube und fragten barsch, ob der Holzer Gied zu Hause wäre.

Dieser trat vor sie hin und sagte: „Da bin ich."

„Du bist verhaftet und gehst mit uns."

Er hielt ihnen die Arme kreuzweise hin, welche sie mit einem Eisenband aneinanderschlossen.

Noch ein Blick auf die Wiege, noch ein leiser, halberstickter Ruf: „Martha!"

Sie sah ihn nicht mehr an. Die Männer drängten. Mit einem schweren Seufzer verließ der Gied das Haus. Ein Verbrecher, vom eigenen Gewissen gefoltert, vom eigenen Weibe verflucht — so wankte er zwischen den Schergen dahin.

— — — — — — — — — — — — — — —

Das Kind verloren, den Gatten verloren in einer einzigen Stunde. Im öden, finsteren Waldhause mutterseelenallein.

Wie diesem Weibe um's Herz sein mußte! Was aber war von Allem, Allem ihre größte Pein? — Die schwere, unversöhnliche Verdammung, die sie ihm zugeschleudert hatte zur Stunde seines größten Elendes. Sie weiß es gut genug, wie sehr er sein Kind geliebt hatte, wie unmöglich ihm die Absicht, dieses Kind zu tödten, zugeschrieben werden konnte,

wie unsagbar qualvoll ihn Vaterherz und Gewissen nun foltern mußten. Und da er die Hände erhoben hatte zu seinem Weibe, flehend unter heißen Thränen, daß sie ihm verzeihe, daß sie ihn nicht verlasse in diesem größten Unglücke, das je auf einen Menschen niederbrechen kann — da hat sie ihn verstoßen.

Zum Fenster hinaus fiel ihr suchender Blick. Da sah sie dort oben am Bergesrand in der letzten Abendhelle des Himmels die drei Kreuze stehen.

Mögen wir durch die Erinnerung Dessen, der unschuldig am Kreuze litt, in den Widerwärtigkeiten dieses Lebens Trost und Stärke finden! — Das Kreuz breitet jetzt seine Arme aus, um uns zu umfangen. — Lieben wir die Menschen, die gleich uns ringen und leiden; richten wir uns gegenseitig auf.

Diese Worte des Predigers wurden lebendig in dem Gemüthe des Weibes — wie ein scheinbar todtes Samenkorn lebendig wird im durchfurchten Erdreiche. Und herzerschütternd wiederhallte in ihr der Ruf: „Martha!" den der Gied ausgestoßen hatte, als sie ihn davon führten. — Es war ihr Mann, ihr einziger, geliebter Mann gewesen!

Sie lief aus dem Hause und eilte den Männern nach, dem Gied verzeihend und um Verzeihung bittend an die Brust zu sinken.

Aber die Schergen mit ihrem Opfer waren nicht mehr einzuholen. Martha irrte wie verloren in der nächtigen Gegend umher.

Und nach zwei Tagen, als das Kind begraben war, fand sie sich beim Gerichte ein und verlangte, daß man sie zu ihrem Gatten in's Gefängniß schließe. Sie sei die Ursache, daß er Wilderer geworden; die Vorsorge für Weib und Kind

habe ihn verleitet. Sie sei auch die Ursache an dem Unglücke mit dem Kind. Sie habe die Mutterpflicht vernachlässigt, da sie das Haus verließ; das Kind gehöre der Mutter zu, und nicht dem Manne, dem jene Sorgfalt, deren ein junges Wesen bedürfe, nicht angeboren sei, dessen Obliegenheit es sei, das tägliche Brot zu schaffen. So stehe die Sache und sie wolle nun die Strafe haben.

Darauf war einiges Hin- und Widerschreiben bei Gerichte; endlich kam ein Bescheid vom Gutsherrn sowohl an das Gericht, als auch an das Forstamt. Von seiner Seite aus sei der Holzer Gied auf freien Fuß zu setzen, über diesen Wildfrevler habe der Himmel gerichtet. Nach dem, wie ihm der Mann geschildert worden und was vorgefallen, sei er überzeugt, daß derselbe von nun ab das Wildern lassen werde. Damit auch der äußere Anlaß dazu entfalle, so seien ihm die Arbeiten im Oberschlagwalde zu übergeben.

Das Gericht war nicht einverstanden. Aber heute ist's vorbei und der Gied und die Martha leben im Schirnthale fort und arbeiten und sind Eins für's Andere. Von jenem Sonnenwendtage spricht Keines mehr ein Wort; doch gewiß ist auch, daß sie ihn nicht vergessen haben. — Auf dem Berge stehen die drei hohen Kreuze — bei unseren armen Menschen im Thale aber will sich die Dreizahl nicht mehr finden.

Sie tragen es mit Ergebung.

§

Der liebe Gott zieht durch den Wald.

„Der liebe Gott geht durch den Wald!“ — so singt ein altes Lied, aber eine alte Erfahrung zeigt, daß er im Walde nicht Jedem begegnet. Die Rehe und Hirsche vielleicht sehen ihn, fürchten ihn aber nicht — er geht ohne Büchse um. Der Pecher-Lenz, im Walde geboren und den Wald seit vierzig Jahren durchstreichend, ist, wie er meint, dem lieben himmlischen Waldgänger noch nicht ein einzigesmal begegnet, wohl aber Manchem, vor dem er fluchend ausgerufen: „Das ist des Teufels!“ oder: „Hol's der Teufel!“ Und doch! Auch der Lenz hat's erfahren: „Der liebe Gott geht durch den Wald.“

Sein — des Pechers — Haus steht tief im Walde; Alles um dasselbe strebt in wilden Büschen und hohen Stämmen himmelwärts, und auf den Wipfeln klingt die Luft — nur das Haus kriecht auf dem Sande, und seine Kammern sind düster. Bis in's dreißigste Jahr war der Lenz ein armer Pechersbursche gewesen; dann nahm er sich ein Weib und war nun der arme Pechersmann geheißen. So groß war der Unterschied.

Seinem Vater ist's nicht viel besser ergangen. Der ist Waldhüter gewesen, aber von dem hochgelobten Walde war nur das Bitterste sein eigen — das Pech (Harz). Doch ließ

ſich's dabei leben; die Pecher, wohlgemerkt die ledigen, pfeifen beim Baumſchaben heitere Liedchen, und die Terpentiner haben mitunter ſo ſchlecht nicht gezahlt. Das Handwerk ernährt ſeinen Mann — aber nur den Mann, nicht etwa auch noch Frau und Kinder.

„Bei Euch in der Waldhütte ſollte der Cölibat ſein," ſagte einſt ein fremder Jäger zum Pecher-Lenz.

„Was iſt denn das für ein Ding?" fragte der Lenz; „iſt's was zum Eſſen oder zum Ankleiden?"

Als ſich der Fremde näher erklärte, wurde der Lenz faſt aufgebracht. Sein ganzes Glauben, Lieben und Hoffen geht auf Weib und Kind. Er ſelber iſt ſo viel als Bettelmann. Wenn er im Walde ein grünes Reis auf ſeinen Hut ſteckt — es iſt fremdes Gut. Die Hütte, in der er wohnt, ſteht auf dem Boden des Herrn Gallheim und iſt gebaut aus dem Holze des Herrn Gallheim. Nur Weib und Kind ſind ſein eigen. Gallheim iſt ein flinker Jäger und fröhlicher Lebemann, und ein kleiner Scherz mit der drallen, biederen Pecherin — warum nicht? Anderer Meinung iſt der Lenz; der hat dem Gutsherrn darüber etwas Grobes geſagt. Grobſein aber iſt nichts für einen armen Teufel; der muß allemal Süßwurzeln kauen, wenn er mit dem „gnädigen Herrn" ſpricht.

Nun, der Lenz hat eben gethan, wie er gethan hat — wie ich auch thäte, an ſeiner Stelle — und ſo iſt ihm eines Tages ein großer Brief in's Haus gekommen. Der Lenz kann nicht leſen, aber ſein Weib hat die unſelige Kunſt gelernt; er knittert mit Mühe das feine Zeug auseinander; das Blatt bleibt kleben an ſeinen harzigen Fingern: „Alte, geh', ſchau', was da drauf ſteht."

Da drauf ſtand Solches:

„An Lorenz Hackbretter im Kesselwald. Demselben diene zur Kenntniß, daß von nun ab forstwirthschaftlicher Rücksichten wegen das Pechschaben nicht mehr gestattet ist. Dawiderhandelnde verfallen der Strenge des Gesetzes.

Der Oberförster,
im Auftrage des Herrn von Gallheim, Gutsbesitzers."

So hatte das junge Weib gelesen.

„Nu?" sagte der Lenz, „und sonst nichts mehr? Der paar Worte wegen das sündhaft viele Papier?"

Er steckt die Hände in die Hosentaschen, ging in den Wald und brummte. „Nicht mehr gestattet! Forstwirthschaftlicher Rücksichten wegen, oder wie das Zeug heißt! Nun ja, die Sach' muß einen Namen haben! Allfort hab' ich Acht gegeben auf den Stamm; dieser schöne Wald, wie er heute dasteht, unter der Pechschabe ist er aufgewachsen. Und jetzt auf einmal ist's ein Verderben. Sakra, was heb' ich jetzt an!"

Gelernt hat er nichts. Wurzeln- und Kräutergraben ist noch das Einzige; aber wenn er des Abends heimkehrt von seinen gefährlichen Gängen und Klettereien in den Felswänden, ist er trotzig und launisch, und unwirsch stößt er sein Kind, das herzige Magdale, von sich, wenn es, wie sonst, zu ihm herankommt und in süßer Kindlichkeit fragt, was das Reh mache draußen im Walde.

Das Reh draußen im Walde? Das bringt den Lenz auf neue Gedanken. Und eines Tages nimmt er den alten Kugelstutzen aus dem modernden Schranke hervor, schleicht damit hinaus, stellt sich an und siehe, harmlos kommt ein prachtvoller Hirsch mit hohem Geweih herangeschritten. Der Mann fährt mit dem Gewehr zur Wange — da sieht er in den Schaft eingegraben das Herz, aus dem ein Kreuz wächst. Das ist das liebe, traute, alte Zeichen, welches sein

Vater so gern in Stab und Stiel seiner Werkzeuge eingegraben hatte.

Ein Kreuz — der Vater ist auch blutarm gewesen; ein Herz — er ist ehrlich geblieben. Das Gewehr entsinkt der Hand des Mannes, und der Hirsch läuft flink über die Matte hin.

Ein Herz und ein Kreuz! Er hat Weib und Kind und wird sie mit Kräuter- und Wurzelgraben in Gottes Namen ernähren.

Was geschah? Die Hirten thaten sich zusammen und verklagten den Wurzelstecher, daß er den Grasboden verwüste. So wurde ihm auch dieses untersagt, und er ging verloren in den Wäldern umher und wußte nicht, was beginnen.

Ihr fragt, ob ihm nicht doch der liebe Gott begegnet sei mit einem guten Gedanken? Was helfen gute Gedanken dem, der sie nicht ausführen kann! Wohl aber ein anderer Geist trat ihn bisweilen an, der flüsterte: Lenz, bist ein Mensch, hast ein Recht an die Welt; hast die Pflicht der Erhaltung gegen die Deinen, aber keine gegen Gallheim, keine gegen die reichen Bauernhöfe draußen, keine gegen den Wanderer, der durch den Wald zieht.

„Hinweg!" rief der Mann in solchen Augenblicken und schlug mit der Faust in die Luft hinein, „ein ehrlicher Mann will ich bleiben. Sakra, das will ich sehen, ob ich's nicht durchsetz'!"

Er war ein leidenschaftlicher Raucher; für all' seine Mühe und Arbeit war der persönliche Lohn stets ein behagliches Pfeifchen. Dieweil er nun keinen Tabak mehr kaufen konnte, beizte er Buchenblätter in Harz und wunderte sich schließlich, wie der Arbeitsmensch so viel Geld ausgebe für ein Ding, das er selber bereiten könne.

Magdale gedieh. Sie war nun sieben Jahre alt, war fleißig und brav, und als Weihnacht herankam, hoffte sie auf eine gütige Gabe vom Christkind. Vater und Mutter aber lächelten bitter. Das Christkind kommt nicht immer zu den braven, es kommt lieber zu den reichen Leuten.

Der Lenz hatte an dem Tage draußen beim Klausenwirth wohl eine Semmel und etliche Aepfel erstanden, um damit die Ehre des heiligen Christ zu retten. Aber auch ein Tannenbäumchen soll dazu sein, und Lichtlein dran. So war's früher stets gewesen, und so wurde es von dem geliebten Kindesherzen erwartet.

Der Lenz ist denselben Tag über wieder nicht daheim. Er streift im Walde herum. Der Boden ist steinhart gefroren, das Moos knistert unter den Füßen, die Aeste hängen, von Eisnadeln des Nebelfrostes belastet, tief herab. Der Lenz wandelt zwischen den ungezählten Bäumen des Waldes. Vor manchem jungen Tannenwipfelchen bleibt er stehen. „Es wäre schon das rechte," murmelt er, „aber — darf ich denn? — Ich dürfte freilich nicht, aber heute schickt mich das Christkind, das diesen Wald ja so reich und hoch hat wachsen lassen. Mein seliger Vater hat viel tausend Bäumlein gepflanzt und gehütet — so kann's doch nicht gefehlt sein, wenn ich mir ein einzig Stämmchen davon heimtrage für mein Magdale!"

Mit Hast fährt er nach seinem Taschenmesser, ein kräftiger Schnitt, und eine zarte Tannenkrone ist geknickt. In diesem Augenblicke gellt ein derber Fluch. Zwei Männer mit Jagdgewehren bewaffnet stehen vor dem Lenz: Gallheim und sein Förster.

„Haben wir Dich endlich, Du gottverdammter Waldfrevler!" rief der Förster. „Schon seit lange werden von

boshafter Hand in unseren Wäldern Bäume geknickt. Dieser Lump da thut's!"

„Ho ho," brummte der Lenz, „nicht noth, daß Ihr mich so anknurrt! Ich bin kein Lump, Ihr Herren!"

„Was denn?" sagte Gallheim.

„In böser Absicht hab' ich mein Lebtag kein Zweiglein vom Ast gebrochen."

„So? Und dieser Wipfel, der weder einen Spatenstiel, noch ein Stück Brennholz giebt?"

„Zu Gnaden, Herr — für's Kind daheim ein Christbäumel."

„Die Ausrede ist nicht übel," lachte Gallheim, „aber einen ertappten Dieb und Waldfrevler läßt man nicht laufen. Förster, nehmt mir den Lungerer fest; die sichere Kammer wird ihm über die Festtage wohl bekommen."

Der Lenz zerstampfte den Moosboden. „Schau, Du großer, gestrenger Herr," sagte er knirschend, „das Moos ist auch nicht mein eigen, und ich zertrete es doch. Klag' mich! Die Luft ist auch nicht mein eigen, und die ich ausathme, mußt Du vielleicht wieder einathmen — gnädiger Herr, Du armer Schelm!"

In seinem Herzen kochte Trotz und Wuth. Einerseits sah er's, er war ein Dieb; andererseits fühlte er's, es geschah ihm Unrecht. Kein bitteres Wort verlor er mehr. Finster grub er seinen Blick in den Boden und ließ sich fesseln und davonführen.

Und das Tannenbäumchen blieb liegen auf dem frosterstarrten Boden, und statt der lieblichen Christlichter glitzerten Eiskörner an den Zweigen.

Da hat sich an jenem Tage etwas zugetragen, das ganz so aussah, als hätte sich das Christkind für den armen Wäldler in's Mittel legen wollen; das liebe Christkind, welches den Reichen wohl glänzende Gaben bescheren mag, es sonst aber doch lieber mit den Armen hält.

Im Arrest hatten seit Langem schon die Spinnen ihre Webstühle aufgerichtet. An diesem Weihnachts-Abend nun wurden sie durch den Pecher-Lenz ein wenig gestört. Der Lenz zerriß sich seinen Bart vor Schmerz und Wuth. Er dachte an sein schutzloses Heim, in welchem ihn heute die Seinen vergeblich erwarten würden: das Weib in Furcht und Angst, in Verzweiflung; das Kind schluchzend, bis es einschläft — das ist ihre Weihnacht. Und er, der Lenz, der sich gehütet hat sein Leben lang, daß er ein ehrlicher Mann verbleibe, sitzt jetzt im Gefängniß, wo vor ihm der Räuber saß, wo nach ihm der Strolch sitzen wird. Das ist seine Weihnacht! —

Zornig ob des Waldfrevlers und befriedigt zugleich, denselben erwischt zu haben, kehrte Gallheim in sein Herrenhaus zurück. Dort aber war Wirrniß und Jammer.

Theobald, der zehnjährige Sohn des Herrn, war, wie gewöhnlich, am Nachmittage auf seinem Schimmel ausgeritten. Das Haus stammte aus dem sechzehnten Jahrhundert und besaß eine Waffenkammer, in welcher sich mancherlei Rüstzeug befand. Nun war es heute dem Knaben eingefallen, derlei vom Reitknechte glätten und putzen zu lassen, daß es glänzte, und an sich zu hängen. So war er mit Blechwams und Helm und Schwert ausgezogen. Ein junger Ritter, dachte er an die Turniere und an die Burgfräulein, die er begehren und erstreiten wollte — und das feurige Roß trabte hinaus in den finsteren Wald.

Die übliche Reitstunde ging vorüber — Theobald kehrte nicht zurück. Es begann zu schneien, es begann zu dämmern, — er kehrte nicht zurück. Als der Hauswart im Hofe die Laternen anzündete, rannte der Schimmel schnaubend und mit hochfliegender Mähne zum Thore herein. Aber auf dem Rosse saß kein Reiter.

Jetzt ging das Entsetzen an. Die Mutter fiel in Ohnmacht. Der Vater schoß planlos umher und war blaß wie die Mauer seines Hauses. Die Dienerschaft stob verwirrt durcheinander; das Gesinde jammerte über den „lieben, guten jungen gnädigen Herrn". Die Knechte sprengten auf Pferden zum Thore hinaus. Der Wächter läutete in seiner Kopflosigkeit die Sturmglocke.

Die Frau des Hauses war die Erste, welche wieder zur Besinnung kam. Sie eilte in den Schnee und in die Nacht hinaus; laut und hell rief sie ihr Kind, bis ihr die Stimme versagte. Durch Heide und Wald irrte sie, und wo ein Kreuzbild stand, da sank sie auf die Knie und rang die Hände.

Herr Gallheim hastete wie ein gehetztes Wild über Berg und Thal; das Reh und der Edelhirsch, nach denen er sonst so gierig sein Feuerrohr gerichtet, hätte er flehend anrufen mögen: „Habt ihr mein Kind nicht gesehen?" Die Thiere flohen erschreckt und lugten aus Verstecken hämisch auf ihn hin. In der Finsterniß stolperte Gallheim über ein gebrochens Bäumchen. Der Tannenwipfel war's, weswillen der Pecher Lenz im Gefängnisse lag. „Auch dieser Mann hat Weib und Kind!" so rief es in seinem Herzen. Er eilte weiter und stieß in sein Horn.

Die ganze Bewohnerschaft des Herrenhauses irrte im Walde. Der Pecher-Lenz war zu dieser Stunde fast der einzige Bewohner im großen Gebäude.

„Das ist eine arge Weihnacht!“ sagten die Suchenden zu einander. „Wir werden morgen einen traurigen Christtag haben!“ Und sie stießen in's Horn und lauschten; sie feuerten Schüsse ab und horchten vergebens auf ein Gegenzeichen. Wohl, sie vernahmen Signale, aber als sie denselben zugingen, waren es die der anderen Sucher. Keiner hatte eine Spur, Keiner wußte Rath. Endlich begann ein wildes Gestöber; der Sturm rüttelte in den Stämmen und erstickte den Schall der Hörner. Die Schneeflocken tanzten wie rothe Sternchen um die Pechlunten; da sagte Einer: „Der Herrgott legt schon das Bahrtuch darüber.“

* * *

„Das ist eine arge Weihnacht!“ so seufzte auch das Weib des Lenz im Waldhause. Sie ging von einem Fenster zum andern, eilte bei jedem Geräusch an die Thür — aber er kam nicht.

„Der Vater wird noch zum Christkind zu spät kommen,“ meinte das kleine Magdale.

„Weiß Gott,“ antwortete die Mutter halb für sich, „zu spät für das Christkind wird er nicht kommen. Aber so lange ist er mir noch nie ausgeblieben. Mir ist heute den ganzen Tag so bange. Geh' in's Bett, Magdale.“

Jetzt klopfte es an's Fenster.

„Gottlob! Gottlob!“

Aber er war's nicht. Ein verspäteter Holzhauer ging vorbei, der rief durch die Scheibe herein: „He, Muhme, was hat er denn angestellt?“

„Wer?“

„Er!“

„Ich weiß nicht, was Ihr meint,“ versetzte das Weib angstvoll.

„Die Muhme wüßte es gar nicht? Na, so sage ich auch nichts. Das Beste wird sein, die Muhme laßt mich heut' in ihr warmes Stübel hinein."

„Ich laß Niemand ein. Mann! Lenz!" rief sie gegen den Ofenwinkel hin.

„Thue sich die Muhme nicht foppen," lachte der Holzknecht draußen; „der Lenz ist heute nicht daheim und kommt auch nicht heim."

Sie stürzte zum Fenster hin: „Wißt Ihr was? Wo ist er denn?"

„Mir sind sie begegnet," berichtete der Holzer, „er hat den Hut tief im Gesicht gehabt, aber ich habe ihn doch erkannt. Die Hände sind ihm gebunden gewesen."

Das Weib that einen Aufschrei. Der Holzhauer ging weiter.

Und so ist anstatt des Christkindes im Waldhause der Jammer eingekehrt. Vielleicht als Vorbote nur. Wer kennt nicht den Unterschied zwischen Verzweiflung und ergebenem Leide? Wo dem Christkind Herzen entgegenschlagen, da finden böse Gäste kein Daheim.

„Geh' schlafen jetzt!" sagte die Mutter zum Mädchen.

Magdale blickte verwundert auf. War denn nicht Christabend? Das Weib hielt ihr Weinen zurück, das Einzige, was sie ihrem Kinde thun konnte. Immer und immer wieder blies sie in die Gluth des Herdes, und es wollte nicht brennen; so oft der Span verlosch, war es dem Mädchen, als hörte es irgendwo ein Schluchzen. Dann fragte es wieder nach dem Vater.

„Sei still!" gab das Weib endlich unwirsch zur Antwort; bald setzte sie weicher hinzu: „Der Vater sucht das Christkind und hat sich im Walde verirrt."

„Er wird es schon finden," meinte das Magdale, „das Christkind hat ja eine leuchtende Brust und Aeuglein wie Karfunkelsteine."

„Freilich," versetzte die Mutter. Weiter sagte sie kein Wort.

Tiefer und tiefer ging es in die Nacht hinein. Draußen rauschte der Wind, und die Fensterwinkel waren vollgestopft von frischem Schnee. Im weiten Lande ist Glanz und Freude in dieser heiligen Nacht . . .

Das Weib des Pechers zündete eine rothe Kerze an. Mehrmals hatte die Kerze schon geleuchtet — es war ein trüber Glanz. Als der Vater des Lenz gestorben war, da hatte sie gebrannt; als in einer wilden Gewitternacht die Lawine vom Schollberge niederfuhr und das große Wasser gegen dieses Haus tobte, hatte sie gebrannt. Die rothe Kerze sollte brennen, wenn einstmals nach diesem mühevollen Leben der Lenz und sein Weib das Auge schließen müßten im Waldhause. Es war die Sterbekerze. Und jetzt, da des Hauses ältester Bewohner, der ehrliche Ruf, gestorben war, jetzt brannte sie wieder.

Das Weib kniete vor dem Lichte nieder und betete zum Jesukinde.

Sie betete nicht in wilder Leidenschaft, wie die vornehme Frau, sie betete mit Ergebung: „Ich lege, Du heiliges Kind, mein Anliegen in Deine Hände. Böses kann er nichts gethan haben; es ist ja meine tägliche Bitt', daß ihn sein Schutzengel nicht sollt' verlassen. Aber mit gebundenen Händen! Hätte er denn doch gewildert, um Dir zu Ehre, Du heiliger Christ, einen Festbraten heimzubringen? Armuth und Sorge, o Gott, wie gern ertrag' ich's, nur nicht Schand' und Schmach!"

„Jetzt sind sie draußen," flüsterte das Magdale plötzlich. Und wahrhaftig, es war nicht das Klopfen des Windes — das war ein Pochen an der Thür.

Sogleich erfaßte das Weib die Kerze und eilte, zu öffnen.

Ein fremder Knabe stand vor ihr. Ein seltsamer Knabe; er hatte eine leuchtende Brust. Die Kleider waren voll Schnee, die Locken voll Eis, die großen Augen voll Wasser. Vor Frost zitterte er und bat um Obdach.

„Ist denn kein Mensch bei Dir?" rief das Weib. „Bist Du allein? So komm, so komm nur!" Und sie fächelte den Schnee von seinen Kleidern, aber die Brust blieb leuchtend; sie trocknete seine Augen, da glänzten sie wie Karfunkel.

„Du liebes Christkind," lispelte das Mädchen, „da setz' Dich zum Ofen und wärme Dich."

Und immer wieder fragte das Weib, wo er herkäme, wer er wäre? Sie faltete dabei die Hände.

„Ich bin Theobald Gallheim," antwortete endlich der Knabe. „Ich bin ausgeritten; da sind Wildhühner aufgeflogen, das Pferd ist scheu geworden und hat mich abgeworfen. Ich bin herumgegangen, bis es finster geworden ist. Dann ist der Wind und der Schnee gekommen, und ich habe gar nichts mehr gehört und gesehen und bin gefallen. Bin doch wieder weiter gegangen, und dann habe ich das Licht gesehen. Laßt mich liegen in Eurem Hause, und thut mir nichts Böses! Mein Vater wird schon kommen!"

Das Fieber schüttelte ihn, als er das sprach. Das Weib hatte Mühe, ihm die Schuhe von den Füßen zu bringen; sie waren schier angefroren. Der Knabe ächzte vor Schmerz; die Pecherin legte ihm kaltes Grubenkraut auf Hände und Füße, dann brachte sie eine warme Suppe und führte den Löffel selbst zu seinem Munde.

Das Magdale schlich spähend um den Knaben herum, schaute seine zarten Locken und seine frischen Wangen an und seine glänzende Brust und seine Augen. „Du armes Christkind, ist es doch richtig wahr, daß Du so viel Kälte leiden mußt!“

Das Weib trug von allen drei Betten, die in der Stube standen, die Kissen zusammen und baute damit auf der Ofenbank dem kleinen Gaste ein Lager. Theobald legte sich hin und schloß bald die Augen.

Dem geängstigten Weibe war leichter um's Herz geworden. Ihr war dieser Knabe, der in der Christnacht hilflos zu ihr gekommen, ein gutes Vorbedeuten. Das Magdale, das gar nicht schlafen wollte, zerstreute sie mit etlichen jener alten Weihnachtslieder, die so reich an Gemüth und Humor sind. Und das eine, vom „Häuserl im Dörferl“ mußte sie wiederholen:

„Ach, wie friert das göttlich Kind,
Wie geht nicht aus und ein der Wind —
Es liegt auf Heu und Stroh.
Ei, wenn ich nur das Häuserl hätt',
Das dort unt' im Dörferl steht,
Wie wär' ich doch so froh!
Ich nähm' die Mutter mit dem Kind,
Thät's führen in mein Häuserl g'schwind!“

Dabei unterbrach sich die Sängerin und horchte auf den Athem des Schlummernden; und das Magdale saß daneben und faltete die kleinen Hände . . .

Gellender Waldhornschall schlug an die Wände der Hütte. Dem Weibe blieb der Ton in der Kehle stecken. Draußen knisterten schwere Tritte, die Thür ging auf, über und über beschneite Männer traten herein, unter ihnen eine stattliche Frau.

Die Pecherin that einen flehenden Blick auf die Eintretenden, legte den Finger auf den Mund und wies auf den schlafenden Knaben. Kaum aber erblickte diesen die eintretende Frau, als sie mit einem Freudenschrei auf den Schläfer zustürzte. Der Knabe fuhr empor und blickte um sich. Und als er in dieser düsteren Hütte sich und seine Mutter sah, da zuckten seine rothen Lippen.

Sogleich wurde auf dem Schollberge ein großes Feuer angezündet: hoch empor und weithin durchdrang der Schein die Nebel und das Schneegestöber. Gallheim, der reiche Mann, hatte wohl in seinem Leben einen so glückseligen Christbaum nicht gesehen, als diese Feuersäule war, die ihm verkündete, daß sein Kind lebe.

Er ist gefunden!

So kamen sie nun Alle hier zusammen, und noch nie hatte das kleine Haus im Walde so viele und so fröhliche Gäste gesehen, als in dieser Nacht.

Dem reichen Manne barst schier das Herz. Da sah er seinen Sohn so liebevoll gehalten von der Familie Dessen, den er heute — —

Er dachte es nicht aus. Den schnellsten Reiter sandte er nach dem Herrenhause, um die eiserne Thür zu öffnen.

Sie waren Alle noch beisammen, als der Lenz in einem vornehmen Wagen, bespannt mit zwei Rappen, angefahren kam.

Zur Stunde ging schon der Morgen auf.

„So geht es nicht allzu selten auf dieser Welt," sagte Gallheim in tiefem Ernst zum Pecher. „Die Macht in der Hand eines leidenschaftlichen Menschen ist wie das Messer in der Hand eines Kindes. Lenz, ich habe Dir Unrecht gethan! Hier sehe ich Dein Weib, Dein Kind, denen Du das Christ-

bäumchen haſt aufſtellen wollen. Verzeiht mir! Verzeiht mir alle Drei! Ich will es gut zu machen trachten."

Er ſprach dem Pecher die Meierſtelle im großen Felberhofe zu.

Der Lenz war wortkarg. Er ſchüttelte den ſtruppigen Kopf: der Felberhof wäre ihm zu groß.

„Zu groß!" lachten die Leute, „das ſollte ein Mann-Teufel, wie Ihr einer ſeid, niemalen ſagen. Manch' Anderer wäre froh, könnte er ſeine Familie ohne Sorgen wachſen laſſen, wie der Will'."

„Mag nicht fort von da," ſagte der Lenz tonlos, „wollt mir lieber das Pechhacken wieder erlaubt ſein."

„Das Pechhacken, Lenz, das thut Euch ſchlecht und den Bäumen nicht gut," verſetzte Gallheim. „Aber die Förſtersſtelle wird frei, und zu Chriſtbäumen für Eure Nachkommenſchaft haltet von heute an dreißig Joch Waldgrund als Euer eigen. Dann, Hackbretter, wollen wir wieder gut ſein."

„Ich bin nicht böſ'," ſagte der Lenz, „ich wollt den Herrn nur gebeten haben, daß er's hier vor meinem Weib und vor meinem Kind laut thät' ſagen, daß ich nicht ſchuldiger Weiſ' eingeſperrt worden bin."

Gallheim faßte mit beiden Händen des Anderen Rechte und rief: „Lenz, Ihr ſeid ein braver Mann!"

Und ſo iſt das Chriſtkind doch noch in die Hütte der Pechersleute gekommen.

Die Braut von Kain und Abel.

Die Jungfrau von Sommershof.

Heute iſt im Luſtwäldchen zu Sommershof wieder ein fröhlich Sein. Heute, wie einſt — vor den zwei gräßlichen Tagen.

Den Eingang in das Wäldchen bewachen uralte Eichen; auf keiner derſelben jedoch prangt die herriſche Tafel: Eintritt verboten! Im Gegentheil, auf dem weißen Schilde eines grünen Pfeilers ſteht mit ſchönen einfachen Buchſtaben ein Willkommgruß an Freund und Fremdling und der Rath dabei für Jeden, in Haus und Wald zu Sommershof der heitern Raſt zu pflegen. Dieſe Aufſchrift hat noch der liebe Abbon gemacht.

Der Sommershof, ein ſchöner Bau mit hellen Fenſtern, ſteht zur rechten Hand auf einer ſanften Höhung, und links weithin prangt der Luſtwald mit ſeinen vielen tauſend Tannen, Eichen, Eſchen, Linden und Birken. Trautſame Lauben, lauſchige Raſenplätze, verborgene Quellen und hochſprudelnde Brunnen, bemooſtes Gefelſe und Dorngehege; breite Sandwege und verſteckte Fußpfade, dunkle Grotten und luſtige Stege, ein Wildbach gar mit drei giſchtenden Waſſerfällen, ein kleiner dunkler See mit Forellen, ein Thiergarten mit vielen Rehen und mehreren Hirſchen und Wildtauben und

Häher und anderem Gevögel, zahllos mit schimmernden Fittichen und hellen Stimmen den Wald belebend. All' das und mehr noch, und Lieblicheres noch ist hier zu finden.

Zwei Meister haben dich aufgebaut, du schöner Wald zu Sommershof — die Natur und die Kunst.

Einladende Kegelbahnen sind angelegt worden unter den Birken; reizende Hängematten sind bereitet unter den Linden, und an Sommertagen beleben heitere Menschen die Räume und Spielplätze. Und eine schöne junge Frau in hellschimmernder Kleidung mit goldigen Lockenwellen und großen freundlichen Augen ist die Seele der Gesellschaft und die Seele des Frohsinns.

Am Rande des Waldes, wo die grünen Matten beginnen, ist eine Schießstätte angebracht; aber diese ist nun schon geschlossen seit manchem Jahr, und um diese Schießstätte ist eine Einsamkeit, die zu dem Leben und Weben des Wäldchens nicht recht stimmen will.

Nur ein einzig Plätzchen giebt es, das noch stiller und noch einsamer ist, als die Schießstatt, das gar Niemand aufsucht, weil es keine Vergnügungen bietet, weil es mit seinem feierlichen Ernste schier das Gemüth beklemmt.

Im Schloßwäldchen zu Sommershof, mitten in den versteckteſten, dichteſten Gebüschen, durch welche kaum ein einziger Fußsteig dringt, im düstern Schatten des Horstes, wo der Uhu und der Steinkauz nisten, steht eine Capelle. Sie ist stets verschlossen, sie hat kein Glöcklein und keinen Orgelton und die zwei hohen, schmalen Fenster sind mit dunkler Glasmalerei eingelegt.

Aber alljährlich am 20. September, am Festtage des heiligen Eustachius, ist die schwere Eisenthür dieser Capelle aufgethan. Und in ihrer tiefen Dämmerung, am Altare vor

einem großen silbernen Kreuze, brennen zwölf Wachslichter. Davor an einem dunkelumkleideten Betpulte kniet in schwarzer Trauer eine Frau. Sie ist noch jung, sie hat goldige Lockenwellen, auf ihren zarten Wangen liegt ein Rosenhauch, aber ihre großen schönen Augen weinen.

Zu Füßen des Betpultes liegt eine steinerne Gruftplatte mit vier schweren Eisenringen. Tief unter derselben ruhen zwei Särge . . . Zur Rechten des Altares auf einem Marmorstein prangt der Name „Abdon"; zur Linken auf einem Marmorstein prangt der Name „Sennon".

Der Eine war der Freund, der Andere der Gatte.

Unter dem Namen „Abdon" in einem Glasschranke liegen grellbunte Kleidungsstücke, wie sie weiland Hanswurst und Kasperl haben getragen. Unter dem Namen „Sennon" hängt ein farbenmattes Myrtenkränzlein. — In den Goldlocken der trauernden Beterin grünt ein frischer Zweig von Rosmarin, wie solchen in jener Gegend nur die lilienreine Maid pflegt zu tragen.

Die an diesem Gedächtnißtage den Freund und den Gatten beweint — es ist die Jungfrau von Sommershof.

Die heiteren Vögel des Lustwäldchens singen nichts von den Schicksalen des schönen Gutes. Darum sagt jeder Fremdling, der eintritt und ruht im Schatten und köstliche Labniß genießt: es gäbe auf Erden keinen lieblicheren und glückseligeren Aufenthalt, als dieses Landgut.

Doch hätte es dem Weltkenner wohl auffallen mögen: es war fast gar zu idyllisch und wohlig, kein Lärm und keine Geschäftigkeit des Werktages wirbelte Staub auf, es war, als läge ein ewiger Sonntag über dem Sommershof.

Und wo auf Erden eine Stätte ist, auf der beständig eine solche Stimmung liegt, dort geht es nicht ganz mit rechten Dingen zu.

Natürlich war es hier nicht immer so gewesen. In den Gemächern des Hauses, in deren Fenstern heute noch zwischen Blumentöpfen die festen Eisengitter stehen, ist seiner Tage Buchhaltung geführt worden, streng kaufmännische, doppelte Buchhaltung über Gehöfte, Weiden und Wälder, über Reviere und Fischwasser, über Almwirthschaften, Hochöfen und Eisenwerke. Franz Sommershofer war ein reicher Mann, und nicht allein seiner selbst waltete er; er förderte die Landwirthschaft im Allgemeinen durch ein praktisches Gebahren, hob die Hammergewerke durch neugeschaffene Abzugsquellen und übte Wohlthaten nach allen Seiten; ihm allein verdankte der Ort Edelsee seine Blüthe, ihm verdankten viele umliegende Dörfer und Gemeinden ihre Armenhäuser und guten Straßen. Da schmückte man die Brust des braven Mannes mit einem goldenen Kreuze und nannte ihn von dieser Zeit an den Herrn von Sommershof. Seinen Wohnsitz hatte er sich bequem und anmuthig gestaltet; der kleine Wald an seinem Hause hin war stets sein Liebling gewesen, nun ließ er erst was Rechtes aus ihm machen. Er verzichtete auf alle Lustreisen, auf alle Vergnügungen der Welt, er ging zu den Erholungsstunden in seinem Walde spazieren. Eines Abends saß der betagte Mann gelehnt an einen schneeweißen Birkenstamm und war leblos. Eine plötzliche Lähmung. Sanft schien er entschlummert zu sein, wie Lieblinge des Herrn sterben. Sein Weib war ihm um etliche Jahre vorausgegangen.

Ein einziges Kind hatten sie hinterlassen als Hüter ihres Grabes auf dem Kirchhof und als Erben der großen Besitzthümer. Ein fünfzehnjähriges Mädchen, Namens Kuni-

gunde, ein überaus anmuthiges Wesen voll Naturfrische und Heiterkeit und Uebermuth, und dabei voll Milde des Herzens.

Auf Schulbänken hatte der alte Sommershofer seiner Tage nicht viel Beinkleider fadenscheinig gerieben; er war ein tüchtiger Schmied gewesen, war im Hammerwerk bei Zeiten Essemeister geworden, war, da der Hammerherr starb, zum Werkführer emporgestiegen und hatte schließlich die Witwe geheiratet; denn ein prächtiger Mann über und über, das war er, und so hatte die wohlhabende Hammerfrau nach Geld oder Schulweisheit nicht viel gefragt.

Später, da sich das Geschäft immer mehr vergrößerte, war Herr Sommershofer allerdings gezwungen, Manches nachzuholen; doch übt sich das Schreiben nicht schwer ein, wenn jede Zeile, die man zieht, in der Welt als Machtwort gilt; und das Rechnen lernt man leicht, wenn es sich nicht um leere Ziffern und Zahlen, sondern um volle Summen handelt. Des Weiteren kümmerte sich der Hammerherr niemals viel um Gelehrsamkeit und Bildung.

So erlangte Kunigunde eine Erziehung, wie sie eben das Haus und die Volksschule zu Edelsee bieten konnte. Vom Schullehrer erhielt sie noch besonders Musikunterricht, und Abdon, der „Pfarrersbub", lehrte ihr Dinge, die in Edelsee just nicht gebräuchlich waren, nämlich Schönschreiben, Zeichnen, große Dichter lesen und theilweise auch verstehen. War nicht uneben, der „Pfarrersbub", hatte Manches in sich, was so das Herz erfreut und die Seele weitet.

Freilich genoß das Mädchen solchen Unterricht nur in den wenigen Sommermonaten, wenn Abdon, der Student, auf Vacanzen zu Hause im Pfarrhofe war. Doch gewann sie nach eigener Versicherung von dem alten Schulmeister

mit der „rothen Schnupftabakdoſe mitten im Geſicht" das ganze Jahr hindurch nicht ſo viel, als was ihr in den kurzen Wochen, wenn ſie im Arbeitszimmer oder unter einer Linde an Abdon's Seite ſaß, zu eigen wurde. Sie hatte ihn auch ſo lieb, den muntern Burſchen mit den veilchenblauen Augen. Er war nicht immer ihr Lehrer, er war auch einmal als Knabe ihr Geſpiele geweſen. Er war wie ein Bruder zu ihr; ein Bruder noch an jenem Tage, als ſie auf der Au ein thaufriſches Veilchen pflückte und dasſelbe ſtreng und genau mit ſeinem lächelnden Auge verglich. „Nur um einen Gedanken," wie das Sprichwort ſagt, war das Auge dunkler als das Blümlein . . . und dieſer „Gedanke" lebte fort und wuchs und immer größer wurde der Unterſchied zwiſchen dem welkenden Veilchen und dem ſchönen freundlichen Jünglingsauge.

Nun, und als dann die Eltern des Mädchens verſtorben waren, da kam der Vormund und fand, daß der „Pfarrersbub" kein Lehrer war für das Fräulein von Sommershof, und Kunigunde keine Schülerin für den leichtlebigen Studenten, der alle lockeren Liedchen trillerte, die in der ſangesluſtigen Gegend von Edelſee ſo alllebendig waren, daß ſie ſchier jeder Vogel auf dem Tannenbaume pfiff. Der Junge war ja ſelber ein „Vogelſang" und trieb es thatſächlich noch ärger als alle Anderen.

War in ſolcher Gegend denn überhaupt kein Aufenthalt für das junge, ſich ſelbſt übergebene Fräulein. Darum beeilte ſich der ſorgſame Vormund und brachte das rathloſe, unerfahrene Kind von fünfzehn Jahren in die große Stadt Wien. Hier ſollte Gunde „ſtandesmäßig" in einem vornehmen Hauſe wohnen und in einem gerühmten Mädchen-Inſtitute ſich die Kenntniſſe und feinen Sitten der großen Welt an-

eignen. Das Weitere würde sich für ein Fräulein von Sommershof wohl finden.

Fünf Tage war Gunde in solcher Umgebung, aber aus dieser Zeit ist nicht viel Gutes von ihr zu melden. Sie hielt sich ungereimt, trotzig und einfältig. Die zierlichen Genossinnen, die so glatt und fintig waren wie Schlänglein, hießen sie kichernd die viereckige Landmaid. In der Wohnung weinte sie unablässig, so daß die erwachsenen Söhne des Hauses ihre Aeuglein bedauerten.

Am sechsten Tage in der Morgenfrühe ging sie mit der Kochfrau auf den Markt, miethete dort einen Wagen, ließ sich auf den Bahnhof bringen und floh der lieben stillen Heimat zu.

Unter wüsten Zechern.

Als Gunde zur Bahnstation kam, wo sie auszusteigen hatte, um den noch drei Stunden langen Weg bis Sommershof über die Bergstraße zurückzulegen, standen Wetterwolken am Himmel. Fahrgelegenheit war keine da, und das Mädchen sehnte sich so sehr nach der Heimat, daß es, ungeachtet Allem, sich lustig auf die Füße machte und längs des einsamen Weges über Heiden und durch Waldschluchten ging. Ihr war ganz so zu Muthe, als könne ihr nun, aus dem Ring der großen Stadt getreten, nichts mehr geschehen. Sie sah in der Schlucht ja schon den Bach, der weiter oben durch das Wäldchen von Sommershof rann, und an dem sie so oft gesessen war und den wiegenden Wasserlilien und den schwirrenden Libellen zugesehen hatte. Auch Abdon war gern am Bach gesessen und hatte unter dem Rasen mit freier Hand Forellen hervorgefangen. Kann schon öfters

so sein, die Forellen sterben nicht aus . . . Und sie sah nun unterwegs auch schon den blauenden Schober des Adamberges, der hinter Sommershof aufstrebte und an dessen Fuß das große Dorf Edelsee lag.

Freilich schoben sich über dem Adamberge immer höher die schweren, höckerigen Wolkenbänke heran; die Sonne hatte sich dahinter schon versteckt, als wollte sie sich aus aller Verantwortlichkeit ziehen für das, was heute noch geschehen könne. Das Brummen des Donners war zu vernehmen, im Gewölk flackerte zuweilen ein ganz matter Blitzschein, und gleichwohl noch scheinbar Windstille war, drehten sich auf der Straße die Rädchen des Staubes und in den Blättern der Erlbüsche war hie und da das Klatschen eines fallenden Tropfens hörbar.

Gunde hatte aber Glück und gute Füße; als der Sturm losbrach, hatte sie das Wirthshaus „zum rothen Kreuz" erreicht. Dieses Wirthshaus, etwa eine Stunde von Sommershof entfernt, stand ganz einsam an einem Waldrande. Weiße Schußscheiben prangten an den braunen Holzwänden, denn mancher der alten Kreuzwirthe hatte bei den in der Gegend üblichen Scheibenschießen das Centrum getroffen und sich so die Scheibe zu eigen geschossen. Der Weinzeiger über der Thür, ein verdorrter Zirm, gefiel den Leuten aber noch besser als die Schußscheiben. Indeß war in der Gegend manch' böse Sage erzählt, die den Reisenden entschieden abrieth, das Kreuzwirthshaus zur Nachtherberge zu wählen.

Heute aber herrschte viel Leben und Lust in diesem Hause; gar übermüthig ging's her. Es war ein Samstagabend, da hatte sich Mancher aus der Umgegend zu einem langen Trunke hier festgesetzt. Hauptsache jedoch waren die Recruten.

Die Recruten! Die Teufelskerle, die, sie mögen sonst noch so fügsam im Zaume gehen, schlimme Gesellen sind, wenn sie zur Assentirung oder in's Regiment rücken. Häuser abdecken, Fuhrwerke auf offener Straße anfallen, hilflose Weibsleute einfangen — das sind noch die schlichtesten Stücklein. Es ist kaum ein Feind im Lande gewesen, der so arg hätte gewirthschaftet, als die „braven Söhne der Heimat", die „wackeren Vertheidiger des Vaterlandes". Und die Leute lassen sich's gefallen, denn das Unwesen ist ein altes Herkommen; die Väter haben es auch so gemacht. Und die armen Burschen, die fort müssen von Allem, was ihnen lieb ist und traut, fort in's fremde Land, vielleicht gar gegen den Feind, sie müssen toben in erzwungenem Uebermuth, in wilder Lust, daß ihr Herzweh nicht zu laut wird. Etwelche sind dann freilich jedesmal dabei, die kein Herzweh zu dämpfen haben, weil ihnen nichts im Herzen lieb ist, was sie verlassen, und weil Niemand um sie trauert. Das sind die Besten nicht; und gerade Solche benützen die derbe Sitte, um sich an einem Feind zu rächen, um einem längst gehegten Gelüste zu fröhnen, um schrankenlosen Muthwillen zu üben, kurz, um die zurückgedämmte Begier eines bösen Charakters einmal schießen zu lassen.

Man verschließt die Hausthüren, wenn man die Wildlinge heranjohlen hört; nützt aber gewöhnlich nicht viel. Ein Rudel solch' einrückender Recruten war denn heute auch in's Kreuzwirthshaus gebrochen.

Die Burschen hatten hochgefederte und buntbebänderte Hüte, hatten ihre Cigarrenstummel im Mund und waren laut und keck mit Wort und Armen. Die wildesten Kerle der Gegend waren beisammen. Ein paar Leute aus Edelsee (wo sich die Bauern gern Bürger nannten) saßen am

hinteren Tiſche; ſie mußten heute fein den Mund halten; für ſo „Herrenleut", die ſtets gegen den Bauernſtand ſind, iſt es heute beſonders gefährlich. Indeß war es bislang noch ziemlich harmlos; die Recruten kegelten, ſpielten Karten, wirtheten in der Küche bei den Weibsleuten und tanzten auf den leeren Scheunen, daß der Boden dröhnte und das ganze Gebäude zitterte.

Als Gunde ihren Oberrock über das Haupt geſchlagen, unter den erſten ſchweren Tropfen des Regens heran in das Haus eilte, kam ihr das junge Mannsvolk ſofort mit heiterer Artigkeit entgegen.

„Die ſchöne Jungfer von Sommershof!" riefen Einige anbindend.

„Und wie ein Täuberl macht's Aeugerl,
Und wie ein Engel ſchaut's aus!"

Sogleich ſetzte ein Anderer bei:

„Und der Schatz, der mir b'ſchaffen,
Kommt mir ſelber in's Haus!"

Das war gar ausnehmend höflich von ſo Leuten. Nu, mit einer Sommershoferin ſpringt man eben anders um, als mit des Wirths Mägden draußen in der Küche. Zum vornehmſten Tiſch mußte ſie ſich ſetzen; von allen Seiten wurde ihr zugegrüßt, zugetrunken, die Muſikanten kamen herbei und ſpielten ihr einen übermüthigen Ländler vor. Und Lieder dazwiſchen:

Auf der Alm wachſt a Gras,
A röſerlads Kraut;
Han ihr wölln a Buſſerl gebn,
Han mih nit traut!

D'rauf ein Anderes:

Oft ist mir so hart,
Möcht' woan (weinen) wie a Kind
Zwegn dem sickra sackra
Weiberleut-G'sind!

So hub's an, so ging's fort und die Lieder wurden kerniger. In allen Ecken scholl's. Gunde, das naturheitere, harmlose Wesen, war wohlgemuth; jetzt war sie ja wieder unter ihren frischen, sangeslustigen Landsleuten.

Draußen rauschten die Ströme des Regens; in der qualmenden Stube war es so dunkel geworden, daß ein alter Bauerngesell sein langes, breites Messer aus der Ledertasche zog, damit im Rauch herumfuchtelte und rief:

„Kreuzmillion! Ein Loch will ich ausschneiden da in der Finsternuß, daß Einer hindurch unsere nudelsaubere Kellnerin sieht!"

Sogleich stellte die Kellnerin ein Talglicht auf den Tisch.

An einem der allerhintersten Tische saß Einer, der blies besonders viel Rauch aus seinem Rohr und starrte geradewegs in's Weinglas. Was saß er denn da, wenn's ihn nicht freute? War so jung und keck gebaut, daß ihm seine finstere Ernsthaftigkeit übel stand. Er gehörte zu den „Besseren", das sah man wohl an seiner Kleidung und an seinen silbernen Uhrgehängen. Aber die schwarzen Haarlocken ließ er gerade so wirr und zerrissen über die Stirne hängen, wie der zerfahrenste Waldmensch. Und sein jung sprossender Bart war durch kein Scheermesser in Zucht; und wenn er so das Rohr zuweilen aus der weißen Reihe seiner Zähne zog und mit steifem Nacken und finsterzuckenden Augen vor sich auf die Tischplatte starrte, so war es nicht anders, als ob er sagen

wollte: Blitzdumm, daß ich ein Mensch bin; wär' ein so prächtiger Waldbär aus mir geworden!

Die Leute kehrten sich nicht daran. Der Sennon hatte keinen Feind und keinen Freund. Achtung zollte man ihm, denn er war der junge Schlossermeister von Edelsee, der kernfeste Mensch bei der Arbeit, der Gefürchtetste bei den Raufhändeln, der Verwegenste bei der Feuerwehr. Sein Mundwerk war stets wie eingeroſtet; wo er nicht mit seinem eisenfesten Arm sprechen konnte, da schwieg er. Im Wirthshaus saß er zuweilen nicht ungern, aber er trank nicht, wie andere Leute trinken: ein Seitel in fünf oder sechs Zügen; er trank wie ein Schlosser, leerte das Glas auf einen einzigen Ansatz. Der Humpen, der vor ihm stand, war entweder voll oder leer.

Heute war der scharfe Blick des Schlossers mehrmals, und zwar blitzartig über das Glas gegen den Tisch gefahren, an welchen sie die junge Sommershoferin genöthigt hatten.

Diese merkte das nicht. Trotzdem wurde sie von Minute zu Minute befangener. Aengstigte sie das wüste Gewitter, das draußen tobte, ängstigten sie die Lieder, die hier gesungen wurden, oder... In ihrem Leben war sie unter solchen Zechern noch nicht gesessen, in ihrem Leben hatte sie noch keine so kräftigen und zweideutigen Huldigungen erfahren, als in diesem Wirthhaus und von Burschen, die des „Kaisers" sind. Von allen Seiten setzten ihr die erhitzten, weinduseligen Gesellen zu, mit süßlichen Schmeicheleien und plumpen Späßen und Anspielungen, die ihr bange machten, ohne daß sie sie verstand. Sie wendete sich ab und blickte durch die kleinen Fensterscheiben hinaus in den Regen und in die Nacht. Der Sturm war vorüber, von der Schlucht her rauschte das Wasser. Gunde schickte sich an zum Aufbruch.

„Oho, bildsaubere Jungfrau!“ schrien mehrere Stimmen, „daraus wird heute nichts. Es hat ja die Brücke vertragen, die Edelseer und die Sommershofer können nicht über den Bach. Da heißt's beim rothen Kreuzwirth beisammen verbleiben über die Nacht. Wir werden uns wohl vertragen miteinand', he!“

Gunde erschrak, daß sie blaß wurde. Und es kamen Bestätigungen von draußen herein, das Wildwasser habe die Brücke thatsächlich weggerissen.

„Ist's denn ein Unglück?“ rief ein krummfüßiger Holzhauerbursche, „hat's dem Kreuzwirth nur die Weinfässer nicht fortgeschwemmt.“

Trink' ih, so hink' ih,
Trink' ih nit, so hink' ih ah.
D'rum lieber trinken und hinken,
Wie nit trinken und doh hinken!

Dann hörte man einen Gefühlsseligen:

O Schicksal, o Schicksal,
Hätt' ein' einzige Bitt',
Geh', laß mir mein Dirndl,
Und nimm mir's nit mit!

D'rauf wieder der Krummfüßige:

Auf's Dirndlgernhab'n peif' ih auffi,
Da kann ma ka Ruh' nit derkrieg'n,
Das Geld, was ih hab', das versauf' ih,
Da brauch' ih ka Bett und ka Wieg'n.

Jetzt erhob sich Gunde plötzlich und schlang hastig ihr Uebertuch um die Schultern. Da umklammerte ein stämmiger Arm ihre Hüfte und zog sie wieder zurück auf die Bank.

Das Mädchen widersetzte sich, zitterte an Händen und Füßen und hauchte:

„O mein Gott, wäre ich heute in der Stadt geblieben!"

„So mag das gnädige Fräulein morgen wieder mit uns gehen — gilt's?!"

Einer der wildesten Recruten sprach:

„Unsere herzallerliebste Marketenderin soll leben!"

Jetzt gingen Gläser in Scherben und der Wein floß über das zagende Haupt und über die bebenden Glieder der Jungfrau.

Zum Wirth wollte sie flüchten.

„Oho!" lachte dieser, „bin froh, wenn sie mir mein Haus nicht umwerfen; die Weibsleut' sollen selber mit ihnen fertig werden. Sind meineidig verteufelte Leut', so Recruten."

Und immer enger wogte der ausgelassene Kreis um das Mädchen und zuchtlose Lieder wirbelten. Gunde war in ihrer Angst einer Ohnmacht nahe. Sie riß sich aber los, wankte zur Thür, eilte hinaus und am Wege dahin. Da stand sie am gischtenden Wasser — und die Brücke war davon. Schon wieder umschwirrten sie die tollen, betrunkenen Gesellen und fingen johlend die niedersinkende Jungfrau in ihre Arme.

In demselben Augenblicke schritt vom beleuchteten Hause die finstere, gedrungene Gestalt des Schlossers Sennon heran.

„Wenn das Fräulein mit mir gehen wollen, ich gehe nach Edelsee," sagte er laut und schaute trotzig in die Runde, ob Einer dagegen sei.

„Um Gottes willen, ja!" flehte Gunde.

Hierauf lärmte einer der Burschen das Gesangel:

Du kohlschwarzer Schlosser,
Bist ah scho mehr da,
Dein Bruder, der Teufel,
Fragt Dir alleweil nach!

Das Lied war kaum zu Ende, so lag der Sänger von den strammen Muskeln des Verspotteten zu allerlängs auf den nassen Boden hingestreckt.

Noch manch' stechend Wort, noch manch' höhnend Lied; Holzlatten brachen sie vom Zaun, daß es knatterte. Der Schlosser aber hob, ohne die Anstürmenden noch eines Blickes zu würdigen, das Mädchen hoch in seine Arme, schritt mit solcher Last gegen das Wildwasser und mit drei sicheren Sprüngen auf die emporstehenden, von Gischten umsausten Steinblöcke war er am jenseitigen Ufer.

Die Burschen glotzten nur so d'rein und schleuderten die Holzstücke wieder von sich, da sie nicht den Muth hatten, dem Entführer der Jungfrau auf solcher Fährte zu folgen.

„Ich sag' Dir's, eine verdammte Spitzbüberei ist dahinter!" murmelten sie verdrießlich zu einander. Dann zogen sie sich von dem Ufer des tosenden Gießbaches allmählich zurück.

Sennon aber setzte jenseits in der Dunkelheit der Nacht und des Waldes seine Last sachte zu Boden.

„Jetzt mag die Jungfer mit mir gehen, oder mag allein gehen, wie's Ihr besser dünkt."

Sie ging mit dem ritterlichen Manne. Aber als sie gegen Sommershof kamen, hatte er kaum hundert Wörtlein mit seiner Begleiterin noch gesprochen.

Wo der Weg nach Edelsee abbiegt, reichte ihm das Mädchen voll warmen Dankgefühls die Hand. Er hielt

dieſe einen Augenblick in der ſeinen und drückte ſie ſo feſt und hart, wie es bisher noch Niemand gethan hatte. Dann murmelte er ein „Gut' Nacht", und ſie gingen auseinander.

Bald kam Gunde zum offenen Kirchhofsthor.

Sie ſtand unentſchloſſen ſtill, und als ſie von der andern Straße her die Schritte Sennon's noch hörte, überwand ſie das Grauen, eilte in den Gottesacker und dem Grabe ihrer Eltern zu. Dort brach ſie in ein heftiges Schluchzen aus, denn die Furcht und die Angſt und die Freude, wieder daheim zu ſein, hatten ihr Gemüth ſo tief aufgeregt.

Die Wetternebel waren vergangen, ein klarer Sternenhimmel funkelte über der ſtillen Gegend. Im Menſchenherzen wohl iſt ein lautes, ewiges Weben, Wünſchen und Wehen ...

Als ſich Gunde wieder erhob, da hörte ſie von der nahen Au her die wehmüthige Weiſe des Volksliedes:

Da ſteh' ich denn wieder allein auf der Höh',
Bin bitterlich traurig, mein Herz thut mir weh.
Hab' Vater und Mutter und Freund verlor'n,
Bin ein unglückſelig Waiſelein word'n.

Sonſt hat jeder Morgen mir Freude gebracht,
Hab' geſungen, bin jauchzend aufgewacht,
Und jetzt liegt ein Stein mir ſchwer auf der Bruſt,
Seh' andere Kinder ich ſpielen mit Luſt.

Da unten im Thal, da ſteht unſer Haus,
Und wildfremde Leut' gehen ein und aus;
Und ſchau' ich auf's Haus, auf das liebe hinab,
So möcht' ich wohl ſchlafen bei den Eltern im Grab ...

Jetzt war's ſtill. Wer, der hier dem Mädchen das Weh aus dem Herzen ſang? War's doch wie die Stimme des ſonſt ſo fröhlichen Abdon!

Wieder erhob sich und lebendiger der Gesang:

Doch nein, ich verzag' nicht, gen Himmel will ich schau'n,
Dort hauſt noch ein Vater, dem will ich vertrau'n.
Mein Herz, sei getrost, verlier' nicht den Muth,
Unser Herrgott, der meint's mit uns Allen gut.

Auf dem Kirchthurme schlug es die Mitternachtsstunde. In der Gegend von Edelsee gab es viele Nachteulen und so war kaum eine Stunde der Nacht, in welcher nicht ein Uhu krächzte. Gunde schauerte und schritt hastig aus dem Garten der Ruh'.

Die Hunde im Sommershof erkannten ihre Herrin sogleich, sie hoben ein freudiges Gebell an. Aber die mit Mühe geweckte Haushälterin war höchlich überrascht:

„Das gnädige Fräulein! Mitten in der stockfinstern Nacht! Und mutterseelenallein!"

Jetzt mußten die Gemächer erst geordnet werden. Es war kein Platz mehr für sie bereit im eigenen Hause. — Kaum eine Woche war sie fort gewesen; wie sehr hatte sie sich zurückgesehnt in die Heimat, und jetzt trat ihr Alles fremd entgegen! — Dann fragte sie sich: „Ich armes Wesen, was will ich denn hier finden?"

Sie weinte lange auf ihrem Bette. Sie, die Besitzerin von Sommershof kam sich so bitterlich arm und verlassen vor. Endlich legte sie die Hände gekreuzt über die Brust und sagte fast laut: „Getrost, getrost! . . . Unser Herrgott, der meint's mit uns Allen gut."

Dann kam der Schlummer mit seinem Frieden.

Am Morgen des nächsten Tages weckte sie das Lied: „Wie schön ist das ländliche Leben!"

Vor ihrem Fenster wurde es angestimmt, und zwar — sie erkannte sogleich seine Stimme — vom „Pfarrersbuben". Ohne Singen ging's bei dem nicht ab.

Und die Schwalben und die Finken und die Lerchen waren da, und die thaufeuchten Blumen und das grüne Laub, das an den Fenstern zitterte, und der Morgensonnenschein! — Hell auf jauchzte das Mädchen: „Wie schön ist das ländliche Leben!"

Der Herzenszwist war gelöst, die Schwermuth gebrochen. Gunde war wieder das lustige Kind, und war wieder auf der Welt — nämlich daheim auf ihrem lieben traulichen Landhause.

Zwei kohlschwarze Kerschkern
Und 's Dirndl hab' ih kreuzgern!

Mit diesen Worten begrüßte der fröhliche Student die zurückgekehrte Gespielin und Lerngenossin, die ihm mit offenen Armen entgegeneilte, schalkhaft das Liedchen ergänzend:

Und g'weint hast um mih,
Wie ih fortgangen bi'.

„Gunde!" rief Abdon ernsthaft, und sich sofort verbessernd: „Fräulein, Sie haben es getroffen."

Da lachte das Mädchen.

„Und wenn ich's recht bedenk'," sagte der Junge kleinlaut, „'s ist nichts gewonnen; nach etlichen Wochen muß ich in die Stadt. Ach, Scheiden, das ist eine harte Nuß!"

„Steckt aber ein süßer Kern d'rin," versetzte das Mädchen.

„Freilich, das Wiedersehen."

„Abdon, kennen Sie das Sprichwort: Je weiter von mir, desto lieber bei Dir?"

„Ist unsinnig."

„Aber wahr! Ich weiß es wohl, ich hab's erfahren!"

Nach einer kleinen Weile des Schweigens sagte Abdon:

„Und jetzt, Fräulein, wollen wir doch wieder mitsammen singen, lesen und zeichnen?"

„Wenn Sie mich dabei nicht mehr Fräulein heißen wollen. 's ist ein schauderlich kindisches Wort; ich mag es nicht leiden."

„Maid! — Nicht wahr, das klingt besser? — Holde Maid! — Schöne Maid! — Das Wort kommt von Mai."

„Das laß' ich mir schon gefallen, mein artiger Gespons," sagte sie, ihm mit zwei Fingern die zarten Wangen streichelnd. Diesen Jungen durfte sie, ja durften alle Mädchen ohne Rückhalt lieb haben, denn — er gehörte dem Himmel an.

Sie saßen nun eine Weile in einer Laube und lasen Gedichte von Walter von der Vogelweide. Sie hielten sich dabei mit den Armen umschlungen und blickten mitsammen in ein und dasselbe Buch.

„Ach!" seufzte der Student plötzlich, „die Welt ist doch so schön, so schön!"

Wie kam es, daß Gunde auf diesen Ausruf keine Bemerkung hatte? Daß sie aber jetzt die Worte sagte:

„Abdon, wenn Sie heute Ihren Bruder sehen, grüßen Sie ihn höflich von mir und ich hätte sehr vielen Dank für seinen Ritterdienst."

Der Junge blickte das Mädchen an, verstand es nicht. Als er dann durch das Lustwäldchen schritt, trillerte er das alte Lied: „Es kam ein schöner Ritter in's Land . . ."

Als er bei der letzten Strophe anlangte: „Mägdlein, thu' hausen und bauen, kein' Ritter darfst Du nicht mehr trauen!" da war er im Pfarrhofe.

Im Pfarrhofe war er daheim. Der Herr Pfarrer, obgleich katholisch, war sein Vater. Und doch ging's ohne Aergerniß ab.

Es gehört aber die Geschichte dazu, die hier sogleich erzählt werden soll.

Zukunftseier.

Einundzwanzig Jahre vor der Zeit, da die junge Herrin von Sommershof in die große Stadt Wien ging, um derselben sofort wieder zu entfliehen — am 30. Juli war's, an einem Freitag, als im Pfarrhofe zu Edelsee zur frühen Morgenstunde der Klopfhammer an die Thür geschlagen wurde. Ein Bauersweib stand davor, hatte zwei neugeborne Kinder auf dem Arm.

„Gottes Segen!" rief der Pfarrer, „gehören sie Euch?"

„Behüte, die meinen kommen erst nach," antwortete die Bäuerin. „Die da, die armseligen Würmer, dürften leicht nicht Gottes Segen sein, sie gehören einem Bettelweib. — Laß' sich's der würdige Herr nur erzählen."

Er ließ sich's erzählen.

„Gestern spät am Abend," sagte die Bauersfrau, „mitten im Regen kommt uns ein fremdes Bettelweib in's Haus, bittet um eine warme Suppe und um ein trocken Dach. — Rechtschaffen brav ißt und trinkt sie. „Im Stall ist Heu!" sagt mein Alter. — „Vergelt's Gott!" sagt die Bettlerin und wackelt auf's Heu. Zur Mitternachtsstund' herum weckt uns die Stallmagd: wir sollten um des lieben Gottes Willen gehen und horchen, sie höre von der Scheune her ein mächtiges Kindergeschrei. — Herr Jesu Christ! sag' ich; und wie wir schauen, da hat euch das vertrackte Bettelweib zwei kleine

Kinder bekommen! Zwei auf einmal! 's ist hell aus der Weis'! Und allbeid' sind sie Buben über und über. — Hab' sie da bei mir, thäten bitten um die Tauf'!"

„Recht gern," sagte der Pfarrer, „wer ist denn der Pathe?"

„Wer wird's denn sein!" versetzte die Bäuerin und machte einen großen Schritt gegen den Seelsorger hin.

„Zwei Knaben, sagt Ihr, und wie sollen sie heißen?"

„Jesses und Josef!" fuhr das Weib auf.

„Geht nicht," meinte der Pfarrer.

„Na — nicht so," stotterte die Bäuerin, „hab' nur g'meint, weil Eins auf die Namen schnurg'rad vergessen hat. Ich hab' nicht daran gedacht und das Bettelweib, das hat auch nicht daran gedacht. Schämen muß sich Eins."

Der Pfarrer langte nach dem Kirchenkalender.

„Freitag, 30. Juli — ei, das trifft sich. Zwei Männernamen stehen auf dem heutigen Tag: Abdon und Sennon. — Sind sie Euch recht?"

„'leicht doch!" entgegnete das Weib schier verblüfft. — „Aber stockfremd sind sie mir, diese Namen, stockfremd. — Gute Christen — selb' werden sie doch gewesen sein?"

„Verlaßt Euch darauf. Werden nur erst die jungen Namensträger so brav!"

Die Zwillingsknaben wurden getauft, der eine Abdon, der andere Sennon.

Abdon — Sennon Vogelsang. Das arme Weib mit dem häßlichen Schicksal, hatte es einen so schönen Namen?

Wohlgemuth ging die Bäuerin mit den Kindern davon. Hoch erhitzt und in heller Verzweiflung kehrte sie nach einigen Stunden mit den Kindern in den Pfarrhof zurück.

„Was ist geschehen," fragte der Seelsorger überrascht.

„Das Kukuksweib! — das Beest!" zeterte die Bauersfrau, mehr vermochte sie in ihrer athemlosen Aufregung nicht hervorzubringen.

Gott weiß, wann sie zu Athem kommt; — erzählen wir die Sache:

Als die Bäuerin mit den Kindern zurück in den Hof und auf die Heuscheune kam, war die Wöchnerin nicht zu finden. Zu unterst und zu oberst wurde Heu und Stroh gekehrt, wurde das Haus durchsucht, wurde in der Nachbarschaft gestöbert. Das Bettelweib war spurlos verschwunden.

„Das ist eine Bescherung," schrie die Bäuerin überlaut und wackelte heftigen Zornes umher und schaukelte wüthend die zwei Kindlein, die darüber mächtig zu schreien begannen, das eine in Tenor, das andere in Baß.

„Ich kann die Bälge nicht brauchen, Herr Hochwürden! Jetzt, was ist anzufangen?!"

Der Gemeindevorstand wurde gerufen.

„Romulus und Remus, Herr Bürgermeister!" sagte der Pfarrer, auf die Kleinen weisend.

„Ja, ich werde gleich Anstalt treffen, daß die entlaufene Wölfin mit der Milch wieder eingefangen werde," versetzte der Gemeindevorstand und wollte davon.

„Ich bitte!" rief ihm der Priester zu, „das Wichtigste sind die Kinder!" Denn das war ihm klar, seiner, des Pfarrherrn Sorge waren die hilflosen Würmlein nun anheimgegeben.

Und als zwei Tage vergingen, Tage der schlauesten Forschungen und Nachstellungen, die entflohene Wöchnerin aber nicht zu Stande gebracht werden konnte, ließ der Pfarrer den hohen Rath von Edelsee zusammentreten. Und als auch die Bäuerin mit den Zwillingen geholt worden war, erhob er folgendermaßen sein Wort:

„So prächtige Burschen, als diese Kinder, sind mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen, wahrhaftig nicht, und ich hab' doch schon über ein erkleckliches Völklein mein Taufwasser gegossen. Ich sag's: wenn Die in eine brave Pfleg' und Zucht kommen, das werden ein paar herrliche Leut'! Ich versichere, Denen steht was bevor, und der liebe Gott wird's gar gut gewußt haben, warum er sie just nach Edelsee schickt, in unser friedsames, gesegnetes Dorf. — Ihr freut Euch, Bürgersmänner, wenn in Euren Dachgiebeln die Störche und die Schwalben nisten, 's ist eine Gewähr gegen Feuersgefahr, gegen jeglich Unglück. Ihr verehrten Aeltesten dieser Gemein', ein paar liebe, unschuldige, heimatlose Menschenkindlein bedeuten für so eine Ortschaft noch viel Vornehmeres, als die Störche und die Schwalben — heißt das, wenn sie aufgenommen werden in die Gemeinschaft und liebreich gepflegt und sorgfältig erzogen, dem lieben Gott zur Ehr' und unserem Landesherrn zur Treue."

Mehrere Mitglieder des Rathes räusperten sich.

„Es giebt kein einzig Haus in Edelsee," fuhr der Pfarrer fort, „das nicht Ursache hätte, für Gottes Segen zu danken und sich desselben auch für die Zukunft zu versichern. Und es giebt kein einzig Haus in unserem Dorfe, das an seiner Schüssel nicht einen Löffel hätte für so ein armes Waiselein. Wer, Ihr Bürgersmänner —"

„Das braucht's Alles nicht, Herr Pfarrer," unterbrach ihn der Gemeindevorstand; „Einen nehm' ich; ich denk' den Schwarzbraunen da mit der tiefen Stimm' — wenn man wählen darf."

„Ist jedenfalls der Kräftigste, der Schwarzbraune, ein kerngesunder Bub'," sagte der Pfarrer, „aber auch der Andere ist schön gewachsen und gar fein und geschlacht noch dazu,

daß es eine Freude ist. — Na, 's ist nur ein Glück, daß die Weiber nicht da sind," rief der kluge Mann aus, „einen hellen Kampf gäbe es um das herzige Knäblein, auf Ehre, einen hellen Kampf!"

Die Männer schüttelten nur so ihre Köpfe.

„Man hat halt selber allerhand so Gewürm im Haus," bemerkte der Sattler Veit.

„Der Herr Burgermeister hat's freilich leicht," setzte der Schneider Michel bei, und wies so mit einem scharfen Nadelstich auf die Kinderlosigkeit des Herrn Schlossermeisters Kammerböck.

Auch Rath Wiesmaier hatte keine Sprossen, und er zog schon den Athem ein zum Ausruf: ich nehm' den Andern! — da kam aber der Eckweber, ein Verwandter und heimlich hoffender Erbe von Wiesmaier, dazwischen und sagte mit leisem, aber nachdrücklichem Tone: „Ich hab' eine Stuben voll Kinder, aber auf der Stell' thät' ich diesen Balg zu mir nehmen, hätt' die Sach' nicht doch einen Faden!" Mit den Augen blinzelnd: „Man weiß nicht, was man sich in's Nest trägt! Der junge Kukuk, hab' ich einmal gehört, frißt, ist er nur erst großgezogen, seinen Nährvater auf. Und daß Eltern, die ihre Kinder so verlassen können, einmal nichts nutz sind, das liegt auf der Hand; und daß der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, das ist eine alte und eine wahre Sach'!"

Der Wiesmaier hauchte den eingezogenen Athem wieder still heraus.

„Will mich nicht wagen," sagten jetzt Mehrere, „man kunnt sich halt doch ein großmächtiges Kreuz aufladen; wer nähm's Einem ab!"

Die Männer verloren sich nach und nach.

Und als der Pfarrer — auch die Bäuerin war mit dem Gemeindevorsteher fortgeschlichen, das von diesem angenommene Kind in sein Haus zu tragen — und als er sah, daß das andere Knäblein ihm in der Hand geblieben, da sagte er zu seiner Wirthschafterin:

„Da haben wir's."

„Ja, das sehe ich," antwortete jene.

Hierauf war's eine Weile so still, daß man meinte, ein Mäuschen könnte man laufen hören unter dem Bücherbrett.

Das Knäblein schlief.

„Schwester!" sagte endlich der Pfarrer wieder, „es ist merkwürdig, wie Einem so ein zart Geschöpf auf dem Arm die Brust warm macht." Die Wirthschafterin schwieg.

„Schwester! es hat mir oft geschienen, wenn ich auf der Kanzel stand, es wären meine Predigten viel zu trocken und kalt. Könnte ich aber jetzt, zu dieser Stunde, zum Volke sprechen, ich denk', jetzt müßte ich mit dem Worte Gottes die Herzen erwärmen."

„Bewiesen hast es vorhin just nicht," sagte die Haushälterin, „aber wenn Du meinst, daß Dir der Kleine predigen hilft — seine Stimme ist letztlich besser als Deine — wenn Du meinst, Bruder, nimm ihn in's Haus."

„Verstanden hast mich!" sagte der Pfarrer freudig zu seiner Schwester, „das arme Kind sei unser! — Und jetzt — jetzt hat sich was gelöst in meiner Seele, was mich seit manchem Jahr insgeheim oft fürchterlich gedrückt hat. — O, sei willkommen, sei willkommen, Du Segen des Hauses, Du Glück des Herzens, Du liebes, süßes Menschenkindlein!"

Eine helle Thräne im Auge, küßte er den Knaben.

Sennon und Abdon.

Das war die Geſchichte, wie der kinderloſe Bürgermeiſter und der Pfarrer von Edelſee je einen Sohn bekommen haben.

Von den Eltern der beiden Knaben war nichts weiter zu entdecken, als daß etliche Tage nach der Geburt in einem Walde unweit jenes Bauernhofes ein todtes Weib gefunden wurde, das man als die Mutter der Kinder erkannte. Nun, die Brüder Vogelſang — der Name war offenbar aus der Luft gegriffen — ſind geborgen.

Für den Einen, den Sennon, paßte der Name allerdings nicht. Sennon war bei Herrn Kammerböck ſorgfältig und ſtreng erzogen. Selten ſah er um ſich einen lächelnden Blick, eine mildherzige Frauenthat. Er liebte das Eiſen und wollte nichts Anderes werden, denn Schloſſer. Und das war ſeinem Ziehvater eben recht. War es nun die wildſprühende Eſſe, war es der eherne Amboß, war es der ſchwere Hammer, was ſich mit der Naturanlage paarte — Sennon war ernſten, verſchloſſenen und herben Weſens. Die Heiterkeit der Jugend brach in ihm nicht durch. Er blieb ſtreng in dem Kreiſe ſeiner alltägigen Pflichten; und doch beklagte ſich der alte Meiſter einmal, daß ſein Sohn — er ſagte nie anders — eine ſo kalte Dankbarkeit hege.

Dieſer Ausdruck des Alten war unbehilflich und man wußte nicht recht, was er ſagen wollte. Herb wie Eiſen war jedes kurze Wort, das der junge Mann ſprach, und wenn einmal eine Rüge kam, ſo ſprühte er im Zorn. Dabei ſchien etwas Tückiſches in ihm zu ſein; zwar verſtand er's, Jedem feſt in's Aug' zu ſchauen, aber ſein Blick ſtach wie eine Lanze, und da wendete ſich manches Antlitz bald von ihm.

In seiner Körpergestalt lag nichts Anmuthiges, sie war eckig und scheinbar ungelenk; aber an Kraft und Kühnheit that's dem Sennon Keiner zuvor.

Als er in die Jahre kam, wo der Bursche sich sonst zu lustigen Genossen, bald auch zu schämigen Mägdlein gesellt, ging der Sennon entweder mit den allerwildesten Jungen der Gegend, oder ganz allein. Das Weibsvolk fürchtete sich fast vor ihm; und das schöne Töchterlein des Eckwebers, das von seinem Vater den Auftrag erhalten hatte, sich an den jungen Schlossermeister, den alleinigen Erben des mittlerweile verstorbenen reichen Kammerböck, zu machen — das Töchterlein sagte:

„So Einen, der die Kettenhunde mit dem Stocke schlägt und muthwillig die Blumen auf dem Felde todtstampft, so Einen mag ich nicht."

Ja, er trat die Blumen auf dem Felde nieder, aber ritterlich war seine That beim Kreuzwirthshause. —

Ganz anders stand's mit Abdon Vogelsang.

Seid's lustig, seid's lustig,
Thut's singen und hupfen,
So kann euch der Teufel
Kein Haar'l ausrupfen!

Das war sein Lieblingsliedchen. Der Pfarrer genoß an dem lebhaften blauäugigen Knaben ein inniges Glück. Mit unsagbarer Zärtlichkeit behandelte er den Kleinen und nie hörte Abdon ein herbes Wort, noch viel weniger erfuhr er eine harte That im Pfarrhofe. Eintracht, Liebe und Freudigkeit begleiteten ihn auf seinen Jugendwegen. Zwar war im Orte mitunter ein Stimmchen laut geworden, der junge Abdon sei ein leichtes Blut, ein Hupfindiewelt. Aber den braven Nährvater focht das nicht an, er hatte Beweise von

der großen Gemüthstiefe des Jungen. Hatte dieser doch selbst den ernstesten und bedeutungsvollsten Weg gewählt, den ein Mensch hienieden wandeln kann. In seinem dreizehnten Jahre hatte sich Abdon für den Priesterstand entschlossen. Freilich, wenn der junge Student das Hütchen schwenkte und sang:

Leutl, nur lustig,
Der Himmel ist offen,
Die Höll' ist versunken,
Der Teufel ersoffen,

so schüttelten alle Leute und selbst der Herr Pfarrer zu dieser ganz neuartigen Offenbarung den Kopf.

Hingegen wußte es Niemand, daß Abdon zur Abenddämmerung sich in die Kirche einschloß und mit gefalteten Händen und feuchten Augen vor dem Hochaltare betete. Und daß der Knabe im nächtlichen Schlafe zuweilen mit zitternder Stimme nach seiner Mutter, nach seinem Vater rief, das wußte — hörte nur der Pfarrer allein.

In der Zeit, da Abdon im Institute weilte, wehte im Pfarrhofe eine fast traurige Einsamkeit. Der betagte geistliche Herr und seine gutmüthige Schwester sahen sich über den kleinen Tisch hin oft still in die Augen und ergingen sich dann in Muthmaßungen, was zur Stunde wohl der Abdon in der Stadt treiben werde.

Wenn der Bursche — der zu einem wirklich schönen Jüngling gedieh — dann zu den Vacanzen wieder heimkehrte, welche Freude und Heiterkeit! und im Dorfe hörte man mit Vergnügen wieder seine fröhlichen Liedlein.

Als Kinder waren die beiden Brüder oft zusammengethan worden. Da aber der Pfarrer sah, sein Pflegesohn kehre von dem Brüderlein stets mit einem Kratz an Händen oder Wangen, mit einem blauen Fleck oder gar mit einer

blutigen Schramme an der Stirne zurück, so wurde auf die Bruderliebe verzichtet.

Und sie wurde auch später nicht sonderlich gepflegt; je mehr die Jungen heranwuchsen, desto weniger hielten sie zusammen Gemeinschaft, und schließlich standen sie gegeneinander im Verhältniß, wie irgend ein paar weitläufige Bekannte; sie riefen sich auf der Gasse zwar ein paar Worte zu, der Abdon grüßte auch noch über den Zaun den Bruder; des Weiteren ging Jeder seine besonderen Wege.

Besser, als bei seinem Bruder, traf's der junge Abdon, wenn er in den nahen Sommershof ging. Da kam er sicherlich nie mit einer Wunde zurück, im Gegentheil, da trug er manches Blumensträußchen an der Brust, manch' feines Kuchenstück in der Tasche. Und als er von dem kindlichen Gespielen zum höflichen Lehrer der Tochter des Hauses emporstieg, da gab's manches Ducätlein. Auch hatte ihm seinerzeit der alte Herr von Sommershof, auf eine Bitte seines Kindes eine auserlesene Bücherſammlung angeschafft. Da wurde das Singen des Burschen oft schier zum hellen Jauchzen.

Gunde hatte den feinen, sanften Studenten von Herzen lieb. Einmal, als sie ihm seine langen goldblonden Locken aus der schneeweißen Stirne strich, daß diese in ihrer reichen und weichen Fülle über den glatten Nacken wallten, sagte sie plötzlich:

„Sollten nicht geistlich werden, Abdon. Sie sollten eigentlich mein — meine Schwester sein."

Die seltsame Wendung fiel ihm kaum auf.

„Na, doch!" rief er und sang:

Die ein' Sach', die sollt' mich noch freuen,
Wenn ich ein Pfarrer werd' sein:
Zahl' ich dem Staat keine Steuern,
Kommt mir der Zehent noch ein.

Vormittag 's Kragerl umbinden,
Nachmittags nehm' ich die Flinten,
Schieße die Gemſ' vom Geſtein,
Wenn ich ein Pfarrer werd' ſein.

Aber ein' Sach' — —

Er brach ab und blickte das Mädchen ſchelmiſch an. „Aber ein' Sach'?" fragte der kleine Schalk.

Aber ein' Sach', die wird mich verdrießen,
Und die hab' ich oft ſchon betrau'rt:
Wenn ich immer copuliren werd' müſſen,
Und ich hätt' ſelbſt keine Braut.
Schön Mägdelein alle hingeben,
Und ich ſollt' alleine ſo leben.
Na, das Ding geht mir nicht ein.
— Wollt' ſchier kein Pfarrer mehr ſein . . .

Schwanken und Wanken.

So waren die Verhältniſſe, als Gunde, die junge Herrin von Sommershof, aus der Reſidenz wieder in das Landhaus zurückkehrte.

Ihr Vormund hatte, da er ſah, das Mädchen wolle in der Stadt nicht leben und lernen, ein altes Fräulein in den Sommershof geſtellt. Von dieſem war viel zu gewinnen, was feines Benehmen und frauliche Beſchäftigungen anlangte. Ein gewiſſes heimliches Ueberwachen des Mädchens ſchien nicht überflüſſig. Gunde war leichtlebig und oft übermüthig geweſen, wie ein toller Knabe; in's Firmament wollte ſie hineinhüpfen. Sie wußte auch nichts von einer unſichtbaren Grenze, die ein Weſen ihres Alters niemals überſchreiten darf. Sie war nach der Eltern Tod faſt frei und ſich ſelbſt

überlassen; sie mußte wissen, daß sie die Erbin des Gutes sei, und daß sie über kurz oder lang in die Lage kommen werde, aus den jungen Männern des Landes dem schönen Sommershof einen Herrn zu wählen.

Doch war es, als ob ein heiliger Engel sie bewachte; jener Engel, der die Jugend leitet und in einem unschuldigen Herzen sein Kämmerlein hat. Und dennoch — selbst die reinste Lilie schwankt im Winde.

Seit dem Tode ihres Vaters war Gunde etwas ernster geworden, und seit ihrer Rückkehr aus der Stadt war jene wundersame Aenderung in ihr vorgegangen, die in unserem menschlichen Leben den dunkelnden, glitzernden, wechselvollen April zum stillen, wonnigen Mai macht.

Doch lag es in ihrer kindlichen Natur, stets noch heiter und leutselig zu sein. Und sie arbeitete, wo sie ging, stand und saß, und sie lernte — freilich mit besonderer Vorliebe — das, was ihr der „Pfarrersbub," wenn er auf Vacanzen war, vorschlug.

So lebte sie in ihrer gewohnten Weise manches Jahr auf dem friedsamen Sommershofe. Es trug sich nichts Besonderes zu, als daß Gunde immer schöner wurde, daß eine wohlthuende Ebenmäßigkeit in ihre Seele kam, daß ihre tiefe Güte und heitere Milde immer reiner und edler sich gestaltete zum Segen der ganzen Gegend, und daß von allen Seiten der Windrose her die Freier angezogen kamen.

Anfangs war sie peinlich befangen, wenn so ein Werber in untadelhaftester Toilette und mit vollendetsten Manieren vor sie hintrat, und sie wußte um Gotteswillen nicht, in welche Baumwolle sie das harte Nein doch wickeln sollte. Nach und nach aber machten ihr die fremden, vornehmen Herrchen Spaß; sie ließ dieselben stets mit großer Höflichkeit

bewirthen, ließ ihnen zum Dessert die süßesten Früchte in einem — Körbchen reichen. Denn, daß war die junge Erbin von Sommershof gewiß: wenn sie jemals heiratet — das sei aber noch sehr die Frage — so nimmt sie Einen aus der heimischen Gegend, den sie schon kennt.

Sie fand sich nun bereits vollständig in die große Wirthschaft und sie hielt genaue Aufsicht und Rechnung über das Gebahren ihrer Pächter und Werksverwalter. Der Vormund, welcher in einem entfernten Flecken wohnte, ließ ihr immer freiere Hand. Sie verwahrte die Gelder und Werthpapiere bereits selbst, und was diese an Zinsen abwarfen, mit dem bestritt sie nicht allein ihre einfache Haushaltung, sondern versorgte auch zum größten Theile das Spital, die Schule von Edelsee, ließ die Wege und Brücken fester bauen, da dieselben fast alljährlich durch das Wildwasser zerstört wurden, und stattete die wohlthätigen Vereine des Ortes aus.

Da ereignete es sich eines Tages, es war eben eine Deputation aus einem abgebrannten Nachbarsorte vor der Thür, daß Gunde den Schlüssel zu ihrem Geschäftszimmer vermißte. Ist kein Unglück, es wird der Schlosser geholt.

Schwerfällig und klirrend, wie ein geharnischter Ritter, tritt Sennon mit seinen blinkenden Werkzeugen in's Haus — grüßt kaum, frägt nach dem Schloß. Der Dietrich klingt, die Thüre springt auf. — Gunde kommt, ladet den jungen Meister und Bürger von Edelsee freundlich zu einem Glase Wein.

Sennon nimmt das Glas in die rußige Hand, bleibt unbeweglich stehen und starrt der Jungfrau mit einem Blick in's Auge, der — er ist ganz unbeschreiblich — einen Weltbrand könnte solches Feuer entfachen. — Sie hat den Blick nimmer vergessen.

Dann trinkt er in einem einzigen durstigen Zuge den Wein aus, sagt einen kurzen Gruß und klirrt wieder davon.

Gunde bleibt auf ihrem Platze sitzen und zittert am ganzen Leibe.

Sie war von diesem Tage an wieder dieselbe — und doch nicht ganz. Sie war arbeitsam und heiter, sie freute sich auf die baldige Ankunft des jungen Theologen, der auf seine vorletzten Vacanzen heimkehrte; sie freute sich auf ihn, wie der Pfarrer, der an wohligen Sommerabenden mit seiner Schwester öfter und öfter schon das bevorstehende Fest der Priesterweihe ihres Lieblings besprach.

Der Student kam und als er sich wieder auf dem Sommershof einfand, begrüßte er seine Freundin mit folgendem Liedchen:

„Der Student, der Student
Hat die Bibel verbrennt,
Hat die Betschnur verworfen
Ist dem Mägdlein nachg'rennt."

Dafür erntete er einen Verweis. Der war aber keine streng grollende Bußpredigt, womit sonst das Mädchen gewohnt war, dem Burschen seine Unsitten vorzuhalten, und bei welcher sie regelmäßig selbst zuerst in ein Gelächter ausbrach; der heutige Verweis that weher, denn er war in mildem Ernste gesprochen. Geruhsam sagte sie, daß sich derlei Poesien für ihn nun nicht mehr schicken.

Er blickte sie an. War sie nicht ganz anders auf einmal? So groß, so würdevoll, so schön! — Wie eine Königin!

Mit einem Schlage war nun auch Abdon ernsthaft; langsam trat er vor sie hin und drückte ihr die Hand.

Allerdings, als sie hierauf im Lustwäldchen wandelten, lächelten sie Beide und blickten sich an.

„Maid!“ sagte dann plötzlich der schlanke Jüngling, an welchem die zunehmenden Jahre den Zauber kindlicher Jugend und mädchenhafter Zartheit nicht verwischen konnten, „Maid, Sie haben mir heute den Gesang von der Zunge gerüttelt. Und ich hätte Ihnen gern ein neues Lied vorgesungen.“

„In der That?“ neckte das Mädchen, „gewiß aber schon ein geistliches Lied?“

„Ein sehr, sehr weltliches, Jungfrau. Nämlich —“ er bückte sich nach einem Maßliebchen — „und zwar“ — er zerknitterte das Maßliebchen — „meine liebe, liebe Freundin . . .“

Er schluchzte.

„Um Gotteswillen, Abdon, was ist Ihnen?“

„Nichts. Ich bin nur so; wenn ich nicht singen kann, so muß ich weinen.“

„Aber so singen Sie doch!“

„Jetzt kann ich nicht mehr. Und jetzt —“ er rieb zwischen den Fingern noch immer das arme Blümchen — „jetzt will ich Ihnen was sagen, Gunde, das hätte ich Ihnen schon vor einem Jahr dürfen mittheilen, es wäre besser gewesen und es wäre das Jahr nicht verloren gegangen. — Ich mag nicht geistlich werden.“

Gunde hörte es und schritt an seiner Seite hin und sagte lange kein Wort. Endlich blieb sie stehen, blickte in sein Antlitz und sprach:

„Sehen Sie, das kommt von Ihren weltlichen Liedern.“

Er wog, ob das Wort in Scherz oder in Ernst gesprochen.

„Nein," sagte er hierauf, „nicht so! Die Weltlichkeit zieht mich nicht eben an. Weiß auch keinen Stand, der mich sonderlich freuen könnte."

„An's Heiraten denken Sie!" rief der Schalk.

Darauf — es ist die Thräne noch kaum trocken — schon wieder ein Liedchen:

„Was ich thu', weiß ich nit,
Heiraten kann ich nit;
Die ich krieg', mag ich nit,
Die ich möcht' — krieg' ich nit."

„Ich an Ihrer Stelle," versetzte das Mädchen rasch, zögerte aber ein wenig mit den weiteren Worten, „ginge in's Kloster." „In's Kloster," murmelte der Jüngling, „Jungfrau, das ist für mich kein schlechter Rath; denn es ist eine Besonderheit in mir, die für's Kloster eher paßt, als für die Dorfkirche. Weiß auch nicht, woher das kommt; habe die Albernheit noch bei keinem Menschen sonst bemerkt."

„Abdon," entgegnete Gunde, „diese Albernheit, ist sie zu groß, um sie mittheilen zu können?"

„Wie kann ich denn geistlich werden!" rief er, „wenn ich mich schäme, vor den Leuten zu beten!"

Das Mädchen lachte laut auf, hielt sich aber sogleich die Hand vor den Mund und sagte:

„Wie? Sie, der zu allen Fenstern der Welt seine Schelmenlieder hineinsingt, schämen sich, öffentlich zu beten! Aber wenn ich's genau erforsche, Abdon, geht es mir gerade so wie Ihnen. — Und jetzt ist es mir klar, warum ich einen Widerwillen gegen die Sonn- und Festtagsgottesdienste habe und warum ich nur immer des Werktags in die Kirche gehen möchte, wo nichts vor dem Altare brennt, als meine Andacht und das ewige Licht."

„Wird auch dem lieben Gott so recht sein," sagte Abdon, „gehe, um zu beten, in's stille Kämmerlein, steht's geschrieben. Und in mich sind so Dinge einmal fest hineingewachsen, wie manchmal das Erz in den Stein, und ich bringe sie nimmer heraus. — Der Priester, wenn er mit seinem Gott spricht, hat Aller Augen auf sich: und bedächt' ich das, so hätte ich gar keine Erhebung bei dem heiligen Werk. — Ja, nicht wahr, und da wird es viel vernünftiger sein, ich laß die heilige Weihe bleiben?"

„Und Ihr Pflegevater, der Herr Pfarrer?" versetzte Gunde mit sehr leiser Stimme.

Abdon schwieg und bedeckte sein Angesicht mit beiden Händen. Dann drückte er der Freundin wortlos die Hände und ging davon. Und als er hinschritt unter den Buchen und unter den Pappeln, dem Dorfe zu, da sang er, wenn auch mit gedämpfter Stimme:

Setz' ich mich nieder
Auf's grünende Moos,
Fallen zwei Röselein
Mir in den Schoß.
Das eine ist weiß,
Das andre ist roth;
Das eine heißt Leben,
Das andre heißt Tod.

Gunde blickte ihm nach und durch ihr Haupt zogen viele Gedanken. — Hat auch er ein heimlich Herzweh, daß er es Gott nur unter vier Augen will klagen? Ein weißes Röslein und ein rothes, und siehe, er weiß nicht, welches er nehmen soll . . .

Nach dieser Begegnung war die Erbin von Sommershof ein paar Tage lang fast schwermüthig. Hingegen gab der dritte Tag eine prächtige Zerstreuung.

Der Vormund hatte wieder einmal einen Freier geschickt. Der war allerdings ein klein bischen säbelbeinig, hingegen trug er auf diesen Beinen ein anmuthig gerundetes Bäuchlein. Er war wohl nicht mehr zu jung, hingegen durchaus erfahren und verständig. Heillos viel Geld hatte er, und so war er von dem fürsorglichen Vormund wärmstens empfohlen.

Gunde war, als der Herr eintrat, eben mit ihrem Stubenmädchen beschäftigt. Dieses probirte ein Battistkleid der Herrin an, das gerade fertig geworden war. In dem Augenblick trat er ein.

Eine sehr höfliche Verbeugung vor dem Stubenmädchen in der rauschenden Robe; ein leichtes Kopfnicken gegen Gunde im einfachen Hauskleide. Den kurzen, verständnißinnigen Blick, den die beiden Frauenspersonen in diesem Momente wechselten, bemerkte er nicht.

„So hab' ich endlich das große Vergnügen," begann der fremde Herr mit einer sehr galanten Verbeugung, „das schöne, liebenswürdige Fräulein von Sommershof zu sprechen?"

„Gefall' ich Ihnen?" versetzte das Stubenmädchen.

Einen Augenblick stutzte zwar der Werber über diese jedenfalls vorschnelle Bemerkung; doch rief sich's sogleich vor die Seele, daß er auf dem Lande sei und daß das Fräulein in dieser Bauerngegend kaum Gelegenheit gehabt haben dürfte, eine besonders feine Erziehung zu genießen. Indeß war er Weltmann genug, um sofort auch den zwanglosen Ton der allerdings hübschen ländlichen Damen anzuschlagen.

„Reizender Engel," sagte er, „da Sie selbst mich in so liebenswürdiger Weise zur Offenheit einladen, so gestehe ich es: Sie gefallen mir!"

„Das freut mich, mein Herr," flüsterte das Mädchen erröthend und einen vielsagenden Blick in den Hintergrund werfend, wo Gunde in anscheinender Gleichgiltigkeit an der Nähmaschine saß.

„Wahrhaftig!" rief der wohlbeleibte Herr, „Sie entzücken mich, und ich lobe mir die ländliche Natürlichkeit und Einfachheit, welche die für einander sympathisirenden Menschen schlicht auf kürzestem Wege zusammenführt. — Ihr verehrter Herr Vormund hat Ihnen jedenfalls brieflich schon Alles mitgetheilt. Ich bin der Bankier Strauching aus Wien." — Verbeugung. — „Aufrichtig, mein Fräulein, ich gedachte mich — obwohl, wie Sie sehen, in den besten Jahren, durchaus in den besten Jahren — gedachte ich mich nicht mehr zu verehelichen. Doch, Ihr Auge sagt es mir, daß nur —" ein Seitenblick gegen die Nähmaschine, die ihn etwas zu geniren schien, dann leiser: „daß nur Sie, mein liebes Fräulein von Sommershof, allein es sind, die mich glücklich zu machen im Stande ist."

Jetzt war dem Stubenmädchen angst und bang geworden. Solch' schöne Worte hatte ihr noch Niemand gesagt, selbst der Kutscher nicht; — es schwindelte ihr Kopf, sie verlor die Geistesgegenwart, sie fühlte sich nicht mehr im Stande, ihre Rolle weiter zu spielen.

„Sie werden entschuldigen —" hauchte sie, in der guten Hoffnung, daß ihre angebeteten Reize durch die Richtigstellung der Thatsache nicht verlieren würden — „ich bitte, ich bin nicht das gnädige Fräulein. Ich bitte, das gnädige Fräulein — hier."

Am Fenster wiegte eine große, dunkelrothe Aster; vergleichbar mit dieser war jetzt das Antlitz des Freiers. Der Versuch, zu lächeln, mißrieth. Die Pein war groß.

„Wollen Sie doch etwas Platz nehmen," lud nun Gunde, der Schalk, den Fremden ein. Er blieb stehen und flehte um Verzeihung.

„Hat ja nichts zu bedeuten," sagte Gunde, „ich habe nichts gegen die Verbindung, könnte auch nichts dagegen haben. Einerseits wird es mir zwar leid thun, das brave, fleißige Mädchen zu verlieren —"

Da sah Herr von Strauching wohl, es war Alles für ihn verloren. Eine Verbeugung und er tastete sich zur Thür hinaus.

Ihr fragt nun, wie das einem „Weltmann" geschehen konnte; dasselbe fragte sich auch der Bankier. Die Naivetät ist eben im Stande, manchmal auch den Weltmann aus dem Geleise zu bringen. — Der Zufall war possenhaft genug gewesen. Gunde aber wußte ihm Dank, daß er so rasch ihr einen widerlichen Freier vom Halse geschafft hatte, der doch nur der anzuhoffenden Besitzthümer wegen in den Brautwerberfrack geschlüpft sein mochte.

Nicht lange nach diesem Begebnisse kam ein Brief vom Vormund, in welchem dieser aussprach, daß, wenn das Fräulein von Sommershof denn ihr Glück mit Füßen von sich stoßen wolle, er des Weiteren nicht mehr für ihr Wohl zu sorgen gesonnen sei. Er lege die Stelle des Vormundes nieder. Er werde nur noch die geschäftlichen Angelegenheiten der Sommershof'schen Güter überwachen; das Fräulein für sich möge machen, was es wolle.

So ist es auch in der Ordnung, dachte Gunde.

Mit gewohnter Heiterkeit ging sie, den Brief zerknitternd, durch das Wäldchen gegen den nächsten Meierhof.

Auf der Rasenbank unter der Lindengruppe saß Abdon. Er las in St. Pierre's „Paul und Virginie". Er war dabei

ganz wehmüthig gestimmt. Er wiederholte dann seiner Freundin, daß er die theologischen Studien wirklich aufzugeben gedenke, daß er es aber immer noch nicht gezeugt habe, dieses Vorhaben dem Ziehvater mitzutheilen.

Das Mädchen saß neben dem Jüngling; er streichelte mit der rechten Hand sein Kinn, an welchem kaum noch das Fläumchen eines Bartes zu spüren war; sie hub an, vom jungen Schlosser Sennon zu sprechen. Der wisse, was er wolle, und führe es aus. Der sei ein Mann. Das habe er bei dem letzten Ringen auf dem Adamberge wieder gezeigt. Die drei Stärksten warf er auf den Rasen und gewann als ersten Preis den Degen mit dem silbernen Griff.

Abdon scharrte mit dem Stiefelabsatz im Sande und pfiff ein Liedchen.

Er schloß sich dann dem Mädchen an auf dem Gange gegen den Meierhof. Als sie durch den jungen Tannenwuchs schritten und der Student die Jugendfreundin, wie gewohnt, an der Hand führte, sprach Gunde:

„Lieber Abdon, ich muß Ihnen nun einmal was sagen."

Der Jüngling blickte sie mit seinen hellen Augen an.

„Wir kennen uns," begann sie, „wir kennen uns Beide von Kindheit an; Sie sind mir wie mein Bruder gewesen und ich möchte Ihnen gern eine Schwester sein. Auch danke ich Ihnen so viel des Schönen und Wissenswerthen. Darum thut es mir sehr, sehr leid, lieber Abdon, daß ich Sie auf Etwas aufmerksam machen muß. Sie werden aber gewiß einsehen, daß es nöthig ist, vielleicht Ihretwegen sowohl wie meinetwegen. — Daß Sie nicht Priester werden wollen, das werden die Leute nun bald erfahren. In meinen Augen, lieber Abdon, sind und bleiben Sie, was Sie waren, ja,

aufrichtig, werden mir von nun an vielleicht noch mehr sein. Aber Eines, mein lieber Freund: zusammensein dürfen wir Beide von jetzt an nicht mehr so, wie bisher. Es will sich nicht schicken — und das ist's, was ich Ihnen sagen wollte."

Abdon blieb stehen und blickte zu Boden. Seine Wangen glühten, seine Mundwinkel zitterten.

„Muß ich jetzt gleich fort?" fragte er leise.

Da legte das Mädchen den Arm auf seine Schulter, wühlte mit den Fingern in seinen Locken und sagte mit weicher Stimme:

„Nein, so müssen Sie es nicht verstehen, Abdon. Sie müssen mein lieber Freund verbleiben für alle Zeit."

Er küßte ihr die Hand und eilte davon. Die Sache war aber nicht geschlichtet.

Etliche Tage nachher, am späten Abend, hörte man im Rosenhege vor Gunde's Schlafgemach folgendes Liedchen singen:

Schön blau is der See,
Und mein Herz thut mir weh,
Und es wurd' wieder g'sund,
Wann ih dih hab'n kunnt.

Mei' Hand hast mir druckt,
Und in d' Aug'n hast mir guckt,
Und a Busserl hast mir geb'n,
Für dih wag' ih mei' Leb'n.

Der gute Junge! Jetzt, da ihm der Besuch im Tageslicht mißrathen ist, kommt er in der Nacht .... Doch wie anders? Der Funke unter der Asche, der erstickt werden sollte, war plötzlich zur hellen Flamme ausgebrochen — zur leidenschaftlichen Gluth.

Gunde lauſchte und ſchauerte.
Und der Sänger im Hage fuhr fort:

Wenn ih Dih nit krieg
Und kein' Andere mag,
So hab' mein leblang ih
Kein' luſtigen Tag!

Ja, Du biſt mein Alles,
Biſt meine Luſt,
Dir reiß' ich das Herz
Aus meiner Bruſt!

Das Mädchen richtete ſich raſch empor. Ein Zittern und ein Wogen war in ihr; ſie mußte, mußte Antwort geben:

Im Herzen da d'rin
Wachſt ein Roſenmarin,
Brockſt ihn ab, g'hört er Dein
Aber treu mußt mir ſein.

Sie hatte da unten ein weiteres Auflodern erwartet, aber es war ſtill, es zirpten die Heimchen.
Nach einer Weile erſt flüſterte der Sänger:

Wir Zwei geb'n uns d' Hand,
Und wir Zwei hab'n uns gern,
Und wir Zwei bleib'n beinand,
Bis ſie uns außitrag'n wer'n.

So männlich-leidenſchaftlich die erſten Verſe geſchienen, ſo mädchenhaft weichmüthig wurden dieſe Worte geſungen, und ſo ſchwärmeriſch und traurig, daß die Herrin von Sommershof ſtill das Fenſter ſchloß.

Neuigkeiten.

In Edelsee machten zwei Dinge plötzlich von sich reden.

Erstens: der „Pfarrersbub" will nicht Pfarrer werden! — Pfarrer nicht und sonst vielleicht auch nichts. Er selber am wenigsten weiß es, was er sein möchte. An dem ist nichts Festes, nichts Bestimmtes; wenn ihn eine Bänkelsängergesellschaft mit sich nähme, das wäre für ihn noch das Beste.

Die Bösmüthigen freuten sich heimlich darüber, daß der feine „Pfarrersbub" zum Aerger des Pfarrers den Weg verloren, und sie wollten den biegsamen hübschen Jüngling zu einem Werkzeug ihrer Ränke und Begierden machen.

Die Gutmüthigen suchten den Burschen wieder für die priesterliche Laufbahn zu gewinnen.

Und die Durchschnittsmenschen von Edelsee sagten: Sei es wie immer, der Abdon Vogelsang sei ein lieber, lustiger Geselle, und so Leute kämen durch die Welt. Da sei sein Bruder, der ungefügige Schlosser, ganz anders d'ran. Der — hätte er kein Handwerk gelernt — könne verhungern, ohne daß ein Hahn nach ihm krähe.

Dem wurde scharf widerlegt durch die zweite Neuigkeit: Das schöne Fräulein Gunde, die junge Herrin von Sommershof, hat ein Auge auf den Schlosser Sennon!

Das war anfangs platterdings nicht zu glauben.

Es lebten — wenn man schon in der Gegend bleiben wollte — so viele prächtige Burschen in und um Edelsee — jung, hübsch, frisch, lustig und mit hellen Köpfen.

Manchem wär's schon angestanden, den Herrn auf Sommershof zu spielen. Wie kam nur dieser wilde Bär, der Schlosser dazu, dem Fräulein zu gefallen?

Aber sie bevorzugte ihn. Beim Volksfest am Bartholomäustag hatte man es wieder gesehen. Sie sprach mit ihm,

sie ging an seiner Seite durch das Gedränge der Menschen. Sie hielt ihn an der Hand, er lächelte — wahrhaftig, der Sennon hatte gelächelt. Der grausame Hahnenkampf wollte ihr nicht gefallen; aber da Sennon es war, der mit der Binde vor den Augen den an einem Bande flatternden Hahn erschlug, lächelte sie doch. Und als er ihr den erlegten Hahn zur Spende machte, sagte sie ihm beim Löwenwirth ein Tänzchen zu. Und als dieses Paar zusammenstand, da trat Alles zurück; selbst den Musikanten wollte vor Verwunderung der Athem stecken bleiben in den Pfeifen. Der Sennon tanzte sehr ungeschickt; Gunde schwebte mit großer Anmuth. Es war, als hinge an einem knorrigen Kiefernast ein Blüthenblatt.

In des herben Burschen Auge lag ein Strahl, wildschön, wie der Blitz.

Den „Pfarrersbuben" hörte man zu dieser Zeit im Dorfe noch häufiger und noch lustiger singen, als sonst. Dem guten Pfarrer schnitt das Singen in's Herz. Er wußte, dem Burschen war nicht wohl. Es steht zu lesen, daß der gefangenen Vöglein Sang, der unsere Wohnungen so freundlich belebt, nur ein Klagelied sei. Vielleicht war es an Abdon dasselbe. Allein, ganz allein mit sich, hatte der gute Junge den Kampf seiner Berufswahl und vielleicht noch manch' Anderes auszuringen; wer konnte ihm dabei helfen? Nur gütlich rathen wollte der Pfarrer, des Weiteren dem jungen Manne aber nicht vorgreifen.

Um den Schlüssel zum Herzen.

Auch im Wäldchen zu Sommershof waren Abdon's Lieder wieder zu hören, bisweilen keck und schalkhaft, bisweilen bitterlich traurig.

Gunde horchte oft und suchte den Sänger. Der war wie der Kuku, er erhob hinter den Bäumen und Büschen seine Stimme, doch sehen ließ er sich nicht. Aber die Ruhebänke und Rasenplätze, wo sie früher so oft mitsammen gewesen, waren mit hellen Blumen geschmückt, bekränzt, und selbst auf den Sandweg, den Gunde gern wandelte, waren zuweilen Blumen gestreut.

Ach, wie gern ich bei Dir wär',
Du mein Liebstes auf Erden!

sang er einst hinter einem thaufeuchten Flieder. Das Lied war schmerzbewegt und endete mit den Worten:

Doch, einst wirst Du klagen,
Und einst wirst Du sagen:
Ein guter Bursch' war's!

Ei, das gab die Maid ja heute schon zu, und sie hätte sich zu einem Plauderstündchen ja gern finden lassen von ihrem brüderlichen Jugendgenossen. Aber der Junge kam aus seinem Verstecke nicht hervor, und da trillerte das Mädchen folgendes Trutzliedchen:

„Mein Herz, wie ein Trüherl,
Ist versperrt mit ein' Riegerl,
Nur ein einziger Bua
Hat den Schlüssel dazua."

Einmal sah der Schlosser Sennon seinen Bruder aus dem Wildgarten von Sommershof treten. Er wurde blaß bis unter den jungen, kohlschwarzen Vollbart hinein. Er stieß einen kurzen, aber wuchtigen Fluch aus.

Abdon grüßte freundlich den Bruder und hüpfte mit einem Liedchen davon. — Er eilte dem Schulhause zu und spielte mit den Kindern, er weilte vor dem Armenhause und

erheiterte die alten und kranken Leute durch sein lustiges Singen. Wie glücklich war er, wenn man seinen Liedern, seiner Stimme lauschte! In ihrer eigenen Mundart sang er den Menschen Trost und Lebensfreudigkeit, sonst hatte er nichts für sie.

Eines Abends, es war still und gewitterschwer und schwül — lauschte Gunde in seltsamer Stimmung dem Gesange des Studenten. Derselbe stand heute nicht vor ihrem Fenster, sondern befand sich außerhalb der Umfriedung des Wäldchens und schien langsam vor sich hinzuschreiten. Gunde war nur zufällig noch im Wäldchen, um ein junges Sevenbäumchen zu begießen, da sie der Versprechung des wolkenschweren Himmels nicht glaubte. Da hörte sie sein Lied, das sie bisher noch nie vernommen hatte:

Zu Straßburg an der langen Brück',
Da stand ich spät am Tag,
Nach Süden wandt' ich meinen Blick,
Wo grauer Nebel lag.
Da dacht' ich mir, dahinter liegt
In wundersamem Reiz,
Mit ihren Matten, ihren Höh'n,
Mein Vaterland, die Schweiz.

Und als ich dacht' und als ich sann,
Da zog ein Knab' vorbei,
Er blies am trauten Alpenhorn
Die Heimatsmelodei.
Da ward's mir kalt, da ward's mir warm,
Rasch sprang ich in die Fluth,
Ich schwamm hinaus mit starkem Arm,
Ich schwamm davon mit Muth!

Im Tone der Hoffnung und Lust waren die letzten Worte gesungen. Ein Jauchzen war's wie im Hochgefühl der Befreiung.

Wie gebrochenen Muthes fuhr der Sänger dann fort:

Hätt' mich der Häscher nicht geseh'n,
So hätt' es keine Noth.
Nun hatte man mich eingebracht,
Und schießt mich morgen todt . . .
— Ach, meine Freunde, glaubt es mir,
Das war ein süßer Ton!
Der Knabe, der das Alphorn blies,
Der trägt die Schuld davon. —

Sie führen mich zum Thor hinaus
Und zählen fünfzehn Schritt.
O, schießet wacker, doch zuvor
Gewähret mir die Bitt':
Und blast mir noch das Alpenhorn
In wundersamem Reiz,
Und grüßet mir viel tausendmal
Mein Vaterland, die Schweiz! . . .

Ein seltsam ergreifend Lied! Und mit welcher Seele es gesungen worden!

Tiefe, unheimliche Stille herrschte, Gunde's Füße waren wie in den Boden gewurzelt. Eine schwere Bangniß, und es war, als müßten plötzlich die Schüsse knallen.

Und als das Mädchen endlich dem Hause zuschritt, sagte sie: „Abdon ist ein liebes, goldenes Herz. — Er kennt kein Vaterland, ist heimatlos, und doch lebt gewiß kein Mensch auf Erden, der das Lied von des Schweizers Heimweh mit solcher Gemüthsinnigkeit zu singen vermöchte. Ob er öfters solche Lieder hat, wenn er allein ist? . . . Ach, so gut wie er ist Keiner mehr auf der Welt!"

Als sie dann in ihrem Bettchen lag und die Seidendecke empor über den bewegten Busen zog, weinte sie.

Der Knabe, der das Alphorn blies,
Der trägt die Schuld davon.

Nicht gar lange hernach war im Hause zu Sommershof wieder einmal ein Thürschloß schadhaft geworden.

Bei dieser Gelegenheit sagte Gunde zu dem jungen Schlosser folgende Worte:

„Sie verstehen es, mit Stahl und Eisen die Schlösser zu öffnen, und Ihr Bruder, der besitzt eine Wünschelruthe, durch die sich jedes Pförtlein aufthut."

„So," sagte Sennon und biß die Zähne aufeinander.

„Mein lieber Meister," fuhr das Mädchen fort und legte die Hand leise auf seinen Arm, „könnten Sie denn nicht auch heiter sein, wie Abdon? Gerade von Ihnen möchte ich eines seiner Liedlein hören. Singen wir doch einmal zusammen."

„Steht mir nicht an," entgegnete Sennon, „Weiber mögen singen, wir Männer müssen thaten!"

Als er dann wieder in seiner Werkstatt war, murmelte er mehrmals: „Besitzt eine Wünschelruthe, durch die sich jedes Pförtlein aufthut . . ."

Und dann hieb er mit dem Hammer auf den leeren Amboß, daß es Funken gab.

Kunigunde aber — immer inniger hub sie an, Abdon zu lieben, und immer leidenschaftlicher mußte sie an Sennon denken. Sie begann zu ahnen und zu bangen. Zu bangen um ihr Glück. Sie fühlte, sie hatte keinen Freund in dieser

ihrer gefährlichsten Lage, und sie hatte keinen Halt; ohne Steuermann schwankte und wogte das Schifflein ihres Herzens auf sturmbewegtem Meere der Liebe.

Zwei Meisterschüsse.

Und so neigte das Zünglein hin und her zwischen Blüthe und Frucht. Da nahte der Tag der Entscheidung.

In der Gegend von Edelsee wurde viel des Waidwerks gepflogen; der Sommershof selbst hatte ein großes Revier. Mehrere Jagden wurden alljährlich abgehalten, an denen sich selbst die junge Herrin des Gutes ritterlich betheiligte.

Sonst war sie gern in Gesellschaft ihres jungen Lehrers und Lerngenossen, des „Pfarrersbuben," gegangen, obwohl dieser kein Freund war „solcher Raub- und Mordzüge gegen die unschuldigen Thiere des Waldes".

In diesem Jahre war es anders. Man weiß nicht, hielt sich die Jungfrau von Abdon fern, weil er ihr für echte Jagdlust zu sentimental war, oder weil ihr vor einer jungkeimenden Neigung bangte; sie wußte das selbst nicht. Doch war sie in diesem Jahre an der Seite des Schlossers Sennon ausgeritten und hatte in solcher Gesellschaft eigenhändig einen Rehbock erlegt.

Außer den Jagdzügen wurde auf der prächtigen Schützenstatt im Wäldchen von Sommershof alljährlich im September, am Tage des heiligen Waidmannes Eustachius, ein großes Scheibenschießen abgehalten.

So war es schon zu Lebzeiten des alten Herrn von Sommershof, und so auch in diesem Jahre. Gunde war Fest- und Bestgeberin. Wohl mehrere Dutzend niedlicher, neckischer, mitunter sehr brauchbarer und werthvoller Gegen-

stände standen auf dem Prunktische in der Schießhalle. Das Theil für den besten Schützen aber, das erste Best, lag bislang noch begraben in der kühlen Erde des Kellers, es bestand aus zwanzig Flaschen Schaumweines.

Zahllose Kränze und Fahnen schmückten die Schießstatt. Schon am frühen Morgen des obengenannten Tages füllte sich die große Halle mit Schützen. An den Wänden herum standen kernige Liedchen und Sprüche, der deutschen Männer Biederkeit, Kraft, That und Ziel preisend. Auf den Tischen klangen die Gläser, in der Standhalle klapperten die Ladstäbe, knackten die Hähne. Dazwischen scholl das muntere Gespräch und heitere Lachen der Männer.

Hundertfünfzig Schritte über den Plan hin stand die weiße Scheibe mit dem schwarzen Aug' im Mittelpunkt, gegen welches probeweise mancher Lauf schon vor dem Beginne des Schießens gerichtet war. Der feste Schutzwall des Zielers war mit bunten, lustig wehenden Fahnen bepflanzt. Der Zieler selbst, in die vielfarbig schillernden Lappen des Hanswurst gehüllt, hüpfte possierlich hin und her, bereitete das Glöcklein, das mittelst eines Drahtes mit der Schützenhalle in Verbindung steht und durch sein Anläuten dem Zieler bedeutet, daß er aus dem Verstecke ungefährdet zur Scheibe vortreten dürfe; und er bereitete den „Aufzeiger", ein rothes Stäbchen, womit der in der Scheibe sitzende Schuß den Schützen aufgezeigt wird; und er bereitete die Schußnägel, mit welchen die Löcher in der Scheibe stets verstopft und markirt werden; und er richtete den Pöller, der, hinter der Scheibe abgefeuert, einen Kern- und Centrumschuß anzeigte. Das Schießen begann. Steter Pulverrauch zog zu den Kronen der alten Eichen empor und das Geknatter hallte lustig in dem Wäldchen.

Bald fand sich die junge Herrin von Sommershof ein, angethan mit ihrer vollsten natürlichen Heiterkeit. So schien es. Daß eine Last auf ihrem Herzen wuchtete, die sie sich selbst nicht zu erklären wußte — man sah es dem lieben lächelnden Gesichtchen nicht an. Sie war an allen Enden und Ecken, sie munterte ringsum zur Lustbarkeit auf, sie verfolgte lebhaft die Resultate der Schützen, die ein unermüdlich kritzelnder Schreiber — der Schulmeister mit den alten Glasaugen und der „rothen Schnupftabaksdose mitten im Gesicht" verzeichnete; sie stand bei dem gemüthlich heitern Abdon oder saß unweit des ernsthaften Sennon.

Es wurde gut geschossen, und der betagte Herr Pfarrer, der heute das allererstemal mitthat, schlug eine schallende Freude an, als er die Scheibe traf.

Der junge Schlosser Sennon that einen Schuß, bei welchem der Zieler zweimal hoch emporhüpfte und jauchzte und dann mit dem rothen Stäbchen die Kugel zeigte. Sie saß im schwarzen Auge.

Ohne ein Lächeln, ohne eine Miene zu verziehen, lehnte Sennon das Gewehr in seine Scharte und setzte sich zu seinem Glase. — Gunde brachte dem Schützen lächelnd ein Sträußchen von Nelken und Thymian und steckte es ihm an die Brust. Er hielt sie einen Augenblick fest an der Hand und flüsterte:

„Jungfrau, ist das Alles?"

Sie deutete auf den Besttisch: Er würde schon mehr bekommen. Ein wenig erröthend trat sie zurück.

Schon nahte die Mittagsstunde, da that der „Pfarrersbub" den seltensten Schuß. Derselbe entlud den Pöller! Der Zieler sprang mit kreischendem Jauchzen dreimal empor, schlug einen Purzelbaum und geberdete sich wie toll. Dann wies er

mit dem rothen Stäbchen den Schuß — der hatte mitten durch das Centrum geschlagen.

Ein fröhlicher Lärm brach los; drei Männer huben den Studenten auf die Achseln und trugen ihn so im Triumph durch die Halle.

„Schatzerl!" sang der Bursche,

„Schatzerl, hast's g'hört,
Wie mir's Herzerl hat zuckt?
Und auf Dih hab' ih denkt,
Wie ih 's Hahn'l hab' druckt!"

Gunde hatte vorhin das Sträußchen verschenkt. Was hatte sie jetzt dem neuen Helden zum Preis? In ihrer überschäumenden Herzensfreude zog sie ein Ringlein vom Finger und steckte dasselbe vor aller Leute Augen dem glücklichen Abdon an die Hand.

„Bravo!" hieß es im Chor, „ja, das war ein Meisterschuß! Und wenn wir's wochenlang treiben, das schnalzt ihm Keiner mehr weg. Trutz läßt sich's jetzt schon sagen: Abdon Vogelsang ist der Schützenkönig!"

Von allen Seiten jubelte, trank man ihm zu. Nur Sennon saß finster in seiner Ecke und hob das Glas nicht.

Einen kleinen Unfall hatte Abdon's Meisterschuß doch zur Folge gehabt. Der Zieler hatte sich bei seinem tollen Purzelbaum die rechte Hand dermaßen verrenkt, daß ihm der Arzt einen Verband authat und ihn so für die Scheibe unmöglich machte.

Wo ist ein Zieler für den Nachmittag?

Es meldete sich Keiner. Es war so leicht nicht, es an Narrheit dem gewohnten Männlein nach- und den Herren

recht zu machen. Mancher wollte auch in das bunte Narrenjöpplein nicht schlüpfen, glaubte sich durch den farbigen Rock was an seiner Bürgerwürde zu vergeben, Mancher sagte gar: „Weit weg ist gut gegen den Schuß!“ und zog sich seitab.

Da trat Abdon herfür: Er habe seine Pflichtschüsse gethan, er wolle nicht müßig dastehen, er kenne das Geschäft aus der Knabenzeit her, er wolle Zieler sein.

„Der Schützenkönig als Zieler?!“ riefen die Leute, „nein, das geht nicht. Der Schützenkönig gehört in einen goldenen Wagen, bespannt mit sechs silbernen Eseln!“

Das wollte den jungen Mann verdrießen. — Glauben sie, daß er sich auf seinen Schuß was einbildet? Oder was sollen die silbernen Esel?

„Da will heut' Einer demüthig sein aus Hochmuth!“ wurde geflüstert, man wußte nicht von wem; „ja, ja, reicht sie ihm, die Narrenkappe, er nimmt sie doch nicht.“

„Nicht?!“ rief Abdon, und er wußte kaum, gegen wen er 's zu thun hatte. Es war, als hätte der Meisterschuß aber wirklich in dem Burschen plötzlich den Geist des Widerstandes und der Auflehnung geweckt. — Es ist Zeit, daß er seinen eigenen Kopf habe. Gerade weil sie glauben, er könne und solle nicht Zieler sein, oder er wolle nur eine Ziererei damit bezwecken — man sah, sein Meisterschuß hatte Neider aufgeweckt — gerade deswegen will er's. Er steht auf die Schützenehre gar nicht an. Und der Junge draußen in den bunten Lappen thut zwar närrisch genug, weil er weiß, die Gesellschaft will sich was vormachen lassen; er ist aber doch der Gescheitere, denn er zeigt Jenen, die in das Blaue hineinschießen, das Ziel.

So philosophirte Abdon, als er mit flinken Beinen in die bluthrothen Hosen mit den orangegelben Streifen

schlüpfte. Dann zog er an den Leib das weiße Röcklein mit den rothen und blauen Bändern nnd Einschnitten, dann hub er auf das Haupt die rothe Kappe mit den zwei beschellten Hörnern. Dann bemalte er, wie es echter Brauch aller übermüthigen Zieler, Augenbrauen und Oberlippe mit feinem Ruß. Zu Trutz! Just weil sie glauben, der König, der Schützenkönig hätte nicht auch noch das Zeug zum Narren in sich.

Und doch — man sah es an seiner ungezwungenen Heiterkeit — war das ein liebenswürdiger Trotz, ohne Bosheit und Zorn — vielleicht auch ein Trotz gegen sich selbst, um sich endlich aus seiner allzu großen Zartheit emporzuraffen.

Gunde lächelte insgeheim zum Schabernack, den der Bursche der bei all' ihrer Launigkeit ein wenig gespreizten Schützengesellschaft spielte. Der Schalk, er hat recht. — Und besonders gefiel der Herrin von Sommershof seine plötzliche Entschlossenheit, die ihn entschieden noch viel besser kleidete, als die Narrenmütze. Es war plötzlich ein Mann aus ihm geworden.

Eine Flasche Schaumwein sandte sie dem neuen Zieler aus dem Vorrath, der doch aller Wahrscheinlichkeit nach schon sein Eigenthum war.

Er hob das erste Glas:

Wenn ih wär' im Himmel oh'n
Und hätt' ein Glaserl Wein,
Und hätt' mein Schatzerl auch bei mir,
Wie lustig würd's nit sein!

Und toll über die Maßen war der Bursche. Jedem Schuß ein Liedchen sang er, dem Einen zur Ehr', dem Andern zum Spott.

So zum Beispiel nach einem Knall aus des Pfarrers Büchse trillerte Abdon:

Vater, wann giebst mir denn 's Hamatl,
Vater, wann laßt mir's denn schreib'n?
Mein Dirndl wachst auf wie a Gramatl,
Ledig will's ah nimmer bleib'n.

Bei einem weiten Fehlschuß des Gerbersohnes, den sie den schielenden Jack nannten, sang der Zieler:

Mei Dirn hat a Freud' mit mir,
Das weiß ih eh,
Hat's ka Freud', wann ih kimm,
Hat's a Freud', wann ih geh'.

Ein Dreierschuß von Sennon wurde durch folgende Strophe gefeiert:

Es ist nichts so traurig
Und nichts so betrübt,
Als wenn sich ein Krautkopf
In eine Rose verliebt.

Natürlich war Alles zufällig, denn der Zieler kann an den Schüssen die Schützen wohl nicht unterscheiden.

Dann wieder jauchzte Abdon hell, daß schier die Wildtauben, die das Knattern kaum achteten, davor erschraken, und so oft das Glöcklein schrillte, hüpfte er tanzend zur Scheibe hervor, wies mit dem rothen Stäbchen den Schuß und schwenkte mit der Narrenkappe Brudergrüße, und schlug prächtige Purzelbäume und sang:

Gott Vater im Himmel
Muß selber lachen,
Was die Leut' auf der Welt
Für Spectakel machen!

Und fort und fort knatterten inzwiſchen die Schüſſe, und wirbelig vor Luſt war es in den Köpfen, und die Fahnen und die Bänder wehten friſch im Pulverrauch.

Plötzlich — ein angeheiterter alter Bürger von Edelſee hatte geſchoſſen — ſtand der Zieler einen Augenblick bewegungslos dort, wies aber nicht auf die Scheibe, zeigte mit dem Stäbchen auf ſeine Bruſt und brach zuſammen. —

Der letzte Schuß war's geweſen bei demſelbigen Schützenfeſte.

Alles war hinaus zur Scheibe geeilt.

Abdon lag auf dem Raſen hingeſtreckt und aus ſeinem Herzen ſprudelte der Blutquell.

Mit einem gräßlichen Wehſchrei ſtürzte Gunde vor dem Sterbenden nieder, hob ſein Haupt auf ihren Schoß.

Abdon wollte noch lächeln, aber man ſah, wie auf ſeinem Angeſicht, in ſeinem Auge das hellleuchtende Leben verblaßte.

Und ſiehe, in dieſer letzten Stunde — ſtammelte er nach einem alten Volksliede:

Sie ſchoſſen her auf mich!
— — — — — — — — —
Das Eine bitt' ich Dich,
— — — — — — — — —
Wenn ich geſtorben bin,
Leg' mich auf — Roſen und Marin.
— — — — — — — — —

Das war ſein Letztes geweſen, ſein letztes Lied — ſein letztes Wort.

In einem weiten Kreiſe um den Todten ſtanden die Männer da, tonlos alle, und alle blaß, als ſpiegle ſich im Geſichte eines jeden des Verblichenen erſtarrtes Antlitz.

Erst die Schminke mußte von diesem Antlitze gewaschen, erst die bunten Lappen von dieser Gestalt gezogen werden.

Und nun lag er da in seinem schneeweißen Unterkleide — lieblich und zart, wie eine geknickte Blume. Die weichen Locken schmiegten sich nach rückwärts, die hohe, marmorglatte Stirne nimmer beschattend. Die Augen waren nur leicht geschlossen, der Mund lächelte nicht mehr, doch war's, als wehe der Hauch des letzten Liedes noch auf den kreideblassen Lippen. Die eine Hand hielt er über der Brust, die kleine Todeswunde deckend; die andere Hand streckte sich nach dem rothen Stabe, mit welchem er als treuer Zieler den Schuß, der sein Herz getroffen, noch aufgewiesen hatte.

Die Kugel war im Rückgrat gesessen.

„Er ist ermordet worden!" rief plötzlich eine laute, bebende Stimme — die des Pfarrers.

„Wer hat den Schuß gemacht?" fragte man durcheinander.

Der alte Schütze lag auf dem Rasen, und wollte sich wie wahnsinnig in die Erde graben.

„Was kann er dafür!" hieß es, „er hat zur rechten Zeit geschossen."

„Aber der Zieler war zur Unzeit hervorgetreten aus seinem Wall."

„Ja, man hatte das Glöcklein gehört, noch ehe der Schuß gefallen."

„Wer hat das unglückliche Zeichen gegeben? Wer den Draht angezogen?"

„Niemand. Wer wird auch läuten, ehe der Schuß knallt!"

„Aber geläutet ist worden!"

„Ach, mein Kind ermordet! ermordet!" mit diesem Rufe brach der Pfarrer über der Leiche zusammen.

Welche Anklage! Scharfen Auges blickte man in die Runde.

Auch der Schlosser — zu dieser Stunde noch viel blasser und finsterer als sonst, stand er doch vor einem todten Bruder — auch er blickte umher. Ueber den Köpfen schwirrten ab und zu Tauben aus dem Wäldchen.

„Ach, wer wird geläutet haben!" sagte Sennon, „ist's nicht möglich, daß sich eine der Tauben auf den Glockendraht gesetzt und so die Glocke in Bewegung gebracht hat? — Seht, eben hockt wieder eine auf dem Draht."

Wahrhaftig!

Welche Anschuldigung gegen Menschen konnte hier noch aufrecht bleiben? — Ein Täubchen hatte den Jüngling in den Tod gelockt . . .

Der arme Pfarrer von Edelsee war trostlos. Er hatte ein Kind verloren, ohne eines besessen zu haben.

Gunde floh in die finsteren Schatten des Waldes, um zu weinen. Und ihre Thränen wollten nicht enden. Sie wußte nicht, was sie verloren: war's der Bruder, war's der Herzensfreund, war's ihre eigene Jugend . . .

Wie war das Lied, das er vor wenigen Tagen erst zu einer einsamen Stunde gesungen?

— Nun hat man mich eingebracht
Und schießt mich morgen todt . . .
— — — — — — — —
Der Knabe, der das Alphorn blies,
Der trägt die Schuld davon . . .

Am dritten Tage wurde der Sarg des lieben, armen Abdon beigesetzt.

— Leg' mich auf Rosen und Marin!
Ein Grab von Marmelstein,
Ein Kreuz von Elfenbein,
Will ruhig schlafen d'rein,

Wie es das Lied sagt, so ist es geschehen.

Kurze Zeit nach der Beisetzung in der Gruft der Pfarrkirche begann die junge Herrin von Sommershof einen Bau aufzuführen aus Quadern und Marmor.

Und ehe ein Jahr vorbei, stand auf der einsamsten und stillsten Stelle des Lustwäldchens ein Mausoleum, in welches nun die Reste des lieben unvergeßlichen Freundes zur ewigen Ruhe gebracht wurden.

Ein Kranz von schimmernden Wildtauben umflatterte gern die Capelle im Waldesdickicht. Die Angeklagten!

Ob die Mörderin auch in diesem Kranze?

Es lebe das Brautpaar!

Meister Sennon war seit dem Tode seines Bruders wo möglich noch ernster und zurückgezogener geworden; nur schien er etwas minder herbe und wild zu sein. Man hörte von seinen Lippen nicht ein einzig Wort der Klage, doch zu bemerken war es wohl, daß ihn das Ereigniß tief erschüttert haben mußte. Eine gewisse nervöse Unruhe war in ihm. Er mied in erster Zeit sogar die Kirche, in die man seinen Bruder getragen hatte, und selbst den Weg dahin, auf welchem der Trauerzug gewandelt war. Ein wenig abergläubisch mochte der junge Mann trotz seines eisernen Willens von jeher wohl gewesen sein, denn das liegt oft in einer solchen Natur, wie im Volke überhaupt. Und die Erziehung der Jugend ist nicht darnach angethan,

diesen bösen Schatten der menschlichen Seele auszurotten, der oft zum Verderben, zuweilen auch zum gerechten Richter wird. Sennon hub sich sogar vor Grabkreuzen zu fürchten an; er wohnte keiner Todtenmesse mehr bei; er erschrak vor Allem, was Sterben oder Gestorbensein bedeuten konnte, vor jedem Glockengeläute auf dem Thurme, selbst vor dem Klingeln des Sacristeiglöckleins. An seinem Hause hatte er sogar die Thürklingel abschaffen lassen und dafür den alterthümlichen Klopfhammer an die Pforte gebracht.

Das Unglück seines Bruders mußte doch einen zarten Nerv in ihm geschädigt haben.

Mit noch größerem Eifer, als sonst, hielt sich Sennon an die Arbeit, mit noch größerer Kaltblütigkeit — hier seiner Furcht vor dem Tode widersprechend — begab er sich in Gefahren; bei Bränden, bei Ueberschwemmungen und anderen Elementar-Ereignissen, wie solche bisweilen die Berggegend heimsuchten, war er stets der Erste, zu Schutz und Hilfe bereit.

Und mittlerweile war auch sein Verhältniß zur jungen Herrin von Sommershof ein bestimmtes geworden. Gunde's urwüchsiger Charakter war über dem Schmerz um den Freund doch wieder auf seine gewohnte Bahn zurückgekehrt; von ihrem Hause und von ihrem Herzen fand sie sich gedrängt, und eine entschiedene Werbung des Schlossermeisters war zuletzt das Maßgebende.

Eines Frühsommertages verkündete der Pfarrer von Edelsee — er that's mit etwas zitternder Stimme, vielleicht, daß er dabei an seinen Abdon dachte — den Herrn Sennonius Vogelsang, Bürger von Edelsee, und das edle Fräulein Kunigunde von Sommershof als ein Brautpaar.

So lange war es schon vermuthet worden, aber die Thatsache überraschte doch. Es war den Leuten eben gar nicht recht erklärlich: ein so heiteres, mildes, leutseliges Mädchen nimmt den finstern, rauhen, menschenscheuen Burschen zum Gemahl.

Die Mandelblüth' heiratet den Gallapfel — so ging der neue Spruch.

Sennon kehrte sich nicht nach der Leute Reden; ist er nur erst Herr auf Sommershof und als solcher Patron von Edelsee, es werden schon andere Saiten klingen.

Und in der That — noch ehe er der „Herr" war — gefiel den Leuten der „ernsthafte junge Mann"; sie huldigten ihm und ganz Edelsee flocht an den Kränzen und Triumphbogen zum Hochzeitsfeste. Allerdings, mancher Bursche, der zu den Bekränzungen das Reisig vom Baume schlug, knirschte dabei die Zähne: „So gut, wie Der, wär' ich auch gewesen," oder etwa: „Bin ich nicht mindestens so angesehen, so gut bürgerlich, wie dieses ausgesetzte Bettelkind? Und bin ich nicht dreimal so schön gewachsen, fünfmal so lustig und zehnmal so schicksam wie dieser Waldbär? Ich glaub' wohl!" — Ja, er glaubte es wohl und schlug doch von den Bäumen die Zweige zu den grünen Festbogen.

Gunde trug ihre Heiterkeit wieder zur Schau. Aber inwendig fühlte sie's, es wäre doch nicht die echte, aus allen Poren des Herzens sprudelnde Freudigkeit von ehemals. Den Bräutigam hatte sie lieb, deß war sie sich gewiß. Sie wußte, das war ein Hort, ein Stamm für sie, an dem sie sich wie eine freundliche Rebe emporranken konnte, ohne einen Sturm scheuen zu müssen, ohne sich zu verlieren im Gewinde des Bodens. Ein kerniger Charakter, ein eherner Wille, eine eiserne Stärke, das waren ihr die Haupteigenschaften eines

echten Mannes. Ihr war — wie so vielen Frauenseelen — nicht genug, einen Mann blos lieben zu können; sie wollte ihn auch ehren, vor ihm sich beugen, als vor Einem, der größer und mächtiger ist, denn sie, das Weib. Ja, sie mußte — kam es darauf an — ihren Mann auch fürchten können. Gunde gehörte zu jenen weiblichen Naturen, die ihren liebesfeuchten Blick nach aufwärts wenden, wenn sie den Gatten suchen .... Freilich, Abdon hätte wieder anderartig glücklich zu machen gewußt. — Der Hochzeitstag war da; ein glänzendes Fest für die ganze Gegend. Alles war heiter, selbst der Himmel. Sogar Sennon lächelte heute, und wahrhaftig, er vor Allen hatte Grund dazu. Morgen sollte er der Gatte des liebenswürdigsten Weibes und Herr des schönen Gutes sein. Doch, sein Lächeln —

„Eine Schlehdornblüthe, die in Essig eingefrischt wird, lacht gerade so," witzelte insgeheim Einer in der Menge der Hochzeitsgäste.

Glocken, türkische Musik, Blumenmädchen, Böllerknall, Ströme von Wein und Gesang, viel Gesang in allen Tonarten, all' das verstand sich von selber.

Am Hochaltare zu Edelsee sagten sie herzhaft ihr dreimaliges Ja.

Dann kamen die Festspiele, das „Brautentführen", das „Wegverrammeln", das „Wiegenholzeinbringen", die lustigen, sinnigen, neckischen Lieder all', an denen diese Gegend gar so reich war. Dann kamen die Tafelfreuden.

Sennon trank manches Glas. Der Myrtenstrauß an seiner Brust wurde aufgefrischt durch Tropfen des Schaumweines. Des Bräutigams blasse Züge, beschattet von einem schwarzen Vollbart, wurden nach und nach blühend, als trachteten sie doch, sich anzupassen der lieblich-zarten Gestalt

der Braut, die in blendend weiße Seide gehüllt, das helle Kränzlein in den Locken, zur Rechten des Mannes saß.

Rauschende Musik klang durch die Säle, ein Funkenmeer von Lichtern wogte in den niederhängenden Kronen und auf den silbernen Leuchtern der Tische.

„Die Lichter streben aufwärts und brennen doch von Stunde zu Stunde tiefer der Erde zu!" Dieses Wort hatte Abdon einmal gesagt. Gunde dachte daran, da sie nun in die Kerzenflammen blickte, die schon weit herabgebrannt waren.

Die Luft des Saales schien ihr drückend; eine bisher noch nie gefühlte Beklemmung war in ihrer Brust. War es die Erinnerung an den unglücklichen Freund, war es die Abspannung nach dem rauschenden Festtage, war es die Bangniß vor der hereingebrochenen Nacht, in welcher sie nicht mehr als freie Herrin von Sommershof zur Ruhe gehen konnte?

Auch den Bräutigam schien eine trübe Stimmung niederzudrücken; er starrte unstet umher — und er fand ja doch überall die bekannten, fröhlichen Gesichter . . .

Die Tischreden und das Gläseranklingen hatten stundenlang gedauert; Jeder fast fühlte sich begeistert zu einem schönen Worte, und nicht allein an der Braut, auch an dem Bräutigam sah man heute der herrlichen Eigenschaften genug, die in hochtönigen Sprüchen gefeiert zu werden verdienten.

Der nun wieder versöhnte Vormund Gundens brachte einen warmen Toast auf Sennon aus, in welchem er den edelherzigen Sinn der jungen Frau von Sommershof pries, die sich durch klingende Titel und klingendes Metall nicht bethören ließ, sondern der reinen Stimme des Herzens folgte, ihrer seligen Mutter gleichend, die auch einst einen schlichten

Arbeiter und braven Mann aus dem Volke zum Lebensgefährten gewählt habe.

Endlich, da Alles schon erschöpft war, was sprechen konnte und zu besprechen gewesen sein mochte, als eine Art Pause und Leere eingetreten war, erhob sich noch der Pfarrer von Edelsee. Er stand in seinem schwarzen Kleide und mit seinem blassen Angesichte so lange bewegungslos und schweigend, bis sich in den Räumen aller Lärm gelegt hatte, um zu hören, was zu dieser vorgerückten Stunde der Priester noch zu sagen haben mochte. Dieser hob denn seine Stimme und sprach folgende Worte:

„Wir Lebendigen haben durch That und Wort uns für diesmal genugsamlich zu Gute gethan. Und so dächte ich, wir ließen jetzt auch die Todten leben."

Eine tiefe, fast unheimliche Stille. Der Pfarrer fuhr fort:

„Man hat zwar heute vergessen, seinen Namen zu nennen, sein Gedächtniß zu Gaste zu bitten auf die Hochzeit des Bruders. — Abdon, so lade ich Dich ein. Nahe uns, Du edler, verklärter Geist — segne das Brautpaar . . .!"

Uebermannt vor Rührung sank der Priester auf seinen Sitz zurück. Einige wenige Gläser klangen an und das Klingen war wie Todtengeläute. — Auch Sennon hob seinen Becher und stieß an. Er leerte das Glas bis auf die Neige.

Bald hernach löste sich die Gesellschaft auf. Wirr, einsam und öde ward's in den Räumen.

Der geladene Gast.

Die Gemächer der Herrschaft waren bereit. Ein Nachtlicht schimmerte durch die schweren Vorhänge hinaus in die sternenlose Nacht.

Das junge Ehepaar wandelte wortlos dem Flügel des Hauses zu, in welchem die Wohnungen lagen. Der alte Pförtner öffnete mit einem stummen Gruß das Gitterthor. In dem mattbeleuchteten Flur lugte der schwarze Hauskater mit grünen Augen den Ankommenden entgegen, und von Neugierde geplagt, was es doch mit diesem fremden Herrn, der heute Arm in Arm mit der jungen gnädigen Herrin schritt, für ein Bewandtniß habe, schlich er ihnen nach, die Treppe empor und ein gut Stück auch über den Gang hin, der mit breiten Teppichen belegt war.

Zurückbleiben mußte er doch, der gute, besorgte Kater. Das Paar schloß hinter sich eine Flügelthüre zu.

Wie einem unheimlichen Fremden, den sie das erstemal sehe, so stand jetzt Gunde ihrem Bräutigam gegenüber. Zitternd, mit einem leisen Worthauche, wies sie ihm sein Gemach an. Die Thüre in dasselbe war halb offen. Traulich luden im Glanze zweier silberner Armleuchter die bilder- und spiegelreichen Wände, die rothsammetnen kunstreichen Möbel, das schneeweiße Lager ein. — Sennon jedoch zögerte, wollte nicht eintreten.

Ein sanftes, halb ängstliches, halb neckisches „Gute Nacht" flüsterte Gunde, dann war sie davongeschwebt in ihr Schlafcabinet.

Sennon war allein im weiten, düstern Vorsaal. Anstatt des Festlärms umgab ihn schwere Oede. In seinem Haupte waren Märchen wach geworden von Todten, die wieder auferstanden wären. Der Trinkspruch des Pfarrers erfüllte ihn mehr und mehr mit Grauen. Lange stand er unbeweglich da und horchte und lauerte. Da war etwas, wie ein halb unterdrücktes Seufzen — wie ein Wiederhall dessen, was in seiner Brust vorging.

Daß doch dort die Flammen des Armleuchters zucken, als bliese der Athem eines unsichtbaren Wesens in sie hinein? — Ah, 's ist ja das Fenster offen. — Sennon schritt durch's Gemach, trat zum Fenster und blickte hinaus. Die Nacht war finster und schwül; im Gebüsche war zuweilen das Rieseln des Windes vernehmbar. Durch den Wald her schimmerte ein Lichtlein. Es zuckte, es war, als käme es näher. Es ist ein Johanniskäferchen. Doch muß in der Nähe die Capelle stehen . . . 's ist eine Weiberlaune, im Lustpark eine Todtencapelle! — Sie muß weg. — Was schwirrt jetzt dort in der Luft? Eine aufgeschreckte Taube. Eine Taube? . . . Der Mann bebte vom Fenster zurück.

Da war's plötzlich auch in der Stube, als schwirre etwas über seinem Haupte, und ein gespenstiger Schatten schoß an der Wand hin. Dann wieder die Stille. — Aber noch einmal ein seltsames Seufzen, ein hohles Stöhnen im Saale, man wußte nicht von wo es kam. Ein tiefes Grauen fieberte durch die Seele Sennon's. Doch ermannte er sich und beschloß den Saal zu durchsuchen, wer denn hier wäre. Er fand nichts, aber er hörte ein- um's anderemal das Gestöhne. Auf sein ruheloses Hin- und Hereilen kam auch Gunde noch einmal — theils schon in's Nachtkleid gehüllt — in den Saal, und sie forschten Beide nach der Ursache der sonderbaren Töne, des Geräusches, des unheimlichen Schattenzuckens im düsteren Raum.

„Die Tauben!" murmelte Sennon mit unsicherer Stimme. Gunde verstand ihn nicht. Wie sollten auch den Sennon die Tauben ängstigen können!

Sie war wieder in ihr Schlafgemach gegangen. Er horcht noch eine Weile; es ist ganz still, aber er horcht so lange, bis plötzlich wieder das tiefe Seufzen vernehmbar wird.

— Sein Grauen wächst; er will zur jungangetrauten Gattin. Bei ihr soll seine aufgeregte Seele Ruhe finden.

Einiges zuviel mag er vielleicht heute getrunken haben, an solchen Tagen thut man's und denkt nicht daran, daß es die Nerven büßen müssen. — Die zarte Hand Gundens soll seine Stirne streicheln. In ihren Armen ist sein Hort. — Wer eingeschlossen in solch' heiligen Zauberkreis, den vermag kein böser Geist zu ängstigen.

Ein sanfter Druck und die Tapetenthür öffnet sich. Ein mattes Nachtlämpchen ist durch einen Schirm gedeckt; doch schimmert auf dem Kissen des Ruhebettes das zarte Weiß des jungfräulichen Antlitzes.

Sennon naht pochenden Herzens der Stätte. Gunde schlummert, doch scheint es, als wären die Augenlider nicht ganz ruhig. Sennon neigt sich, um sein liebliches Gespons wachzuküssen — in demselben Augenblick läutet der Glockenzug, der von draußen hereingeht und im Schlafgemach das Glöcklein hat.

Der Mann fährt zurück.

Gunde schlägt die Augen auf.

„Du! Warst Du's?" lispelt sie.

„Es hat Jemand geschellt," sagt er.

„Sonst kann Niemand geschellt haben," meint sie, „der Glockenzug geht nur bis in den Vorgang und der ist abgeschlossen."

Kaum daß diese Worte gesprochen waren, klang das Glöcklein an der Wand wieder — das Schwenkelchen schwang eine Weile fort.

Sennon war todtenblaß.

Gunde richtete sich auf und hauchte: „Wie kann denn das sein?"

„Sein kann's," sagte Sennon tonlos, kauerte sich vor das Bett hin und deckte sein Antlitz mit den Händen zu. — „Von selbst," murmelte er, „von selbst läutet kein Glockenzug — gar keiner. Die Tauben . . . Mir ist's immer gewesen, er kommt . . ."

„Du bist aufgeregt, Sennon," beruhigte Gunde, „ich will die Kerzen anbrennen."

Als die Lichter brannten, war es noch unheimlicher das Grauen, sonst nur empfunden und gehört, nun sah man es auch. Das Glöcklein bewegte sich nicht. Gunde hatte ihr Haupt wieder auf das Kissen gesenkt; sie wollte es nicht merken lassen, wie sehr ihr Herzchen pochte. — Das Athemholen des Gatten erschütterte die laue Luft. Schreckliches mußte in ihm walten.

„Der Vorgang wäre abgeschlossen, sagst Du?" stammelte er endlich.

„Gehe zur Ruhe," war die sanfte Antwort.

„Gunde, ich will wachen — bei Dir . . ."

Er wollte seinen Arm um ihren Nacken legen, da riß der Glockenzug mit Gewalt an und das grelle Läuten hallte durch die nächtigen Gemächer.

Sennon war aufgesprungen wie ein Hirsch an der Quelle, den der Schuß trifft. Nun stand er athemlos und mit stierem Auge da — wie eine Bildsäule.

Da rauscht es im Vorsaal, ein schwarzes grauses Ungeheuer flattert in's Schlafgemach, schießt von Wand zu Wand, schießt in die Lichter, daß sie verlöschen, prallt an's Fenster, daß es tost und die Scherben niederklirren auf den Boden.

„Jesus! Jesus!" kreischte Sennon und stürzte wild davon.

Mit Hast war Gunde aus dem Bette gestiegen, ein Schreckensruf war auch ihr entfahren, da sah sie's, sie war allein im Gemache. — Zum Fenster stürzte sie und hörte das Aechzen aus der Tiefe.

Um Hilfe rief sie das Haus zusammen, nun erst schrillten die Signalglöcklein in allen Räumen. — „Der Herr, der junge Herr, vom ersten Stock ist er hinabgestürzt."

Bald kamen die aufgeschreckten Leute; sie eilten durch alle Zimmer, sie eilten hinab vor das Haus. Sie suchten und schrieen und klagten umher, ohne recht zu wissen, um was es sich handle. Gunde war voran und rief in heller Verzweiflung den Namen Sennon. Man fand vor dem Fenster im Erdboden wohl die Spuren des Sprunges, aber der Mann war nicht zu finden.

Ein anderes Wesen jedoch lag unter dem Fenster auf dem Erdboden. Eine Nachteule. Sie blutete und sie verendete. Der Nachtvogel hatte sich in die menschliche Wohnung verirrt, dort sein Unwesen getrieben, hatte sich wohl hinter Möbeln versteckt, oder in den Winkeln und Nischen des Ofens, hatte sich dann auf den Glockenzug gesetzt und dadurch das Läuten bewirkt, war in wilder Angst herumgefahren und hatte sich endlich beim Anprallen an die scharfen Fensterscheiben den Tod gegeben.

Dieses Räthsel wäre gelöst. Aber das andere?

Wo war der Bräutigam?

Ein Sterben auf der Haide.

Ueber dem Aufgange des jungen Tages stand noch der blasse Stern, welcher voranging, um den Wesen auf Erden die nahende Herrlichkeit und das Heil zu verkünden. Die

Finken waren auf und erzählten sich flüsternd und jauchzend die Träume der Nacht. Die Schwalben flogen zwitschernd über Feld und Garten und Haus, als wollten sie zum Morgensegen das liebe Land mit ihrem Fluge bekreuzen, das ihnen und ihren Jungen zur Heimat geworden. Die Lerche stieg aus freiem Felde hoch zum Himmel empor, als wollte sie die Erste sein, die Sonne zu begrüßen. Das grüne Laub zitterte vor Freude an den Sträuchern; die Zweige der weißen Birken bebten vor Liebe — denn der junge Tag sendete den Hauch seines Kusses. Die Knospen der Blumen und Rosen schlürften zum Frühstück den erquickenden Tropfen des Thaues, der an ihren Lippen zitterte, um sich dann zu entfalten in ihrem Kleide, das ihnen Gottes Liebe gegeben.

Jedes Thal ist eine große Wiege, in welcher tausendfach das junge Leben erwacht. Zwischen den silberigen Weiden sprengt das Morgenroth Tropfen von Gluth in die Bächlein. Im Walde aber duckt sich der Fuchs in sein Versteck, hingegen verlassen die jungen wilden Tauben ihre lustigen Nestlein und fliegen hinaus auf die Au, auf welcher zwischen blühenden Gewächsen die Hummeln schweben.

Und zur selben Stunde lag auf der Haide ein Mann im Sterben. Sennon, der Bräutigam war's, blutend aus einer tiefen Wunde auf der Stirne, die er sich bei seinem Sprung aus dem Fenster geschlagen hatte. Geflohen war er vor den Schrecken eines bösen Gewissens — aber nicht entkommen. — Er starrte in das Morgenroth hinein.

„Ich seh'," murmelte er klanglos, „ich seh' Dich kommen, Du furchtbarer Gott. — Ich hör' Dich fragen nach — meinem Bruder. Ich hab' ihn nicht erschossen, Herr!"

Er blickte zu den Wildtauben auf, die schimmernden Gefieders über ihn hin und her flogen.

„Ah, seid ihr auch da?" stöhnte er, voll des Hohnes und Schmerzes, „ihr allein? — Nicht wahr, ihr seid gekommen, um — ihn sterben zu sehen, euren — Verleumder? Um ihm die Augen auszuhacken? Nicht? seid ihr keine Raben? — Die Tauben seid ihr, die frommen Tauben! So betet für mich, betet . . ."

Endlich nahten Menschen, durch Blutspuren über Wiesen und Felder hergeführt, auf die Haide.

„Nicht wahr?" rief er ihnen entgegen, „das ist eine Nacht gewesen! Selber hat er sich gemeldet — ist gekommen, der Erschossene, in der Brautnacht. Wie ich's gedacht hab' . . . Wie ich's gedacht hab' . . ."

Die Leute wollten ihn mit Wasser erquicken in seiner Noth. Es war mit aller Hilfe zu spät. Er trank, dann stammelte er:

„Der Durst, er ist zu löschen, aber — die Schuld! Alle Wasser auf Erden löschen sie nicht. — Ihr Leut'!" schrie er auf, „ich hab' ihn nicht erschossen!" — Dann deutete er mit zuckendem Arm gegen die fliegenden Tauben: „Die auch nicht; sind unschuldig. Den Glockenzug auf der Schießstatt — hab' ich geläutet. — Gunde — sein Opfer hat sie mit Freuden genommen — ihretwegen ist Alles, Alles geschehen . . ."

Oft reift das „Verhängniß" doch, wie Menschen es säen. Gebe Gott uns Weisheit und Kraft zu aller Zeit der Saat!

Kunigunde, die schöne Herrin von Sommershof, die, zu harmlos auf rosigen Pfaden wandelnd, den Einen lieben und den Andern besitzen wollte — sie birgt in ihrem Waldmausoleum nun zwei Särge; den des Freundes und den des Gatten.

Sie hat den Einen beweint und dem Andern vergeben. Ihr fragender, thränenfeuchter Blick sucht Gott: Beide Brüder in Einem Wesen hätten sich erfüllt in schönstem Ebenmaße zu einem ganzen Menschen. Diesen Einen hat Gunde geliebt. Sie waren aber getrennt — hier die liebevolle Milde, dort die rücksichtslose Kraft — sie mußten gesondert sich bekämpfen wie Wasser und Feuer. Gunde hat Beide geliebt.

Es ist vorüber.

Heute ist der Sommershof mit seinem freundlichen Hause, mit seinem schönen Wäldchen wieder ein Heim der Fröhlichkeit geworden und ein Asyl aller guten, heiteren Menschen. Die Herrin waltet darin voll Anmuth und Güte. Sie hat ihr suchendes, irrendes, streitendes, siegendes Menschenthum gelebt. Ihre Lust und Freude besteht in dem Glück Anderer, das sie hegt und pflegt durch die Mittel eines reichen Erbes. — Wie die gewerblichen Geschäfte gehen auf dem Gute, das fragt mich nicht. Ueber Sommershof liegt ein beständiger Sonntag.

Und Kunigunde — so heiter ihr Antlitz in allen Stunden zu lächeln weiß — tief im Herzen lebt sie der entsagenden Liebe. Der Gedächtnißtag kehrt jedes Jahr, und am zwanzigsten September, als am Tage des Eustachius, kniet in der friedensstillen, waldschattigen Capelle an der Ruhestätte des Freundes und an der Ruhestätte des Gatten — die Jungfrau von Sommershof: am Grabmale der Brüder die Braut von Kain und Abel.

Der Lex von Gutenhag.

Ein Jugendleben im Inſtitute.

Es iſt ein kalter, nebliger Septembermorgen und das Tagen im Gebirge noch kaum bemerkbar.

Dem einſamen Thalweg entlang rollt ein Steirerwäglein, auf welchem ein Mann und ein Knabe in ländlicher Bauerntracht ſitzen.

Erſterer leitet das langſam dahintrabende Pferd und ſpricht ſehr lebhaft mit dem Knaben, bis dieſer plötzlich eine Wendung macht, als ob er aus dem Wagen ſpringen wollte.

„Ihr ſeid unausſtehlich mit dem unaufhörlichen Predigen, wie bin ich doch ſo froh, daß ich endlich einmal fortkomme!“ ſagte der Knabe und ſtampfte mit dem Fuße gegen die geflochtene Wand, als ob er das träge Gefährte aus Ungeduld fortſtoßen wollte.

Der Vater ſchwieg jetzt, und zog nur den Leitriemen feſter um die Hand.

„Wollte wünſchen, daß da draußen es Alle ſo gut mit Dir meinten, als die Deinigen!“ entgegnete er endlich.

„Juſt, als ob ich mir ſelbſt nicht zu helfen wüßte! geb mir doch nur eine Kindsmagd mit, die mich behandelt wie einen Buben von ſechs Jahren, wie Ihr es ſo gern gethan habt; — meint Ihr denn . . nein, es iſt ekelhaft!“

Daß heute der Vater immer wieder schwieg, so oft eigentlich ein rechter Anlaß zum Grollen war, das ärgerte den Jungen noch mehr.

„Ich werde am Ende den Zug noch versäumen!" sagte er plötzlich, riß dem Mann den Leitriemen aus der Hand und schrie: „Hi, hi! geh, Fuchser, geh!"

„Und was ich Dir noch sagen muß, Lex, wenn Du mit fremden Pferden zu thun hast, sei vorsichtig und besonders reite anfangs nicht allein aus. Ja, und geb' überhaupt acht auf Dich, wenn Du mit scharfen Werkzeugen zu schaffen hast. Der Director hat mir geschrieben, daß es im Institute allerhand neue Maschinen und Geräthe giebt; da heißt es denn behutsam sein. Hast Du Deinen Daumen wohl gut eingebunden?"

Der Knabe antwortete nicht, wandte sich trotzig und steckte die linke Hand mit dem eingewickelten Daumen schnell in die Tasche.

Die Räder rasselten auf dem steinigen Feldweg dahin. Endlich wurde es „grau" im Nebel und die Bäume, die am Weg standen, traten deutlicher hervor. Das Thal erweiterte sich und einzelne Fuhrleute mit schwer beladenen Roheisenwagen zogen heran und schrieen: „Guten Morgen, Bauer!" oder: „Seid zeitlich aus dem Nest gestiegen, Großpfleger; von Gutenhag heraus ist ein weiter Weg!"

„Ja, und wir müssen um halb sieben im Markte sein. Was haben wir schon?"

Auf diese Frage des Großpflegers gab der nahe Marktflecken mit seiner Thurmglocke Antwort, es schlug sechs.

Jetzt tauchten die Häuser aus dem Nebel auf, aus den Fenstern schimmerten Lichter und drüben am Bahnhof leuchtete das rothe Signallicht.

Der Alte ließ den Fuchs langsamer traben und fragte den Jungen, ob er ein Glas Wein trinken wolle, es sei noch Zeit.

„Ich mag nichts."

„Und wenn wir dann nicht mehr reden können mitsammen, sei schön brav, Lex, und thu' so, wie ich Dir gesagt hab'. Das Geld gieb gleich, wenn Du ankommst, dem Director."

Der Knabe schwieg.

„Und wenn Du was brauchst, so wirst wohl schreiben. Zu Weihnachten werden wir Dir schon was schicken. Die zwei Anzüge hat Dir Anna in den Koffer gepackt, und dazu auch Wäsche für das ganze Jahr. Hast Du vielleicht an Daheim noch was auszurichten?"

Lex schnitt sich die Nägel, klappte dann sein Taschenmesser zu und spielte damit.

„Wasch' Dich des Morgens auch immer mit kaltem Wasser, das giebt ein frisches Blut und macht kräftig. Die Mutter hat Dir auch sechs neue Handtücher eingepackt."

Das Steirerwäglein rollte jetzt durch den Markt und über den Kirchplatz hinauf gegen den Bahnhof.

Vor diesem hielt das Gefährte und der Vater stieg aus.

„Bleibe derweil beim Fuchser, Lex, ich werde Dir eine Karte lösen und den Koffer aufgeben."

Als der Vater mit dem Koffer, der auf dem Wägelchen als Sitz gedient hatte, in den Wartesalon getreten war, sprang der Knabe vom Wagen, eilte zum Pferd und streichelte es.

„Jetzt müssen wir auseinander, mein lieber Fuchser; du gehst wieder nach Gutenhag zum Großpflegerhof zurück und ich reise weit in die große Landwirthschaftsschule und

komme erst über's Jahr wieder zu dir. Dann reiten wir wieder auf das Hochfeld, wo die Mardereisen sind — behüt' dich Gott, derweil!"

Jetzt schlug das Glockensignal.

Der Großpfleger eilte herbei: „So, Lex, da hast Du die Karte, stecke sie in den Leibelsack, wenn Du sie verlörest, müßtest Du doppelt so viel zahlen. Jetzt, sonst weiß ich nichts mehr; soll ich Dir vielleicht einen Gruß an die Mutter und an die Schwester ausrichten?"

„Wenn Ihr wollt!" antwortete der Junge und strich dem Pferde die Mähne.

„Und jetzt, behüt' Dich Gott! gieb mir die Hand, Lex. Ja, und da muß ich Dir noch was sagen. Ich bin Dir wegen gar nichts böse — wegen gar nichts, damit, wenn Dir etwa einmal der Gedanke kommen sollte, es könnte so sein, Du weißt, daß ich Dir gut bin. Die Mutter läßt Dir das auch sagen. So, und jetzt eile hinein, geh' der Frau dort nach, der Zug ist schon da. Lex, behüt' Dich der liebe Gott!"

Der Knabe hatte seine Hand einen Augenblick hingelegt auf die seines Vaters, aber er sah ihn nicht an, er schlug die Augen unstet zu Boden und entgegnete kaum vernehmbar: „Ja, behüt' Euch Gott!"

Dann eilte er in den Bahnhof. Der Alte schrie ihm noch nach: „Das Eßzeug ist auch im Koffer und verlier' den Schlüssel nicht!"

Ein paar so gleichgiltige Worte nach dem eigentlichen Lebewohl sind gut, sie lindern die bange Spannung des Scheidens. —

„Fünf Minuten!" schrie der Conducteur, und Leute stiegen aus und ein paar stiegen auch ein.

Lex war einen Moment auf dem Trottoir still gestanden; er hätte dem Vater eigentlich noch was sagen sollen — ja, und das muß auch noch sein. Er sprang durch die Halle und hinaus, aber der Wagen des Vaters war nicht mehr da, der fuhr schon unten über die Brücke, halb im Nebel gedeckt. Traurig ging Lex über den Sandboden.

Drei Glockenschläge.

„Einsteigen, einsteigen!" rief der Conducteur, faßte den Knaben am Arm und schleuderte ihn fluchend in den Waggon, denn der Zug bewegte sich schon.

Der Junge wußte nicht, wie ihm geschah.

Fremde Männer saßen da in groben, dunkelgrauen Röcken und mit braunen, bärtigen Gesichtern. Diese lachten, als der Knabe zu ihnen hineinstolperte und sich an der Thüre die Binde von seinem Finger weggeschält hatte, so daß dieser zu bluten begann.

Da draußen flogen jene Gegenden vorüber, die Lex schon alle durchzogen hatte, als er mit dem Vater einmal auf dem Viehhandel aus war. Dort am Wege stand auch die Buche, unter welcher sie mitsammen gerastet und Brot gegessen hatten. Dem Knaben fiel ein, wie er damals das Stück Brot zornig in das Gras warf, weil es altgebacken war. Der Vater hob es schweigend auf und steckte es in den Sack. Es hat ihm gewiß weh gethan. —

Jetzt kamen Wälder und Dörfer vorbei, wo Lex noch nie gewesen war. Der Knabe legte seine Wange an die Glasscheibe und sah hinaus. Wenn er doch jetzt noch einmal daheim wäre, daß ihm Anna den Finger verbände; — die Wunde blutete heftig. Als er sich gestern mit dem neuen Taschenmesser einen Reisestock schneiden wollte, war er sich mit der scharfen Klinge in das Fleisch gefahren.

Er drückte jetzt sein weißes Taschentuch auf die Wunde und blickte dabei immer zum Fenster hinaus. Er konnte kein Blut sehen. Das feine Taschentuch hatte ihm die Mutter mitgegeben — es war ihr Name darin. — Nein, wenn er ihr nur den Eierkuchen nicht verschmäht hätte, den sie ihm einpacken wollte — das hat sie gewiß recht betrübt. Der Vater wird doch den Gruß ausrichten daheim! —

„Schütte Dein überflüssig Blut zum Fenster hinaus und nicht auf meinen Rock da, hörst, Junge!" rief ihm plötzlich sein Nachbar zu. Lex that schnell die linke Hand auf die Fensterseite; Alle lachten und machten sich über ihn lustig.

Und wenn er jetzt verblutete, ob das Gelächter wohl aufhören würde?

Auf der nächsten Station stieg eine Bäuerin ein, diese erbot sich, den blutenden Finger zu verbinden, weil es sonst ekelerregend sei, neben dem Jungen zu sitzen.

Lex ließ es geschehen und dankte, aber die Mutter hätte das Linnen viel zarter um die Wunde gewickelt.

Der Zug rollte jetzt über eine weite Ebene. Links und rechts lagen Mais- und grüne Rübenfelder und dazwischen standen kleine Häuser mit Strohdächern. Der Nebel hatte sich verflüchtigt, aber man sah nichts, als die einförmige Fläche, nur in der Ferne zog sich ein blauer Bergstreifen hin.

Die Leute im Waggon rauchten und führten rohe Reden, und auch die einstiegen, kamen mit einem Scherzwort, als ob sie mit den Anderen lange schon bekannt wären, und mußten dann doch erst fragen: Wo aufgestiegen und wie weit fahren?

Lex lehnte in seinem Winkel am Fenster und sann still in sich hinein.

Plötzlich rauschte ein Schnellzug vorüber. Dem dachte Alex nach: Du bist in zwei Stunden dort, wo heute Morgens mein Vater mit dem Fuchser war. Wenn ich will, kann ich heute auch noch dort sein. —

Die Sonne schien durch den blauen Dunst auf die Ebene nieder. Lex fuhr sich über die Stirne; aus seinen Augen leuchtete jetzt eine Freude — wenn er will, kann er heute auch noch dort sein.

Er pfiff ein Lied und das, fiel ihm ein, singt Niemand schöner, als der Schlagerfranz in Gutenhag.

Die Sonne stand schon sehr hoch, als der Zug in eine große Halle fuhr. Man war in der Hauptstadt.

Lex ließ alle Anderen vor sich hinaus und stieg endlich selbst nach.

Ein weitläufiger Bekannter des Vaters erwartete ihn am Bahnhof, empfing den Reisekoffer und transportirte beide in einen bereit stehenden Wagen, mit dem Bemerken, daß es nun per Achse in's Institut gehe, er fahre aber nicht mit, sondern werde ihn — den Lex — schon einmal besuchen.

Der Mann auf dem Bock leitete den Wagen nicht in die Stadt, sondern durch eine lange Allee hinaus den Feldern entlang. Lex fühlte die Brusttasche, ob er wohl auch das Geld noch habe.

Nach einer einstündigen Fahrt standen die Pferde an einem großen Thore still, und der Kutscher winkte dem Knaben, daß dieser aussteige.

Ein Mann in dunkelbraunen Kleidern, mit ausdrucksvollem Gesichte und grauem Haupthaare war im nahen Garten und kam jetzt an das Thor. Dieser reichte dem Jungen die Hand entgegen und fragte: „Nun, also das ist der Lex von Gutenhag?"

Der Knabe antwortete nicht, er sah zu Boden.

„Sie sind ja ein großmächtiger Bursche, Ihr Vater schreibt, daß Sie erst fünfzehn Jahre alt wären. Jetzt gucken Sie mich aber auch einmal an, ich bin der Director des Institutes."

Lex überreichte dem Director einen Brief und sagte halblaut: „Da ist das Geld von meinem Vater."

Er wußte nicht, wie er mit diesem Manne reden sollte; der hat ihn ja mit Sie angesprochen, nun hat aber der Untergebene nichts Höflicheres mehr.

Der Director führte den Jungen hierauf durch einen großen Garten zwischen Bäumen und Rasenplätzen gegen ein weitläufiges Gebäude.

Vor demselben tummelten sich viele Knaben und Jünglinge herum; jetzt zogen sie Alle die Kopfbedeckung ab und riefen: „Grüß' Gott, Herr Director!"

„Grüß' Euch Gott, Burschen, da bring' ich Euch einen Collegen. Er ist aus dem Oberlande, heißt Alex Großpfleger —"

„Ja, und bin in Gutenhag daheim!" vervollständigte der Junge einem ihm zunächst stehenden Knaben.

„Das kenne ich nicht," antwortete dieser und wendete sich weg.

„Führt ihn ein wenig im Garten herum, zeigt ihm die Fichtenanlagen und die neue Baumbrechmaschine."

„Nein, ich muß jetzt meinen Koffer auspacken," meinte Lex.

„Das überlassen Sie nur der Haushälterin," sagte der Director ernst.

Die Burschen nahmen ihren neuen Collegen in ihre Mitte und gingen gegen den Baumgarten.

„Wenn sie mir aber etwas verstreut," bemerkte Lex, an die Haushälterin und den Koffer denkend, „es sind Tücher von meiner Schwester und acht Paar neue Strümpfe d'rin."

Sie zerrten ihn förmlich fort und zeigten ihm die französischen Blumenbeete und junge Sprößlinge südländischer Obstbäume.

„Wachsen bei Euch im Oberlande auch Feigen?" fragte ein blondlockiger Junge und blinzelte mit den Anderen.

„Jetzt müssen wir ihm die englische Säemaschine zeigen."

„Nein, die neue amerikanische Windmühle zuerst."

„Herr Großpfleger, wollen Sie etwa gar eine oberländische Strumpfstrickmaschine sehen?" fragte ein Junge mit Sommersprossen, auf die frühere Bemerkung Lexens von den Strümpfen anspielend.

Alle lachten und Viele schrien: „Bravo!"

Lex wandte sich ab, seine Mundwinkel zitterten.

„Rauchen Sie?" fragte ein schwarzäugiger Knabe.

„Nein, mein Vater sagt, das Rauchen mache lungensüchtig."

„Dann ist Ihr Vater ein Esel!"

Lex blieb stehen und ballte die rechte Faust: „Ich lasse meinen Vater nicht schmähen und werde —" er hob die Hand zum Schlage.

„Was werden Sie?" fielen mehrere Stimmen ein.

„Ich werde es dem Director sagen!" entgegnete Lex mit zitterndem Ton und ließ die Hand sinken.

„Ja, thun Sie das, dann lassen wir Ihnen gleich ein rothes Röcklein machen," lachten Einige.

„Ich möchte am liebsten allein sein," sagte Lex mit brechender Stimme und machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand.

„Ist recht, und dort oben im Wald ist eine Einsiedlerhütte," versetzte Jener, der früher von der Strumpfstrickmaschine gesprochen hatte.

„Und da haben Sie gleich auch die Kapuze dazu!" rief der schwarzäugige Knabe und drückte dem Lex den Hut über die Augen.

„Laßt ihn, er ist ein Oberländer, heißt Alex Großpfleger —"

„Und ist in Gutenhag daheim!" schrien und lachten die Buben durcheinander. Lex entkam durch einen engen Laubgang.

Er schritt durch den dunkeln Kastanienwald und lehnte sich endlich an einen Baum.

Er fühlte einen unsäglichen Schmerz.

Da tragen sie Alle feine Kleider und sprechen auf Sie und sind so roh. Hier sollte er nun leben und mit diesen Menschen lernen und arbeiten! Wie sie nur so sein können, er hat ihnen gar nichts gethan. Sie haben entweder keine Heimat, oder sie sind sehr böse. —

Auf einem Thürmchen des Institutsgebäudes schlug es zwölf Uhr.

Jetzt haben sie daheim schon lange gegessen und die Mutter hat bereits alles Geschirr abgewaschen. Und hier — vielleicht sitzen sie im Schloß drin eben bei Tische und mich vergessen sie oder rufen mich nicht, weil ich für heute noch nicht gezahlt hab'. Ich möcht' aber auch um hundert Gulden keinen Löffel Suppe; ich werde gewiß keinen Bissen essen, bis ich krank werde, und dann müssen sie mich heimschicken. Und jetzt möcht' ich nur wissen, an welcher Seite das Oberland liegt; da ist die Sonne aufgegangen, hier drüben ist die Stadt und da über den Obstgarten hin muß das Oberland sein. Wenn ich nur die Mutter daheim nicht gar so —

Zwei Frauen schritten durch den Park und kamen nun auf den Jungen zu. Er hätte fliehen mögen, aber sie mußten ihn schon gesehen haben.

„Ei," fragte die Eine und blieb vor dem Knaben stehen, „Sie sind wohl der Alex Groß — Groß — wie heißen Sie doch?"

„Großpfleger, und bin in Gutenhag daheim," antwortete der Junge treuherzig.

„Aber kommen Sie doch zu Tisch, um zwölf Uhr wird gespeist, hat Ihnen mein Mann das nicht gesagt?"

„Ich mag nichts."

„Heut' ist Dienstag, da haben wir immer Knödel mit Sauerkraut, das ist eine oberländische Speise."

Ein Knabe sprang vorüber. „Küß die Hand, Frau Director!" rief er der Dame, die mit Lex sprach, zu.

„Sehen Sie, Großpfleger, jetzt sind sie schon fertig. Macht aber nichts, Sie werden heut' mit mir speisen; aber für künftig merken Sie sich's: Wer nicht kommt zu rechter Zeit, der muß warten auf das, was übrig bleibt!"

Lex blickte die Frau an; er kannte es nicht, war das Freundlichkeit oder Strenge, aber das stand fest, daß dieser Bestimmtheit nicht zu widersprechen sei.

Lex ging nun mit den Frauen in das Haus und zu Tische. Der Speisesaal war im Erdgeschoß; die Zöglinge waren schon aufgestanden, nur der Director saß noch an seinem Platz und verzehrte eine Traube. Während desselben machte er den jungen Oberländer mit der Hausordnung bekannt; er sagte, wie Vormittag studirt und Nachmittag im Freien gearbeitet werde, was man prakticiren nenne. Er nannte die Namen aller Zöglinge und ihre Heimatsorte, er unterrichtete Lex, wie er sich gegen seine Collegen zu benehmen

habe; viele seien zwar ein wenig boshaft und vorwitzig, aber verdorben sei keiner.

Lex wollte schon erzählen, daß Einer seinen Vater einen Esel genannt habe, aber er hielt den Mund zu; er bleibe ja nicht lange da.

Nach dem Speisen wies ihm die Haushälterin seinen Kleiderschrank und das Bett an; letzteres war in einer Ecke des gemeinsamen Schlafsaales.

„Da hab' ich Ihnen ein Bild von der Mutter Gottes aufhängen lassen, daß Sie in der Nacht auch etwas Geweihtes bei sich haben," bemerkte die alte Dame.

„Ich hab' schon eine Zellermünze von meiner Schwester um den Hals, Frau Mutter," entgegnete Lex.

„Ich bin keine Frau Mutter," versetzte die so Angeredete, „man nennt mich Fräulein Dorothea."

Dem Knaben hätte es wohlgethan, Frau Mutter sagen zu dürfen, er hätte in dieses schöne Wort immer ein Stück von seiner Empfindung legen können. Das Fräulein Dorothea werde er an diesem betagten Weib sein Lebtag nicht herausbringen, aber er bleibe ja ohnehin nur zwei Tage hier.

Als Lex mit Kasten und Bett fertig war, suchte er sich einen einsamen Winkel und schrieb einen Brief an seine Eltern, daß er krank sei und heim müsse. Da lachte es plötzlich hinter ihm auf: „Der Lex von Gutenhag ist krank und will heim; ha, das ist köstlich!"

Der mit der Strumpfstrickmaschine war's, und jetzt lachten Alle, die im Saale waren und schrien: „Der Lex von Gutenhag will heim!"

Großpfleger zerriß das Blatt und ging davon. Aber es that ihm beinahe wohl, daß jetzt das ganze Haus sein Leid

wußte und der Name Gutenhag genannt wurde. Aber er haßte nun auch das ganze Haus, weil es nicht mit ihm fühlte. Er ging in den Hof hinab und nahm sich vor, dem Ersten, dem er begegnete, etwas zu versetzen.

Da stand ein Pferd am Brunnen und sah ihn an. Lex ging zu ihm hin und sagte: „Ich nehme meinen Vorsatz zurück, dir thue ich nichts. Du schaust völlig so aus, wie unser Fuchser daheim, nur hast du graue Ohren und der Fuchser braune. Du bist gewiß auch aus dem Oberlande und wenn du willst, so reiten wir heute, wenn es finster wird, heim. Dem Director laß' ich als Ersatz für dich meinen Koffer und das ganzjährige Kostgeld."

„Je, der spricht auch mit dem Schimmel!" rief es vom Fenster herab und Alle vom Hause schrien es nach: „Der Lex von Gutenhag spricht mit dem Schimmel!" — und Abends, als der Director von den Anlagen heimkam, klopfte er dem Großpfleger auf die Schulter und sagte: „Sie conversiren also mit meinem Grauen, Alexius!"

Dieses Wort erschreckte den Jungen fast bis zum Umfallen. Er hatte den Ausdruck „conversiren" nicht verstanden und meinte, der Director habe auf lateinisch bei Gott nichts Anderes gesagt, als: „Sie wollen also mit meinem Grauen durchgehen, Alexius!"

Er sah, daß es in diesem Hause keine Heimlichkeiten gab und geben konnte, denn Alles spionirte und schien zusammen verschworen und habe gegen ihn feindliche Stellung.

Zum Nachtmahle kam Brot und Bier und Lex saß just zwischen der Strumpfstrickmaschine — so hieß er in seiner Seele den, der ihm den ersten Spott angethan — und den mit den dunkeln Augen, der seinen Vater einen Esel gescholten hatte.

— Das sind meine größten Feinde in der Welt, und wenn sie einmal in's Oberland kommen, so zahl' ich ihnen Alles heim, dachte sich Lex; der Eine hat auch Cigarren in der Tasche und raucht heimlich, das könne man wohl dem Director sagen, aber es geht mich nichts an und ich bleib' doch nicht.

„Ei, dem ist im Finger kalt!" bemerkte der Schwarzäugige und zeigte auf Großpflegers eingebundenen Daumen.

Der Verspottete warf ihm einen grimmigen Blick zu; wenn Lexen doch nur auch was eingefallen wäre, daß er diesen entsetzlichen Lästerer recht hätte zu Schanden machen können.

„Sagen Sie mal, Herr Großpfleger, was kostet jetzt im Oberland das Pfund Kropf?"

Ein schallendes Gelächter brach los. Lex wußte nicht einmal, von wem dieser neue Spott wieder gekommen war. Er glühte vor Zorn, trank sein Bier aus und — o, wenn er jetzt das leere Glas Jedem hätte an den Kopf werfen können!

Als er aufstand, sagte die Frau Director zu ihm: „Sie müssen auch Ihr Mundstück brauchen, Großpfleger, sonst ziehen Sie bei uns den Kürzern!"

„Hab' gemeint, das sei verboten im Institut," stotterte Lex.

„Wer nicht schimpft, wie ein Spatz, der gehört schon der Katz!" declamirte ein blatternarbiger Junge.

Lex begab sich jetzt in den Schlafsaal, damit er eher in's Bett käme, als die Anderen vom Bier aufstanden, sonst würden sie ihn gewiß wieder von Neuem necken, denn er hatte ein gestricktes Hemd an.

Nur ein einziges Lämpchen flimmerte im großen Saal, es war dunkel und einsam.

Die Betten waren alle aufgedeckt und er legte sich in das seine. Er hatte noch nie in einem fremden Bett geschlafen; aber das soll das erste- und das letztemal sein — morgen ist er wieder daheim. Wenn er über die Nacht nur nicht etwa wirklich krank wird; die Decke ist so leicht und kühl und in der Brust fühlt er ein böses Drücken. — Wenn er schwer krank würde und hier liegen bleiben müßte; er könnte nicht einmal heimschreiben und kein Mensch thäte es für ihn. Und dann sterben ohne Eltern und Schwester — die Buben legen noch Spottworte auf seinen Sarg. Endlich hören sie es doch in Gutenhag und kommen und finden den Grabhügel von ihrem Lex . . .

— Es war aber auch dumm, daß ich daheim so grob und schlecht gewesen bin — dachte der Junge weiter — sie sprechen jetzt gewiß von mir, sie werden gerade um den Herd herum sitzen und Späne klieben. Ach, da hab' ich oft böse Reden gegen die Mutter gethan; sie ist sonst gescheit, sie wird doch wissen, daß es nie so schlecht gemeint gewesen ist. Morgen werd' ich das schon sagen; durch die hintere Kammerthür schleich' ich hinein — da steh' ich plötzlich in der Küche und sage: Grüß Euch Gott zusammen, ich bin da! Es hat doch viel geholfen, daß ihr mich in's Institut geschickt habt, jetzt will ich Euch in Allem folgen und gut sein, nur fort geh' ich nicht mehr! — Freilich, die Leut' werden sagen: Schau, der Lex hat wollen ein gelehrter Bauer werden, aber er hat die Mutter nicht entbehren können und bleibt nun ein ungelehrter. — Ei, das ist mir jetzt schon gleich, was die Leut' reden, sie wissen Eins, und das Andere nicht — sollen 's nur selbst probiren! —

Im Speisesaal wurden Lieder gesungen. Lex hörte es; das waren schöne Weisen und er wunderte sich nur, wie diese

Wilden denn doch so singen konnten. Jetzt haben sie gar das „Landleben“:

„Das Landleben
Hat Gott geben
So heiter und froh!“

Ach, das sangen die Mutter und die Schwester daheim fast auch so! Oft und oft in den Spinnnächten, oder beim Futtermähen auf der Wiese hatten sie das Lied gesungen. — Jetzt sah er die Wiese, den Tannenwald und das Vaterhaus in Gutenhag. — Nichts ist so geeignet, Erinnerungen wachzurufen, als die Töne.

Lex saß im Bett, stürmisch klopfte sein Herz!

— Und wenn ich heut' noch ginge! — den Weg zum Bahnhof kenn' ich; dann setz' ich mich auf den erstbesten Zug und bis morgen Mittag, wenn sie Alle in die Stube kommen, bin ich daheim. Und ich geh' heut' noch!

Er will schon aus dem Bett, um sich rasch anzukleiden, da johlt es die Stiege herauf und herein stürmen die Buben und sie necken und stoßen und schlagen sich einander, und den Blatternarbigen nehmen sie jetzt gar in sein Leintuch und vier Bursche, jeder an einer Ecke, schnellen ihn empor und lassen ihn wieder auf die Blache niederfallen — dann wieder empor — das Tuch fallen gelassen — plumps liegt der „Himmelflieger“ auf dem Boden. Da jubeln sie, aber der Gefoppte erhascht den erstbesten der Verräther, schlägt ihm die Blache um Kopf und Gesicht und endlich um den ganzen Leib, wirft ihn auf den Boden und rollt ihn hin und her, wie einen Nudelwalker.

Endlich kommt der Director: „Jetzt genug, zur Ruhe!“

„Schlafen Sie schon, Großpfleger?“ fragte dessen Nachbar, als er im Bette lag und Alles schon still war.

„Nein," antwortete Lex in kläglichem Tone, „ich möcht' die Frau Dorothea haben."

Jetzt brach der Lachsturm von neuem los.

„Sehr gut!" riefen Mehrere, „der Großpfleger möchte die Dorothea haben; der Großpfleger ist ein Mordkerl!"

„Ja wohl, Mordkerl, der Gutenhager gießt Silberketten!" sagte dessen Nachbar. Lex weinte.

„Fehlt Ihnen was, Großpfleger?"

„Ja," schluchzte dieser, „ich will einen spanischen Thee haben, mir ist so übel!"

„Und den soll Ihnen Fräulein Dorothea kochen?"

„Wissen Sie," erklärte jetzt Einer, der sich auf den Waschtisch gestellt und die Würde eines gelehrten Redners angenommen hatte, „wissen Sie, wertheſter Herr Baron von Gutenhag, Fräulein Dorothea Crescenzia Kniereiterin verfügen sich zu solch' ungewöhnlicher Stunde nie in die Gemächer strebsamer Jünglinge, es müßte denn Dero höchst eigene Person in Begleitung —"

„Sie bleiben morgen ohne Frühstück, Bumstangel, und jetzt in's Bett, augenblicklich, marsch!"

Der Director war's und sein Stock, die jetzt bedrohlich an der Thüre standen.

Im Moment herrschte die tiefste Stille.

Lex biß sich vor Freude in die Lippen und hätte rufen mögen: Nur gleich zuschlagen, Herr Director! — Auf den Thee aber mußte er verzichten.

Endlich kam der Schlaf.

In derselben Nacht brannte der Großpflegerhof in Gutenhag. Das Feuer war auf dem Strohdach ausgebrochen; man sah es im ersten Entstehen, konnte aber nicht löschen, es waren alle Leitern zu kurz. Anna war in ihrer Schlaf-

kammer und konnte nicht heraus; die schwere Thür lag fest im Schloß. Man rief Leute zu Hilfe, aber sie kamen nicht. Durch die Gasse zogen lustige Studenten und sangen das Lied vom Landleben, aber sie standen nicht bei in der Noth. Schon muß der Dachstuhl einstürzen auf das arme, hilferufende Mädchen — da springt Alex auf, daß er sich den Kopf empfindlich an die Mauer stößt.

Er war wach. Sein Herz klopfte hörbar.

Die Lampe im Saal war erloschen — Alles schläft und schnarcht.

Lex konnte nicht mehr einschlafen, der Traum war fürchterlich gewesen. — Es brennt ganz gewiß daheim, dachte er sich, das Haus bauen wir wohl wieder auf, aber nur Niemand verbrennen, um Gotteswillen!

Lex hielt die Hände zusammen und betete.

Gegen Morgen schlummerte er ein.

Es war Sonntag. Lex fuhr mit den Seinigen in die Kirche und hielt die warme Hand der Schwester in der seinen. Da läutete es zum Hochamt — das Läuten kam näher und — weckte ihn auf.

Es war die Morgenglocke im Institute, mit welcher der Hausknecht durch den Saal ging.

Lex drückte seine Hand zusammen, sie war leer — sie hielt die Schwester nicht.

Lex war der Erste aus dem Bett und als er angezogen war, ging er sogleich in den Garten. Die Sonne ging auf und sie war durch den leichten Nebel anzusehen, wie ein rother Ball.

Der Junge eilte über das thauige Gras.

Seine Stimmung war gehoben. Dieser Tag sollte ja das Wiedersehen bringen.

Lexens Entschluß stand fest. Mit einer gewissen Fröhlichkeit ging er zum Frühstück und die kräftige Suppe schmeckte ihm.

Als die alte Haushälterin mit Brot in den Speisesaal kam, grüßte er heiter: „Guten Morgen, Fräulein Dorothea!"

Die Anderen machten wieder ihre Glossen und lachten.

Ihr werdet es schon noch sehen, wie ich mich räche — dachte Lex — morgen werdet ihr's wissen, daß ich mit euch nicht leben will und das ihr mir Alle mit einander zu niederträchtig seid.

Nun kam der Director und grüßte freundlich, auch den, der ohne Frühstück bleiben mußte. Der hatte indeß schon lange ein großes Stück Brot verzehrt, welches ihm ein Anderer heimlich zugesteckt.

„Was ist heute?"

„Chemie und Geometrie."

Ah, ja so, es war zum Studieren. Lex ging auch mit in das Lehrzimmer, das bereits geheizt war.

Da standen Bänke und Tische, wie im Schulhause zu Gutenhag, nur Alles größer, feiner und unausstehlicher.

Lex erhielt seinen Platz und ein Blatt Papier mit Bleistift.

Chemie und Geometrie stand für Mittwoch in dem Stundenplan. — Was denn doch das sein mag! — Aber das sollte heute noch nicht dargethan werden, es war der erste Tag im Schuljahre.

Der Director und noch zwei andere Herren in schwarzem Anzug waren da. Letztere machten vor den Zöglingen eine ruhige Verbeugung.

Der Director hielt nun eine Rede von Nutz und Zweck landwirthschaftlicher Institute, von der Geschichte und Einrichtung derselben und sagte, daß sie die Kernschule der menschlichen Cultur seien.

Dann stellte er die beiden Herren im schwarzen Anzug als die Lehrer und Präfecten vor. Hierauf dictirte er die Tagesordnung, die Lehrgegenstände und die Bücher, die sich Jeder anzuschaffen habe. Dann legte er mit kräftigen Worten die Grundzüge seiner Erziehungsweise dar, und daß er in seinem alten Schulmeisterherzen noch viel Gutes und Liebes für seine Zöglinge trage, daß er dafür aber Gehorsam und Zuneigung fordere von Allen und Jedem! Er habe es gern, wenn es in seinem Hause lustig zugehe und sich Jeder frei und ungezwungen bewege, wie im Kreise seiner eigenen Familie. Aber in Acht und Bann wolle er wissen Hader und Tücke und er sei entschlossen, die Stifter solcher Hausübel aus dem Institute zu entfernen. In solchen Fällen wisse er strenges Gericht zu halten, aber er hoffe, daß es zu derlei nicht kommen werde und begrüße heute Alle in dieser Anstalt des Lernens und der Jugendlust mit einem munteren Glückauf!

— Ja, ist Alles recht schön — dachte sich Lex — aber ich gehe dennoch durch.

Die Eröffnungsfeierlichkeit war vorüber, und die übrige Zeit des Tages als „frei" erklärt, damit sich Jeder — sie waren doch Alle erst seit wenigen Tagen angekommen — einrichte und die Neulinge sich mit den Verhältnissen der Anstalt bekannt machen konnten.

— Jetzt sind Diese auch fremd da, und können so wild und toll sein, ja, was sind denn das für Menschen! — Lex konnte es gar nicht begreifen.

Indeß beschloß er, so lange er noch da sei, nicht die mindeste Gemeinschaft mit diesen Jungen zu haben.

Als diese am Nachmittag in die neuen Anlagen, welche die Freude des Directors waren, hinausgingen, blieb Groß-

pfleger zu Hause, legte die Wäsche in seinem Koffer zurecht, ging dann mit verschränkten Armen durch die Säle und blickte alle fünf Minuten auf eine Schwarzwälderuhr, welche im Lehrsaale hing.

„Warum sind Sie nicht mit in den Wald gegangen?" fragte ihn Fräulein Dorothea, welche sich zu seinem Aerger immer um ihn zu schaffen machte.

Lex antwortete nicht.

„Sie haben wohl gar Heimweh?" bei dieser Frage blieb die Haushälterin vor dem Jungen stehen und dieser sagte: „O nein."

„Das wäre auch thöricht, es wird Ihnen bei uns schon gefallen, zwar — ich sage das nur Ihnen, Herr Großpfleger — zwar sind heuer einige gottlose Buben hier. Lassen Sie sich ja mit diesen nicht ein. Auch kommen Sie jetzt in die gefährlichen Jahre, Herr Großpfleger, und da möchte ich, Ihre erfahrenere Freundin — betrachten Sie mich ganz als solche — Ihnen einen Rath geben. Beten Sie täglich drei Vaterunser zum heiligen Aloisius und besprengen Sie sich des Morgens fleißig mit Weihwasser. Und dann noch was — mit Ihnen, Herr Großpfleger, kann man über derlei schon sprechen, Sie sind gescheit — steigen Sie nie mit dem linken Fuß zuerst über eine Thürschwelle! Sehen Sie, daher kommen all' die Malheurs heutzutage, weil die Leute so leichtsinnig sind und auf diese Dinge vergessen oder gar nicht glauben. Aber Sie müssen nichts davon merken lassen, lieber Großpfleger — der Herr Director und die gnädige Frau sind sonst gut, sehr gut, aber entsetzlich ungläubig! Es wär' deswegen zwischen uns auch bald schon einmal zu einem Bruch gekommen. Als nämlich der Director für die Samstage im Institut das Fleischessen eingeführt hatte, sage ich zu ihm:

Herr Director, sag' ich, sehen Sie sich nach einer anderen Haushälterin um, ich verdinge mich nicht an Heiden! — aber denken Sie sich, er ließ mich nicht fort!"

— O Du dummer Director! hatte Alex schon aufschreien wollen, aber er wandte sich schweigend von der Alten hinweg. Es freute ihn jetzt, daß sich Dorothea nicht Frau Mutter nennen ließ.

Aber als Großpfleger aus dem Saale ging, stieg er doch mit dem rechten Fuß zuerst über die Schwelle, daß es heute gut ausgehe.

Hierauf trieb er sich wieder allein herum, und als es dunkel wurde, zog er zwei Röcke an und schlich aus dem Institute.

Zwei Stunden darnach löste er sich auf dem Bahnhofe eine Karte nach dem Markt im Oberlande, von dem aus der Weg nach Gutenhag geht.

Ungeduldig schritt Lex durch die große Warthalle und kümmerte sich nicht um das Leben und Treiben um ihn herum.

— Thut ihr, was ihr wollt, es ist gut, in sechs Stunden bin ich daheim!

Endlich tönte das Signal und der Zug brauste heran. Das Thor wurde geöffnet und die Menge strömte hinaus zum Einsteigen.

Mit einem wahren Hochgefühl drängte Lex dem Ausgange zu; da faßte ihn plötzlich Jemand am Arm: „Ei, wohin, Großpfleger?"

Der Director stand neben ihm und sah ihm strenge in's Gesicht.

Das wurde bleich — kreidebleich.

„Noch sind die Ferien nicht da, Junge; wir gehen jetzt zusammen nach Hause!"

„Aber ich bin krank und muß heim," stotterte Lex.

„Oh, Kind, im Oberlande geht ja kalte, rauhe Luft, die thäte schlecht; für Kranke haben wir das beste Klima!"

„Aber die Karte ist auch schon gelöst."

„Hat nichts zu sagen, Großpfleger, Ihr Taschengeld für October und November wird die Auslage vollständig decken."

Lex mußte mit in's Institut. Die Knie wollten ihm einbrechen, als ihn der Director in den Speisesaal führte, wo die anderen Zöglinge wieder beim Bier saßen.

„Burschen, da bring' ich einen Deserteur, den lassen wir spießruthenlaufen."

„Ja, spießruthenlaufen, bravo!" schrien Alle, aber die Frau Director gebot Ruhe und ließ Großpfleger ihr gegenüber Platz nehmen.

„Was treiben Sie doch, mein Lieber?" sagte Sie hierauf zu Lex, „die Heimat fällt Ihnen nicht durch und man wird Sie zu Hause wohl entbehren."

Sie setzten dem Jungen Bier vor. Er rührte es nicht an; — in ihm war ein gräßlicher Schmerz — nicht zu sagen! — Jetzt haben sie ihm Vater und Mutter weggenommen und Anna und die Heimat. Sie halten ihn gefangen in diesem entsetzlichen Haus, und daheim wissen sie es nicht und meinen, es gehe ihm gut.

Als Lex allein an seinem Bette stand, von dem er sich schon freudig verabschiedet für immer — da brach er in ein erbärmliches Weinen aus.

Die übrigen Zöglinge hatten den Auftrag erhalten, Großpfleger nicht zu necken — und sie ließen ihn in Ruh.

Lex weinte und betete, daß diese unfaßbare Qual von ihm genommen werden möge; — dann kam ein gesunder Schlaf. Das war der Freund, der treue, der einzige Freund.

Lex freute sich auf nichts, als auf die Nacht; diese erwartete er stets mit Sehnsucht. Alles um ihn war fremd und feindlich, aber das Bett war sein Daheim; hier wartete die Ruhe und der Traum auf ihn, hier erschien ihm freundlich und treu die schöne Vergangenheit wieder.

An einem der nächsten Tage machte das Institut einen Ausflug in die Stadt.

Der Director hatte Großpfleger freundlich dazu eingeladen, allein dieser ging nicht mit. Er saß im Lehrzimmer bei einem Buche, er starrte in dasselbe, aber er dachte nichts dabei.

Einen Kalender hatte er sich gekauft und da zählte er die Tage bis zum Ferienmonat, und die bereits vergangenen strich er durch. Sonst gab er keinen Kreuzer aus, sondern suchte im Gegentheil möglichst viel zu ersparen. — Die Zeit ist verloren, die Du hier verleben mußt, die Kleider sind verloren, die Du hier verbrauchst, schau nur, daß Du ein Stück Geld erretteſt, und vor Allem das Leben! — Das war sein Sinnen, und mit einer wahren Angst sorgte er für seine Gesundheit. Er ging nie ohne Ueberrock und am liebsten gar nicht aus; am Abend aß er nichts, weil er einmal gehört hatte, es sei der Gesundheit zuträglicher, wenn man ohne Nachtmahl in's Bett gehe. — Und das Leben, daß muß ich bewahren um jeden Preis, ich muß die Meinen noch einmal sehen. Aber — ein ganzes Jahr, und hier vergeht keine Zeit; hier wird man alt und grau an einem einzigen Tag! —

Am liebsten unter Allen im Hause hatte er die Frau Director, weil sie am wenigsten sprach. Es war ihm peinlich, wenn Jemand mit ihm redete, er konnte nach fremden Worten nicht denken und gab verkehrte Antworten.

Die Collegen legten ihm seinen Hang zur Einsamkeit für Eigensinn und Trotz aus und sie nannten ihn nicht anders, als Baron Duckmauser von Gutenhag.

Die alte Haushälterin bedauerte lebhaft, daß Lex nicht Priester werde, er habe ein so frommes Gesicht.

An einem schönen Octobertag machte der Director mit seinen Zöglingen einen Ausflug in das Gebirge; Einige von den Größeren nahmen sogar Gewehre mit, denn sie waren zu einer Hasenjagd geladen.

„Da muß der Oberländer auch mit!" hatte der Director gesagt.

„Der Herr Baron sind ein leidenschaftlicher Jäger," bemerkte Bumstangel.

Aber Großpfleger ging nicht mit. Er ging in den Garten und legte sich in die Sonne. Und doch mußte er heute an die Jagd denken; vielleicht kommen sie auf einen hohen Berg, wo man in's Oberland sehen kann. — Ich hätte mitgehen sollen. Aber muß ich denn jetzt zu Hause bleiben? kann ich nicht allein einen Spaziergang machen? und wenn ich jetzt fortginge? das Wetter ist prächtig und hält — in zwei Tagen wär' ich in Gutenhag.

„Grüß Gott!" rief eine helle Stimme.

Lex erhob sich schnell und sah nun einen fremden Jungen auf sich zueilen; schon von fern streckte ihm dieser seine Hände entgegen und rief wiederholt: „Grüß Gott, was machst Du da?"

Großpfleger reichte ihm seine Rechte, es that ihm wohl, daß ihn wieder einmal Jemand mit „Du" anredete. — Wer es doch sein mag, er sieht gut und freundlich aus; ich meine, den könnte ich lieb haben.

„Ich kenne Dich nicht," sagte Lex schüchtern.

„Ich Dich auch nicht," entgegnete der andere Bursche, „ich komme zwölf Meilen von Westen und werde hier die Landwirthschaft lernen. Du bist gewiß ein Oberländer?"

„Ja," antwortete der Junge freudig, „ich heiße Alex Großpfleger und bin in Gutenhag daheim. Und wie heißt denn Du?"

„Raimund!" sagte der Fremde.

„Und wie denn noch?"

„Wie noch? ja, sonst nichts mehr. Für jetzt, da ich noch Schüler bin, ist mir Raimund ganz genug und wenn ich einmal vierundzwanzig Jahre alt bin, werde ich mir schon einen zweiten Namen machen."

Lex sah ihn groß an. — Jetzt hat Der keinen Schreibnamen. „Aber wo bist Du denn daheim?"

„Das weiß ich nicht. Es muß auch nicht Jeder wo daheim sein. Gelt, Lex, ich bin merkwürdig, ich habe keinen Namen und keine Heimat; aber ich werde Dir schon noch erzählen, wie das ist. Wenn wir mitsammen sprechen, so nenne mich nur immer Raimund, und ich werde zu Dir blos Lex sagen, wenn Du willst."

„Ja, das ist mir am liebsten, daheim nennen sie mich auch immer nur Lex."

„Aber wo liegt denn Gutenhag?"

„Ja, da muß man länger als drei Stunden auf der Eisenbahn fahren und dann geht es noch drei Stunden durch ein Thal in's Gebirg hinein."

„Es muß ein kleiner Ort sein."

„Nein, ein recht großer, es sind über zehn Häuser und eine Kirche. Unser Haus ist das größte und das erste rechts, wenn man in's Dorf hinein geht. Gleich hinter dem Haus

geht der Wald hinauf. Ich sage Dir, das ist ein schöner Wald; er gehört uns und auch der Schlag, bis in den Hintergraben hinein; heuer haben wir stocken lassen. Und links am Weg ist eine große grüne Wiese — die ist Dir anders grün, wie dieser Garten. Die Wiese gehört auch uns. Du erkennst sie leicht, sie geht bis zur Hecke hinein und drüben am Bergrain rinnt der Bach hinaus."

„Es muß schön sein in Gutenhag."

„Oh, schön!" jubelte Lex auf, er war glücklich, daß endlich einmal Jemand mit ihm über seine Heimat sprach. „Du mußt mitfahren nach Gutenhag, Raimund, ich werde meinem Vater schon schreiben darüber."

„Es gilt, Lex; dieses Oberland steckt mir schon lange im Kopf, weißt Du, ich singe und tanze nichts lieber, als den Oberländer. Aber jetzt muß ich meine Reisetasche auspacken, ich habe sie nur in den Vorsaal hineingestellt, weil Niemand daheim war, als eine alte Frau."

„Die Dorothea, aber die wird Dir schon eine Lade anweisen und ich will Dir helfen auspacken. Dann, weißt Du, was wir noch machen? Ich bitte die Dorothea, daß sie unsere Betten zusammenstellt, denn die Anderen, das sind böse Gassenbuben, wirst sehen."

Raimund hatte dem Director schon früher über Alles geschrieben und so war für ihn vorbereitet.

Lex half dem Ankömmling rasch die Sachen ordnen und erzählte ihm nebenher Alles, was er selbst vom Institute schon wußte. Es war ein anderer Geist in ihn gefahren, es kam ihm vor, als ob jetzt Eines von daheim zu ihm gekommen wäre.

„Hast Du sonst nichts mehr?" fragte er Raimund, als die wenigen Gegenstände in der Lade lagen und er sich abstaubend die flachen Hände in einander schlug.

„Ich brauche auch nicht mehr. Zwei Anzüge und einen derben Jungen, den man hineinstecken kann, das ist genug."

Lex lachte.

— Du lieber Gott, jetzt kann der auch lachen — dachte sich Dorothea, die gerade durch den Saal ging, und sie wäre jetzt bei einem Haar bald mit dem linken Fuß über die Schwelle getreten.

„Und jetzt laß' Dich einmal ansehen, Lex!" sagte Raimund, indem er sich vor den Oberländer hinstellte und seine beiden Hände demselben auf die Achseln legte: „Bist kein übler Junge, Lex, Deine blauen Augen gefallen mir. Sag', hab' ich auch blaue?"

Die Beiden sahen sich in die Augen, doch, plötzlich stießen ihre Köpfe zusammen, daß es Beiden in den Ohren klang.

Da kicherte es hinter ihnen und die Strumpfstrickmaschine welche sich, nach der bereits erfolgten Heimkehr vom Ausflug, heimlich hinzugeschlichen hatte, um den Schabernack auszuüben, eilte davon.

Raimund lief dem boshaften Jungen nach, erwischte ihn beim Rockkragen und schüttelte ihn so derb bei den Haaren, daß der Bursche Ach und Weh schrie und mit aufgehobenen Händen schwor, es nicht mehr zu thun.

Mehrere waren auf das Geschrei herbeigekommen, nahmen für die Strumpfstrickmaschine Partei und schimpften halblaut über diesen „Ausländischen," der keinen Spaß verstehe. Raimund kehrte sich nicht d'ran.

„Raimund!" sagte Lex, als Jener wieder zu ihm zurückgekehrt war, „jetzt hast Du mir einen großen Gefallen erwiesen; der böse Bub' dort hat mir den ersten Spott angethan."

„Böse muß er deshalb gerade noch nicht sein, aber boshaft," entgegnete Raimund, indem er mit dem Sacktuch seine Hände abwischte.

„Oh, boshaft sind sie Alle; ich kann Dir gar nicht sagen, was ich in diesen wenigen Tagen hier gelitten habe; Du wirst es auch nicht aushalten und dann gehen wir mitsammen. Aber vorsichtig müssen wir das anfangen, lieber Freund!"

Nun erzählte Lex seinem neuen Gefährten, wie er bereits einen Fluchtversuch unternommen habe und wie betrübend derselbe vereitelt worden war.

„Ich lese in Deinen Augen eine Krankheit," versetzte Raimund nach einiger Zeit. Lex erschrak und stotterte:

„Ich bitte Dich!"

„Wenn Du diese überstanden hast, wirst Du ein fröhliches Leben führen. Wenn ich Dir die Krankheit nenne, Du wirst mir nicht glauben."

„Ja, Raimund, ich werde Dir glauben."

„Du hast Heimweh."

„Nein, das nicht, aber in der Brust" —

Es trat der Director in den Saal. Er grüßte kühl und blickte prüfend umher.

Raimund trat zu ihm, um sich vorzustellen. Er hob die Hand etwas und warf einen Blick auf des Mannes Rechte.

Der Director reichte sie ihm nicht.

„Sind Sie dieser Raimund?" fragte er.

Der Befragte bejahte es.

„Sie haben Ihre Lehrzeit gleich mit einem Scandal eröffnet!"

Raimund stutzte, offenbar meinte der Director den kleinen Conflict mit der Strumpfstrickmaschine.

— Er hat uns die Köpfe zusammengestoßen — wollte der Junge einwenden, doch er schwieg und sah zu Boden.

„Für die Zukunft verbitte ich mir solche Auftritte, sonst bleiben wir nicht beisammen!" warf der Director noch hin und verließ den Saal.

Raimund schritt betrübt zum Fenster und sah durch dasselbe hinaus.

Das also war der Empfang von dem vielgerühmten, menschenfreundlichen Director des landwirthschaftlichen Institutes, bei dem er so warm empfohlen worden war. Was muß sich der Mann nun von ihm denken, der ihn aus Gnaden in seine Anstalt genommen hat!

„Hast recht, Lex, ich werde hier auch Heimweh kriegen," sagte Raimund zu Jenem.

„Ah, das ist gescheit, dann fahren wir heute noch ab, wenn Du willst!" jubelte Großpfleger.

— Wohin, thörichter Junge? — bist überall fremd! — Dieser Gedanke zog durch die Seele des Burschen und kam als folgendes Wort zu Lex:

„Hörst Du, Heimweh hab' ich nicht; — mein Weh ist — namenlos!"

Sein Weh ist namenlos. In diesem Ausdruck lag so viel Schmerz, daß Großpfleger sagte: „Ich versteh' Dich schon, Du meinst, weil Du keine Heimat hast."

„Glaubst Du denn, es ist ein so großes Unglück, wenn man nicht weiß, wo und von wem man geboren ist? Ich bin gerade so gut da, wie Du, und gerade so gut Mensch, wie alle Anderen — und Lust hab' ich am Ende auch so viel."

„Wie bist denn Du? Just warst Du so betrübt und jetzt lachst Du schon wieder und schaust so glücklich d'rein!"

„Ja, ich hab' mich wahrscheinlich über den Buben dort geärgert, oder über den Director, weil er auf mich böse ist. Am Ende schickt er mich heute noch fort; wisse, Lex, — aber es wäre mir lieb, wenn Du es den Anderen nicht sagen wolltest — ich bin hier als Gast und zahle kein Schulgeld. Ein Gönner hat mich beim Herrn Director empfohlen, daß ich mich hier ein wenig ausbilde. Da kommt Dir heute gleich dieser Fall. — Es ist geschehen, und jetzt ist es einmal nicht anders."

„Wie doch Dein Haar weich 'ist und lang; auf Ehre, meine Schwester trägt es auch nicht länger. Auch sonst siehst Du fein aus, aber Hände hast Du grobe; hast gewiß recht arbeiten müssen?"

„Nicht mehr, als ich konnte," lachte Raimund.

„Wie alt bist Du denn?"

„Je nun, so zwischen vierzehn und siebzehn herum."

„Da bist Du gewiß fünfzehn; schau, ich bin auch fünfzehn. Und weißt Du was, Raimund, an dem Tag, wo wir durchgehen, feiern wir Dein Geburtsfest."

Es war dunkel geworden und man läutete zum Nachtmahl.

Lex und Raimund saßen zusammen, und da sagte Ersterer: „Heute schmeckt mir das Bier; sollst leben Raimund! — weißt Du, was mich von Dir freut? daß Du gleich Du zu mir gesagt hast."

„O je, heute lacht der Baron Duckmauser auch," bemerkte plötzlich Einer.

„Dann kriegen wir ein anderes Wetter," versetzte ein Zweiter und Alles sah auf Großpfleger und kicherte oder lachte laut.

„Geht das Dich an?" fragte Raimund denselben.

„Ja, ja! Und wenn Du mir den Burschen dort schopfbeutelst, so schenk' ich Dir meinen besten Rock," lispelte Lex seinem Freund in's Ohr.

„Ja, mußt Du's denn gleich so ernst nehmen? sag' ihm eine witzige Grobheit und aus ist's."

„Raimund, es gibt gar keine Grobheit in Worten, die für den dort grob genug wäre; er hat einmal meinen Vater einen Esel geheißen."

„Ehrfurcht, meine Herren!" herrschte Bumstangel, „Seine Gnaden, der Herr Baron von Gutenhag legen eine Generalbeicht ab!"

War das wieder ein Bravorufen und Händeklatschen!

„Hallo," sagte Raimund, „da geht's ja lustig zu!"

„Und das nennst Du lustig?" versetzte Lex entrüstet.

„Wer doch der Neue sein mag?" fragte der Blatternarbige seinen Nachbar, indem er auf Raimund deutete.

„Das sagt er nicht; wohl gar ein verzauberter Königssohn!"

„Ja, ja, ein verwunschener Prinz!"

„Der verwunschene Prinz!" schrie die Strumpfstrickmaschine und zeigte auf Raimund.

„Siehst Du, jetzt hast Du's auch!" raunte Lex diesem in die Ohren und Alle schrien nun: „Der verwunschene Prinz! Guten Abend, verwunschener Prinz! wie geht's?"

„Wie jenem verzauberten Königssohn im Märchen, dem die Esel den Abendgruß brachten," versetzte Raimund schnell.

Da brach über dieses Wort ein wahrer Beifallssturm los, der Director selbst klatschte in die Hände und rief: „Bravo, Raimund, so recht, nur immer mit gleicher Münze zurückgezahlt; das bringt Leben in's Haus und erstickt zimperliche Empfindlichkeiten!" —

„Jetzt weiß ich, wie man's machen muß," sagte des andern Tages Raimund zu Lex. „Ich bin gestern über mich selbst erschrocken, wie mir das derbe Wort herausfuhr, und doch war's das rechte."

„Ja, und es war meine größte Freude, wie Du das Wort gesagt hast. Aber wirst sehen, man wird Dich jetzt immer den verwunschenen Prinzen nennen." Lex sah seinen Freund an und fuhr fort: „Aber ganz Unrecht haben sie nicht. Jener verwunschene Prinz, von dem mein Vater in Gutenhag die Geschichte weiß, sieht gerade so aus wie Du!"

Großpfleger war fast ein Anderer geworden. Er war immer um Raimund und wenn ihm dieser für Momente abhanden kam, so ging er durch alle Säle und Gartenstriche und suchte seinen Freund. Nur mit dem sprach er, und was Raimund sagte, das fand er schön und gut und verständig. Lex unternahm nichts, ohne ihn zu fragen; auch alle Lehraufgaben machten sie zusammen.

Ueber die Landwirthschaft waren sie wohl oft getheilter Ansicht. Raimund verglich immer mit den Methoden, die er in den westlichen Gegenden erfahren hatte, während Großpfleger nur das für gut fand und als das Beste rühmte, was in Gutenhag gang und gäbe war. Er ärgerte sich, wenn Raimund sagte: „Ihr Oberländer dürft Euch gar nicht groß machen; Ihr seid gegangen, so weit man Euch geschoben hat, und denselben Pflug, den die Gutenhager vor zweihundert Jahren gehabt, den haben sie heute noch. Doch," fügte Raimund stets hinzu, „Dein Vater ist vernünftiger, wenn er selbst auch noch keine neuen Samen eingeführt hat, so setzt er doch einen jungen Wildling in einen fruchtbaren Garten und läßt ihn pfropfen, um ihn dann veredelt wieder

in die Heimat zu verpflanzen Das wird noch eine ganz edle Baumgattung geben."

„Du bist aber doch viel gescheiter, als unser Schulmeister in Gutenhag," versetzte Lex auf dergleichen Reden. —

So vergingen Tage. Lex war ruhig und heiter geworden; nur immer gegen Abend, wenn die Schatten lang wurden, und bis man im Saale die Lampen angezündet, hatte er noch seine böse Stunde. Da dachte er, wie jetzt in Gutenhag die Sonne hinter den Berg sinkt und man die letzten Fuhren Herbstrüben heim zieht und sich dann zum Krautabschneiden um die eingeheimste Frucht zusammensetzt und dabei allerlei Schwänke macht. — Das weiß Raimund aber doch nicht, wie das schön ist — dachte sich der Junge — und darum kann er mich nicht verstehen, wenn ich ihm vom Oberland erzähle und am Ende muß ich doch noch allein heim. —

„Willst Du nicht einmal mit mir in die Stadt gehen?" fragte Raimund, als Lex eben wieder einmal in trüber Stimmung war.

„Ei, laß mich, auf den Bahnhof dürfen wir doch nicht."

„Nun, wenn Du nicht willst, so gehe ich allein, aber sonst hätte ich Dich bitten wollen, mir unterwegs einmal recht viel von Gutenhag zu erzählen, an den Winterabenden muß es dort doch gemüthlich sein?"

Jetzt versprach Großpfleger augenblicklich, daß er mitgehe und begann sogleich mit einer Beschreibung der „Rubenvesper", bei welcher man bis zwölf Uhr aufbleibe und die fürchterlichsten Räubergeschichten höre; da habe der Vater oft die Geschichte vom verwunschenen Prinzen erzählt. Und Anna singe immer das Lied vom Pilgersmann und die Knechte geben Räthsel auf. — O, da war der Junge wieder in seinem Fahrwasser.

Am nächsten Morgen kam ein Brief von Gutenhag und ein breiter, runder Ballen, an Großpfleger adressirt.

„Raimund, Raimund, die Mutter schreibt mir und sie schickt einen Allerheiligenstritzl, da wirst Du sehen, wie gut sie backen kann. Sie hat das beste Brot in ganz Gutenhag und wenn Kirchweih' ist und der Dechant kommt, läßt der Herr Pfarrer immer bei uns backen."

Lex öffnete den Ballen und zog einen Brotlaib hervor, breit und hoch und von köstlich brauner Farbe.

„Gelt, Du hast noch keinen solchen Allerheiligenstritzl gesehen, Raimund?"

Dieser verneinte, er wisse überhaupt nicht, was das mit dem Allerheiligenstritzl sei.

„Da bist Du einmal einfältig," sagte Großpfleger und belehrte, daß im Oberlande zu Allerheiligen jeder Dienstbote und Hausgenosse von seinem Herrn einen Laib Weißbrot bekomme, den er verkaufen oder zu beliebiger Zeit essen könne. Das sei der Allerheiligenstritzl.

Dann nahm Lex das Gebäck in seine beiden Hände, legte es vor sich auf die Knie und sah es lange an. — Also, du kommst von daheim, dich hat meine Mutter gebacken und meine Schwester auf den Händen getragen, es ist doch schade, daß man dich ißt. Aber der Raimund soll es wissen, was man in Gutenhag kann. — Bei diesem Gedanken öffnete er sein Taschenmesser, machte mit der Spitze über den Laib ein Kreuzzeichen und schnitt ihn mitten auseinander.

„So, lieber Raimund, das schenk' ich Dir," sagte er und hielt dem Freund die eine Hälfte entgegen.

Dieser lachte. „Glaubst Du, daß ich ein Vielfraß bin? Oder was soll ich mit diesem Riesenbrotstück? Ich hab' ja

ohnehin genug zu essen hier, Du weißt, ich nehm' nicht einmal meine Semmel zum Frühstück."

Lex zog seine Hand mit dem Brote langsam zurück und sprach kein Wort. Ohne einen Bissen zu verkosten, legte er die zwei Hälften in seine Lade, schlich in einen Winkel und weinte.

Raimund hat ihm das Brot von daheim verschmäht und hat es mit dem Essen im Institut verglichen, ja, er zieht dieses sogar dem Allerheiligenstritzl vor. Das war eine Schmach für ihn und für seine Mutter und für ganz Gutenhag.

Seit diesem Zwischenfall redete Großpfleger tagelang kein Wort zu seinem Freund, ja, er nahm sich vor, gar keinen Freund mehr zu wollen, außer in Gutenhag.

Aber eines Nachmittags, als der Director die Zöglinge zu den Hecken hinausgeführt hatte, um eine Art Zaun gegen die noch weidenden Schafe der Nachbarschaft zu flechten — sagte Raimund plötzlich zu Großpfleger: „Du bist eigentlich von Haus aus ein Leu gewesen, da hat man Dir bei der Taufe das x für ein u gemacht und es ist ein Lex aus Dir geworden."

Großpfleger mußte laut auflachen. Nun war Alles wieder gut.

„Lex, wir sollen, bevor noch der Schnee kommt, miteinander einen Ausflug in's Gebirg machen," sagte Raimund, „und da steigen wir auf den höchsten Berg, den es giebt, und schauen in das Oberland."

Lex war dabei.

„Aber weißt Du, was gut wäre?" fuhr Raimund fort, „wenn Du noch Brot von Deiner Mutter hättest, das könnten wir mitnehmen, weil wir vor Abend nicht heimkommen."

„Ja freilich hab' ich noch Brot," sagte Großpfleger freudestrahlend, „ich hab' Dir auch noch nicht einen Bissen angerührt und hätte es verderben lassen."

Und am nächsten Sonntag, nachdem Fräulein Dorothea das Tischgebet zum Frühstück gesprochen hatte, sagte Bumstangel: „Ist es wahr, daß der Baron Duckmauser und der verwunschene Prinz heute mitsammen in's Gebirg gehen?"

„Dann wollen wir den Herrn Director bitten, daß wir sie begleiten dürfen," meinten Andere.

„O, die sind lange schon über alle Berge."

Um dieselbe Zeit waren unsere beiden Freunde wirklich schon weit vom Institut und zogen bereits, die Ebene hinter sich lassend, durch eine Bergschlucht.

Großpfleger war im Erzählen. Er beschrieb Gutenhag und sein Elternhaus und verschwieg nicht, daß sein Vater der angesehenste Bauer in der ganzen Gegend sei. Es gab auch in Gutenhag Neuerungen. Da besaß Lexens Vater eine Windmühle mit eisernem Räderwerk und eine Dreschmaschine, die einzige, die in der Gegend war. — Ferner erzählte Lex von seiner Kindheit und wie das oft schön gewesen sei im Fischfang, oder wenn sie junge Hunde bekommen hätten.

„Aber schlecht bin ich gewesen," fuhr der Junge leiser fort, „Raimund, das reut mich so oft, so viele Haare ich auf dem Haupte habe — ich war so eigensinnig und grob gegen meine Eltern, und meine Eltern sind so gut und die Schwester auch. Aber einmal — ach ja, Du wirst mir's nicht glauben wollen, Raimund — da habe ich Anna mit einem Brett geschlagen, daß sie zu Boden gefallen ist. Sie war damals noch klein und wir haben gemeint, sie stirbt uns, weil ich sie am Kopf getroffen habe. Ich glaube, sie weiß nichts mehr davon, sonst könnte sie unmöglich so gut

sein mit mir. Sie hat sehr geweint, als ich von daheim fortging, aber ich war damals noch ein Narr und habe mich gefreut, daß ich fort konnte. Ich habe das der Schwester auch schon geschrieben; sie antwortete, ich sollte mir nichts d'raus machen, sie wüßten schon Alle, daß ich's gut meine. Aber schlecht war das von mir, gelt, Raimund?"

Raimund schwieg lange; endlich aber legte er seine Rechte auf Großpfleger's Schulter und sagte: „Ich weiß nicht, ob ich Dich ganz verstanden habe, aber wenn ich nachdenke, so bist Du fünfzehn Jahre so heimatlos gewesen, wie ich; erst jetzt hast Du Deine Heimat gefunden, das heißt, Du bist zum Bewußtsein derselben gekommen."

„Ich weiß nicht, wie es ist," entgegnete Lex, „aber Du hast immer ganz neue Gedanken, und wenn Du sie aussprichst, so wundert es mich, daß ich nicht auch schon dasselbe gedacht habe. — Jetzt, wenn Du willst, Raimund, so setzen wir uns da neben den Bach, essen ein Stück Brot und ich werde Dich dann um etwas bitten."

„Sind sie Alle so höflich bei Euch im Oberland?" lächelte Raimund, „nun, und um was willst Du mich denn bitten, wenn wir das Brot essen?"

„Jetzt kenne ich Dich schon fünf Wochen und ohne Dich hätt' ich's nicht ausgehalten. Wenn ich einen Bruder hätte, könnte ich ihn nicht lieber haben, als Dich; — und doch — ich fürchte, Du giebst Dich nur aus Barmherzigkeit mit mir ab. Du müßtest ja jeden Grafen zum Freund bekommen, wenn Du wolltest, Du bist wirklich wie ein verwunschener Prinz!"

Lex war bei diesen Worten ganz roth geworden und als er nun schwieg, sagte Raimund: „Jetzt hast Du wirklich recht einfältig geredet, Lex."

„Ja, Du machſt mich auch noch ganz dumm; ſag' mir doch nur einmal, wer Du eigentlich biſt; erzähle mir Dein Leben!"

„Da wirſt Du was Rechtes hören. Schau, ich hätte Dir's ſchon lange erzählt, aber weil Du immer ſo Gott weiß was Großes in mir haben wollteſt, ſo war es, ich muß ſagen, peinlich für mich Dir zu ſagen, daß ich ein Bettelkind bin. Ich habe ſo eine ganz dunkle Erinnerung in mir, von einem bleichen Weib mit langen, ſchwarzen Haaren, welches mich trug. Da war eine Zeit, in welcher über mir immer ein Baum oder der blaue Himmel war. Aber ich weiß nicht, iſt das wirklich geweſen, oder hab' ich einmal ſo einen Traum gehabt; aber dann wäre das der einzige Traum, den ich nicht vergeſſe. — Das Erſte, was ich beſtimmt von mir weiß, iſt, daß ich mit einem Mann, der auf einer großen Weide Vieh hütete, in den Wäldern herumging und nur für die Nacht mit ihm in einer Bretterhütte ſchlief. Aber der Mann ſagte mir oft, daß er nicht mein Vater und die Hütte nicht mein Geburtsort ſei; er habe mich einmal an einem Sommermorgen im Walde unter einer alten Eiche gefunden; er behalte mich nur aus Barmherzigkeit; ich mußte ihm das Vieh hüten helfen. Im Winter hatten wir kein Vieh und kamen ſelten aus der Hütte. Mein Pflegevater hatte allerlei Hölzer am Ofen lehnen und aus dieſen Hölzern ſchnitzte er Herrgöttln. Ich half ihm dabei und habe auch ganz allein einen gemacht, aber dieſen brachte der Hauſirer, der uns die Dinger abnahm, wieder zurück und ſagte, er bringe ihn nicht an, weil die Hände am Crucifix ſo dick wären, wie die Bruſt, und auf die Naſe hätte ich auch vergeſſen. — Darauf ſtellten wir den mißglückten Herrgott auf den Hausaltar und verrichteten vor demſelben unſer Morgen- und Abendgebet. —

Eines Abends aber — das war im Sommer — als wir von der Alm in unsere Hütte zurückkehren wollten — ja, Lex, da fanden wir keine Hütte mehr, aber die Kohlen glühten und rauchten noch — sie war uns niedergebrannt. — Ich sehe den Mann noch, wie er, die Hände auf dem Rücken, dastand. Plötzlich sagte er: Ei was, es ist einmal so, und jetzt, Junge, braten wir uns da an der Gluth ein paar Erdäpfel zum Nachtmahl! — Während wir aber die Erdäpfel aßen, belehrte mich mein Pflegevater, daß er mich nun nicht mehr behalten könne, sondern selbst irgendwo in den Dienst treten müsse. Ich sollte nur getrost und mit Gott in die Welt gehen. — So ging ich in die Welt, Lex, aber ich denke alle Tage an den guten Mann, er hatte graue Haare und viele Furchen auf der Stirne. — Ich bin zwei Tage gewandert, da hatte ich am dritten in einem Pfarrhofe, in dem ich einsprach, eine große Freude. Ich fand im Schlafstübchen, das mir der freundliche Pfarrer angewiesen hatte, einen Herrgott von meinem Ziehvater. Kannst mir's schon glauben, vor diesem Crucifix habe ich das andächtigste Gebet in meinem Leben gethan, und — da muß mir völlig so gewesen sein, wie Dir, wenn Du in der Dämmerstunde an Gutenhag denkst. — Den andern Tag nun hab' ich den Herrn Pfarrer gebeten, daß er mir das Crucifix schenken möchte; ich wolle es mitnehmen in die weite Welt zum Andenken und zum Segen. Ich erzählte dem Pfarrer meine Geschichte; darauf faßte er meine Hand und sagte: Junge, ich lasse dieses hölzerne Bild nicht fort und Dich auch nicht. Es ist uns hier im Ort der Meßner gestorben; willst Du zur Messe und zum Ave läuten und auf dem Chor den Blasbalg treten? Das wollte ich und so blieb ich beim Pfarrer. Der Pfarrer war ein lustiger und praktischer Mann und als ich

eine Zeit bei ihm war, sagte er einmal zu mir: Junge, Du bist ein gelernter Herrgottmacher, mach' mir die meinen auch! Und er brachte mir Oblaten und ein rundes Stemmmesser, und zeigte mir, wie ich die Blättchen zu Hostien auszustechen habe. — Jetzt hatte ich den Leuten schon zwei Gattungen Herrgöttln geliefert, die eine zum Ansehen und die andere zum Essen — und nebenbei schellte ich mit den Glocken."

„Ja, nun, wie ist denn das?" warf Großpfleger ein, „ich habe immer gemeint, die Hostien kommen aus Rom. Meine Mutter hat mir oft erzählt, daß am Gründonnerstag die Glocken nach Rom gehen und am Charsamstage voll mit Hostien wieder zurückkämen."

„Aber schau, da ist Deine —" Raimund hielt ein.

„Nun? jetzt was hast Du sagen wollen?"

„Nichts, nichts; wärest doch wieder böse geworden. — Indeß, immer hab' ich mit dem Läuten und Herrgöttlmachen doch nicht zu thun gehabt und da hab' ich in der freien Zeit die Schule besuchen dürfen. Als der Pfarrer sah, daß ich da fleißig war und weiter kam, hat er mir Bücher geliehen und da habe ich immer sehr viel gelesen. Ich hab's gar nicht gemeint, daß die Welt ein so merkwürdiges Ding ist, bis ich da Alles sehe. — Acht Jahre bin ich Dir beim Pfarrer gewesen und bin bei ihm ganz gescheit geworden. Aber einmal — der Herr Pfarrer war in einem Nachbarsdorf auf Kirchweih — mußte ich das Haus hüten. Da ging ich in sein Schreibzimmer und sah mir einmal recht alle Bücher an, die er hatte. Da fand ich Dir auch ein ganz kleines Büchlein, das hab' ich durchgelesen. Und nun hab' ich den Mann nicht mehr so recht lieben können, wie bisher, und er war doch mein größter Wohlthäter. Es kam auf, was ich heimlich gelesen und ich mußte den Pfarrhof und das

Dorf verlassen. Ich wanderte wieder und lernte auf meiner Wanderschaft einen Werksarbeiter kennen, der mich bei seinem Verwalter aufführte. Ich mußte diesem gefallen haben, denn er behielt mich bei sich und beschäftigte mich in seinem Garten. Schön war dieses Arbeiten bei den Bäumen und Blumen und Früchten, und ich weiß nicht, wie das kam, mich freute Alles, was ich ansah. Da war der Feldbau, die Bienenzucht, der Eisenhammer und all' das Leben und Weben um mich — und da dachte ich, ich möchte die Landwirthschaft studiren! In drei Wochen darauf sagte der Verwalter zu mir: Ich wüßte was Rechtes für Dich, Raimund, Du solltest die Landwirthschaft studiren! — Ja, das wäre freilich schön und wenn ich reich wäre, so thät' ich's. — Und ich, sagte der Verwalter, thäte es an Deiner Stelle auch, wenn ich nicht reich wäre; ich bäte irgend einen braven Mann, einen Gutsbesitzer, Werksverwalter, oder so Jemanden, daß er mich studiren ließe! — Du kannst Dir denken, Lex, ich sah den Mann eine Weile nur so an, da kam mir auf einmal der Muth und ich platzte heraus: Ja, lassen Sie mich studiren, Herr Verwalter! — Der Mann lachte. Später sagte er: Junge, ich habe einen guten Freund, der einem rühmlich bekannten landwirthschaftlichen Institute als Director vorsteht; es müßte sehr schief gehen, wenn ich Dich bei diesem Manne nicht um ein Geringes unterbrächte. — Und so war's und so wurde es, und so, Lex, ist es; — auf diese Weise bin ich zu Dir gekommen."

Lex hatte während der ganzen Erzählung in den Wildbach, der in der Schlucht rauschte, hinabgestarrt und schien Raimund's Worte kaum zu hören. Jetzt, als dieser schon lange geendet hatte, sagte er: „Weißt Du, wie Dich die Anderen im Institut jetzt heißen würden? Den Herrgottlmacher!"

Die beiden Jungen zogen weiter und verzehrten nun zusammen den Heiligenstritzl.

Als sie gegen Mittag an einer alten Ruine vorbeikamen, bemerkte Lex, daß auch in der Nähe von Gutenhag so ein altes Schloß sei, in welchem aber unter einer versteckten Fallthür ein unermeßlicher Schatz begraben liege.

„Ich weiß auch die Zeit," fuhr er fort, „in welcher man die Fallthür offen findet, an einem Ostersonntag, an welchem eine Sonnenfinsterniß ist, da sind alle Thore zu unterirdischen Reichthümern offen, und da steigen wir hinab."

„Aber weißt Du auch, Lex, daß am Ostersonntag gar nie eine Sonnenfinsterniß sein kann?"

„Warum denn nicht?"

„Weil eine Sonnenfinsterniß nur zum Neumond stattfindet. Da aber Ostern immer der erste Sonntag nach einem Vollmonde — nach dem ersten Vollmond im Frühling ist, so kann der Ostersonntag unmöglich auf Neumond fallen. — Ich möchte nun aber noch gern etwas von den verborgenen Schätzen im Schlosse bei Gutenhag wissen."

„Ja, da mußt Du einmal meinen Pathen, den Schmied, fragen, der weiß Dir einen ganzen Tag davon zu erzählen."

„Nein, von Dir selbst möchte ich hören, ob Du an dergleichen Geschichten wirklich glaubst?"

Großpfleger gab auf diese Frage keine Antwort, sondern fragte: „Und ist das auch gewiß wahr, daß am Ostersonntag keine Sonnenfinsterniß sein kann?"

„Wenn wir nach Hause kommen, werde ich es Dir in einem Buche erklären, wie das ist, dann weißt Du es und brauchst es nicht mehr zu glauben."

„Dann glaube ich aber auch nicht mehr an die Schatzgräbergeschichten," entgegnete Lex. —

Nach mehrstündiger Wanderung hatten die beiden Freunde einen Bergrücken erstiegen; da hatte man einen herrlichen Freiblick in das Land hinaus. Auf der weiten Ebene lag ein leichter, blauer Nebel, durch welchen die Thürme und Fenster der Stadt schimmerten. Nebenhin zog sich die Eisenbahn und man sah gar einen Zug auf derselben, aber der schien zu gehen, wie eine Schnecke. Weiter nördlich gruppirten sich grünende Hügel und begann das formreiche Bergland.

Plötzlich that Lex einen Schrei: „Gutenhag!"

„Wo?"

„Siehst Du den blauen Berg dort mit dem jähen Absturze links, wo unter der Rothwand der Jägersteig geht?"

„Der Jägersteig?"

„Ja freilich, den siehst Du nicht, ich auch nicht, aber er geht dort um die Rothwand, die Du auch kaum sehen wirst; schau nur links auf den Berghang hin, sieh', dort unter der Rothwand liegt Gutenhag!"

Raimund blickte hin.

„O, wie schön!" fuhr Lex fort, „wie schön! Dort der Wald hinauf, der gehört uns und rechts vom Zaun ist der Lehnhoferschlag. Mein Vater ist jetzt gewiß dort und merkt die Lärchenbäume an, die er im Frühjahr verkaufen wird. Dort über die Riese werden die Holzblöcke hinabgelassen, siehst Du?"

„Aber Lex, ich sehe sonst nichts, als den blauen Berg und der ist wenigstens zwei Tagereisen von hier entfernt."

„Das freilich," entgegnete Großpfleger, „und ich sehe wohl auch nichts, aber — bis morgen Abends sind wir ganz bequem dort; ich werde Dir schon meinen Stock da geben, daß Du leichter gehst, und den Ueberrock trag ich Dir auch. Zuerst gehen wir über diesen Bergrücken hinaus und dort

hinab, wo sich im Thale der Weg hinzieht; das Thal und der Weg gehen ganz sicher nach Gutenhag. Unterwegs essen wir noch den Heiligenstritzl auf."

Raimund sah Lex an, wie dieser glühte und leuchtete.

„Ich kann Dich gar nicht begreifen, Lex, Du denkst entsetzlich ungeschickt."

Als Großpfleger hierauf seinen Freund betrübt anblickte und dabei um den Mundwinkel bebte, da reute Raimund das herbe Wort und der Ton, mit dem er es gesprochen hatte. Der Gute denkt ja nicht, er fühlt nur, es herrscht eine tiefe Bewegung in ihm; es zittert der Schmerz durch seine Seele, daß er da ist, und der Drang, daß er dort sein will, und die Freude, daß er hineilen kann. Dies zusammen ist Heimweh.

„Weißt Du, wo es auch noch schön ist?" sagte Raimund, „kehre Dich einmal um, siehst Du dort über die Ebene hinaus das blaue Gebirg? Das ist das Weinland, Lex, dort müssen wir zusammen einmal hin."

„Ich habe schon Trauben gegessen. In Gutenhag werden sie jetzt im Spätherbst an den Sonntagen verkauft; sie kommen weit her und sind sehr theuer. Ich werde für uns Beide schon kaufen, hast Du auch die grünen lieber, als die blauen?"

Raimund hatte seine schwere Noth bis er den Freund vom Bergrücken wieder herunter und auf den Weg gegen die Stadt eingeleitet hatte.

Lex war sehr betrübt, er starrte jetzt nur immer auf seine Füße und gab auf die Worte seines Begleiters keine Antwort.

„Nimmt der Kaiser auch in Gutenhag Soldaten?" fragte Raimund.

„O ja, und heuer im Frühjahr haben sie des Schmieds Josef behalten und noch drei Andere; aber der Josef ist schon gestorben, gleich in sechs Wochen d'rauf, als sie ihn behalten haben. O Gott, Raimund, damals war ich so entsetzlich dumm; wenn ich alt genug gewesen wäre und sie mich genommen hätten, so wäre ich zu den Freiwilligen gegangen!"

„Armer Lex, da wärest Du jetzt in einem fremden Land und kämest vor Jahren nicht mehr heim. So aber bist Du mitten im Heimatland und kannst vom Berg aus Dein Gutenhag sehen."

„Ja, da hast Du Recht, aber mich wird's doch noch treffen, in fünf Jahren bin ich alt genug — Raimund, ich hau mir eine Hand ab."

„Thu' das, dann hat Dein Gutenhag einen Krüppel und einen schlechten Kerl!" Raimund sprach diese Worte scheinbar ruhig, aber der Ton war gereizt; dann warf er seine Blicke auf die Bäume umher und pfiff.

Lex fühlte sich bis in die Seele getroffen. Nach einer Weile sagte er: „Nimm's nur nicht gleich so auf, es war ja nicht mein Ernst. Aber sag', warum muß es denn auch Soldaten geben in der Welt? Es sollen alle Menschen daheim bleiben und in kein anderes Land wollen, dann giebt es keinen Krieg und man braucht keine Soldaten."

„Schön wär' das schon, Lex, aber da müßten die Menschen keine Thiere sein. Siehe, lieber Freund, ich habe darüber auch schon oft nachgedacht. Was mich noch am meisten ärgert, ist, daß auch die gebildeten Völker gegeneinander Krieg führen. Und wenn sie noch so friedlich nebeneinander leben, und sich gegenseitig aufhelfen; plötzlich fallen sie gegeneinander her. Aber vielleicht, daß, wenn die Menschen um eine

Tugend weniger hätten, es beſſer wäre. Ich meine, die allzugroße Vaterlandsliebe, der Patriotismus, führt zum Krieg. O, das iſt eine Schande! — Und Jedem wird die Vaterlandsſucht ſchon auf der Schulbank eingegoſſen, und jeder meint, ſein Land ſei das ſchönſte und berechtigtſte in der Welt. Das iſt aber dumm von den Menſchen; die ganze Erde gehört zuſammen und Jedem ſteht die ganze Erde offen, und darum hat er ja Füße, daß er nicht immer auf einem und demſelben Platz, wo er zufällig geboren iſt, ſitzen zu bleiben braucht, und darum hat er eine Zunge, die ſich in alle Sprachen zu finden vermag und darum hat er ein Herz, daß er alle Menſchen lieb haben kann."

Auf dieſe Worte verſetzte Großpfleger: „Du mußt ſchon ſehr viel gedacht haben, daß Du ſo ſprechen kannſt, aber an Alles gewiß noch nicht. So kann auch nur ein Menſch reden, der, wie Du, von einer Heimat nichts weiß. Darum ſollteſt Du wenigſtens mich nicht abhalten, Raimund, wenn ich heim will."

„Ei, Du kannſt ja gehen, daheim lachen ſie Dich aus."

Raimund pfiff wieder.

Lex ſpielte mit ſeinem Stock und warf ihn dann plötzlich in das Geſtrüppe.

„Jetzt iſt's gewiß!" rief er endlich aus, „ich gehe nicht und ich rede kein Wort mehr davon; wenn aber das Schuljahr aus iſt, dann gehen wir alle Beide zuſammen. Lauf' jetzt, Du Herrgottlmacher, Du!"

Beide gingen einen ſchnelleren Schritt.

Auf einmal aber blieb Raimund ſtehen und klopfte mit ſeinem Stock auf die rothe Erde am Weg: „Das iſt Ocker!" Dann nahm er ein Stück in die Hand und ſagte: „Lex, das giebt eine ſchöne gelbe Farbe, ich nehme das mit, und ſage dem Herrn Director, daß hier Ocker iſt."

Als unsere Jungen einige Stunden später im Institute bei ihrem Bier saßen, legte Raimund seinen Arm um Großpfleger's Nacken und sagte: „Jetzt sind wir wieder daheim!"

Nun kamen Tage der Arbeit und des Lernens.

Die Naturwissenschaften, sowie Geographie und Geschichte machten auf Lexens Gemüth einen tiefen Eindruck und nicht selten rief er während des Vortrages gedehnt aus: „Ah, so ist das Ding!"

Auch die landwirthschaftlichen Gegenstände, als Seidenbau, Bienenzucht, die Hopfen- und Forstwirthschaft, die Maschinenkunde u. s. w. verfolgte er mit großem Interesse, und überall stand ihm Raimund zur Seite. Bei dem war es, als wisse er das Alles schon von früher her und er wußte zu dem Theoretischen immer Proben und Beispiele zu machen. Aus Allem, was da lag und stand, fand er die Gesetze der Chemie und Physik heraus, so daß Lex einmal ausrief: „Da steht ja ganz Gutenhag mitten in der Wissenschaft — es weiß es nur nicht!"

Auch die modernen Sprachen wurden vorgetragen, und als Raimund seinen oberländischen Freund aneiferte, Französisch zu hören, wurde dieser böse: „Glaubst Du, ich werde mit meinen Knechten und Mägden französisch rechten, wenn ich einmal den Großpflegerhof hab'? Es ist überhaupt ein Unsinn, daß es in der Welt so viele Sprachen giebt; 's wäre ja eine genug, die deutsche, in den anderen Sprachen kann man gar nicht einmal alle Gedanken sagen."

„Das kann man auch in der deutschen Sprache nicht," entgegnete Raimund, „und gerade die besten und schönsten Gedanken kann man nicht so zart und klar aussprechen, als

man sie denkt. Ich habe einmal in einem Buch gelesen, daß die Worte eigentlich nichts sind, als Eiszapfen aus dem Meere der Gedanken."

Bumstangel nahte jetzt und schrie dazwischen: „Weiß der Weise auch, wie man einem Mädchen das sagt, was man nicht denken darf? Man küßt es."

„Wie er Dich da gleich unterbricht!" bemerkte Lex, als Bumstangel wieder fort war, „das ist wirklich ein recht dummer Bub'!"

„Das war just nicht das Dümmste, was der in seinem Leben geschwätzt," entgegnete Raimund.

Lex ärgerte sich, daß Raimund die übrigen Zöglinge immer vertheidigte. Er haßte sie beinahe, weil sie für Alles nur Spott hatten; selbst der Director that mit und die Frau desselben war ihm viel zu trocken.

Die Weihnachtszeit wollte Lex doch in Gutenhag zubringen, aber da kam von daheim ein Brief, er möge nur im Institut bleiben und sich mit dem beigeschlossenen Gelde ein paar gute Tage anthun.

Allerdings betrübte das den Jungen und er konnte nicht begreifen, wie ihm die Seinen das doch zumuthen konnten. — Ja freilich, die haben sich in Gutenhag zu Hause, und das ist für ein ordentliches Weihnachtsfest schon genug.

„Da haben sie mir zehn Gulden für die heiligen Tage geschickt," sagte er zu Raimund, „was fangen wir denn damit an? Ich denke, meinen Theil spare ich auf die Ferien, Du kannst mit dem Deinen machen, was Du willst, da nimm, und meine Mutter sagt, Du sollst in den Ferien doch gewiß mit nach Gutenhag kommen. Lies selbst den Brief, den hat meine Schwester geschrieben. Gelt, Anna hat keine schlechte Schrift? Lies nur, was sie schreiben: Wir grüßen Deinen

Freund Raimund und wir werden ihm für seine Liebe und Freundschaft schon dankbar sein. — Diesen Satz haben Alle zusammen gemacht; ich weiß, sie werden lange nachgedacht haben, wie man das am besten sagt."

Raimund nahm das Geld und beschloß, mit einem Theil desselben sich ein werthvolles Buch zu kaufen und mit dem übrigen seinem Freunde eine ungeahnte Christfreude zu bereiten.

In Bezug auf das Buch zog er den Director zu Rathe und in wenigen Stunden hatte Raimund den ganzen Goethe hübsch gebunden in einer wohlfeilen Ausgabe auf seinem Tischchen.

„Lex," jubelte er, „da siehe: Goethe! — Es giebt gar kein größeres Christgeschenk!"

Dann zerbrach sich Raimund stundenlang den Kopf, welche Ueberraschung er doch dem Lex anthun werde. Es wollte ihm nichts einfallen.

Doch, doch! —

Als sie am nächsten Tag mitsammen in die Stadt gingen, sagte Raimund zu Lex, es sei jetzt dort in einem Glashause was Merkwürdiges zu sehen.

„Was denn?"

„Die Sonne als Malerin!"

„Ja, das hab' ich auch schon in Gutenhag gesehen, da malt sie im Frühjahr alle Blumen roth und blau und gelb und weiß."

„Paß auf, Lex, hier in der Stadt kann sie auch im Winter zeichnen, wirst sehen!"

Als sie in der Stadt waren, sah Lex die Auslagen an und Raimund ging nachfragen, ob die Sonne heute male. Bald kam er zurück und sagte zu Lex: „Ja, sie malt!" Dann

führte er seinen Freund durch einen Hausflur in einen Garten und in ein Gewächshaus.

Dort war ein Mann, der zeigte auf die Blätter einer Akazie: „Hierher bitt' ich den Blick!"

„Sehen wir einmal hin dort, aber ganz ruhig, jetzt wird sie malen!" sagte Raimund, schlang seinen rechten Arm um Lex und die Linke legte er in des Freundes Rechte.

Sie blickten auf die dunkelgrünen Blätter der Akazie.

„Ich seh' aber nichts!" rief Lex plötzlich, „die Blätter bleiben immer grün und Du hast mich zum Besten!"

Mißmuthig verließ er das Glashaus, aber Raimund war sehr heiter und als Beide nach Hause kamen, wußten schon Alle davon und schrieen: „Unsere Weisen hören nicht allein das Gras wachsen, sie sehen auch die Sonne malen, ha, ha!" —

Am heiligen Abend war Lex wieder einmal recht traurig. — Jetzt haben sie daheim Feierabend und kommen Alle in die Stube und es werden die Festtagskleider hervorgeholt und die Mutter ordnet die frischgebackenen Krapfen in der großen Christtagsschüssel und der Vater bringt ein halbes Schwein in die Küche zum Festbraten, und die Mägde kneten und reiben Semmeln und Zucker und bügeln das schneeweiße Tischtuch. Es ist der Christabend. — Und hier ist es so öd und alltägig und diese Buben poltern herum und schreien und schimpfen und kehren noch den ganzen Garten um, als ob der Christabend gar nicht wäre! Ich möchte am liebsten heute noch fort. —

Es war schon finster und Lex ging traurig die Gartenmauer entlang. Einigemal sah er zu den Sternen auf — da leuchtete sein Kindeshimmel nieder, da oben hing so viel Glaube und Erinnerung und Glück; — und er mußte da

leben unter fremden Leuten, die gar nicht denken und fühlen konnten, wie er — die gar so hölzern und selbstsüchtig waren! —

Es wurde zum Speisen geläutet.

Die Zöglinge eilten wie gewöhnlich lärmend und johlend in das Haus. Lex ging langsam nach — jetzt wieder Bier und in Einem fort das dumme Bier — wie ist doch das Leben bei solchen Leuten so langweilig! —

„Feuer!" hörte man plötzlich rufen. Es brennt! Wo? heiliger Gott, wie die Fenster leuchten! Die Jungen stürmen und lärmen durch das Vorhaus dem Speisesaal zu, öffnen die Thür — bleiben versteinert stehen und man hört nichts mehr, als ein lautes langgezogenes: Ah!

„Was ist denn das?" fragte Lex leise seinen Freund Raimund, der sich an ihn gemacht hatte.

„Ja, weißt Du nicht, das heute der heilige Abend ist? Der Christbaum!"

Ja wohl, der Christbaum, groß und reich — der Gottesbote Tannenbaum, der seine Arme ausstreckt nach allen Seiten, Freude und Liebe vertheilend, segnend, in Glaube und Hoffnung alle Menschen umarmend! — Er stand da mitten im hohen Saale und strahlte in bunter Lichterpracht vom Fußsockel bis zum hohen, zitternden Wipfel. — Und unten standen und lagen sie herum die Kistchen und Packetchen und am Stamme selbst hingen allerlei Gegenstände, wie sie die Menschen auf Erden brauchen zu Nutz und Freude.

Und um dieses Alles stand im Halbkreis die Tafel, schneeweiß gedeckt, und da prangten überfüllte Schüsseln und Teller, und goldig funkelnde Flaschen standen der Reihe nach, als sollten sie Wache halten bei dem heiligen Baum.

„Was ist das?" fragte Lex noch einmal.

Da trat der Director hervor, ganz schwarz gekleidet, und neben ihm seine Frau, schneeweiß und freundlich. Sie begrüßten die Zöglinge und luden sie ein zur heiteren Christfreude. Dann machte der Director aufmerksam auf die verschiedenen Gegenstände um den Baum herum, die mit Adressen versehen waren und ein guter Geist gebracht habe für die Kinder des Hauses.

Jetzt brach ein derber Jubel los.

Der erhielt Bücher, ein Anderer Kleidungsstücke, wieder ein Anderer irgend ein kleines Hausgeräth — kurz, die verschiedensten Sachen waren da, wie auf einem Jahrmarkte.

Raimund sagte zu Lex, er möge vorgehen, es sei gewiß für ihn auch was dabei. Er selbst aber stellte sich in einen Winkel und lächelte; wohl wußte er, das für ihn nichts da sein konnte, er hatte ja keine Eltern und keine Verwandten, die sich heute seiner erinnern könnten! — deshalb aber lächelte er doch; er freute sich, daß der Christbaum so ruhig dastand und leuchtete. Diese Strahlen gingen ihm in die Seele, und doch weckten sie da keine Erinnerung auf, es war der erste Christbaum, den er sah. Er dachte an die Poesie der Freude.

„Herrgottlmacher Raimund!" rief es und unter Gelächter brachten sie unserem Burschen in der Ecke ein Packet heran.

Der war nicht wenig überrascht, aber die Adresse lautete wirklich an ihn.

Er öffnete — Bücher! Humboldt's Kosmos, sehr schön gebunden. Dabei war ein Zettel mit den Worten: „Lieber Raimund! Nehmen Sie heute von mir diese Erinnerung. Das ist das wahre Christkind und der Erlöser der Welt. Ihr Freund und Lehrer —" Hier stand der Name des Directors.

Raimund eilte zum Director, faßte dessen Hand und diese ließ ihn sobald nicht wieder los. „Jetzt, Raimund, haben Sie Goethe und Humboldt," sagte der Mann zum Jüngling, „wenn Sie bisher gut und verständig waren, so werden Sie mit diesen Büchern in Zukunft edel und weise sein!"

Jetzt kam Lex heran. Er brachte ein freudestrahlendes Gesicht mit und eine Cylinderuhr, welche ihm seine Eltern geschickt hatten. Aber kaum konnte er diese vor Raimund öffnen und sagen: „Und von Silber ist sie auch noch!" als sein Name zum zweitenmal gerufen wurde. Ein Packet war noch da an ihn und während er es mit Hilfe Raimund's öffnete, sagte er: „Das ist ganz gewiß für Dich was von meiner Mutter."

Ein kohlschwarzes Kästchen war's, und das hatte zwei kleine Glasfensterchen an einer Seite.

„Was ist denn das wieder und was soll ich doch mit dem da machen?" rief Großpfleger.

„Mach' einmal da die Wand auf und gucke durch die Fensterlein hinein, vielleicht ist der Schatz vom Schlosse bei Gutenhag darin," sagte Raimund und rieb sich vor Vergnügen die Hände.

Sofort guckte Lex hinein. Da lachte er plötzlich hell auf: „O Gott, Raimund, Du und noch Einer! Du und noch Einer! — Schau!"

Ja, und da standen sie darin im kleinen Kästchen, die zwei Freunde Raimund und Lex; Raimund schlang seinen rechten Arm um Lex und die Linke legte er in des Freundes Rechte.

So standen sie drin und so guckten sie von außen hinein.

„Das hat die Sonne gemalt, siehst Du, die Sonne!“ lächelte Raimund dem vor Erstaunen sprachlosen Jungen zu, „und ich werde es Dir schon noch erzählen, wie das ist. Aber jetzt laß einmal sehen, am Ende ist auch noch was Anderes da.“

„Nein, nein, laß das Sonnenbild, ich schau uns ewig an!“ jubelte Großpfleger und guckte wieder in das Kästchen. Aber da schrie er noch einmal auf: „Gutenhag! und wir Zwei sind fort! da schau, das ist Gutenhag und unser Haus hier am Weg, und die Kirche dort und der Wald und das Schloß rückwärts; das ist Gutenhag! — Und wo sieht man denn da überall hin? Das ist doch unmöglich Alles in diesem Kästchen drin!“ —

Raimund rieb sich über das treffliche Gelingen seiner Idee in einemfort die Hände und Lex war so außer sich vor Erstaunen und Freude, daß er sich kaum zu fassen wußte. Immer mußte jetzt Raimund in das Kästchen gucken und da redete Lex, daß ihm die Worte übereinander purzelten: „Siehst Du das Bretterdach und die Schindeln über der Thür? Und die Thür ist halb offen und an der Wand ist der Taubenkobel, der gehört mir, es fehlt das Brettlein noch, das im letzten Sommer der Wind herabgerissen hat. Vor dem Stall liegt der Düngerhaufen; das muß ich aber dem Vater sagen, daß er ihn nicht so lange liegen lassen soll im Hof, Du weißt ja, wie der Director gesagt hat, es geht bei diesem Liegen viel guter Stoff verloren. Und in der Wagenhütte steht der Wagen, auf dem bin ich mit dem Vater an den Bahnhof gefahren. Dort die Stallthür an der Ecke, siehst Du sie, dort ist der Fuchser drin — o Gott, jetzt bin ich ja wieder daheim!“

„Und wer steht denn dort am Brunnen?“

„Was, am Brunnen steht auch wer? Laß' sehen, ist gewiß ein Bekannter. — Du gütiger Gott! — Anna! Anna! Grüß Dich, grüß Dich! — O, sie ist es, ich kenne sie, sie hat das kurze, graue Röcklein an!"

Alle wurden aufmerksam auf den jubelnden Jungen und der Director sagte zu seiner Frau: „Lex ist doch ein guter Bursche und Raimund nicht minder; sie haben zarte Herzen."

Endlich ging man zum Essen, aber Großpfleger sagte: „Meinetwegen! ich rühr' keinen Bissen an und ich mag' keinen Tropfen; — da steht sie und wartet, bis der Kübel voll ist; sie holt Wasser für die Küche."

„Sie soll leben und ganz Gutenhag daneben!" rief jetzt ein Bursche und hielt sein Glas hoch in der Rechten. Es war der, welcher seinerzeit Großpfleger's Vater einen Esel geheißen hatte. Aber gesühnt war nun dieses mit dem freundlichen Wort; sogleich ergriff auch Lex das Glas und stieß an und that dem Collegen Bescheid, und dieser sagte: „Machen wir Bruderschaft, Lex!"

„Ja, ja, Bruderschaft, Lex!" schrie auch die Strumpfstrickmaschine, und Alle schrien dasselbe und Lex mußte mit Jedem Bruderschaft trinken. Dabei wußte er heute für Jeden einen Spott und Jeder auch für ihn, und Alle lachten und Lex lachte am lustigsten! Der Director und Raimund mahnten ihn zum Essen, aber Lex sah wieder in das Kästchen und Alle redeten mit ihm über Gutenhag.

So herrschte im Saale eine Freude und Heiterkeit, wie wenn Alle zusammen eine einzige glückliche Seele wären — und dazu leuchtete der Christbaum so hell und klar, daß man fast in den Himmel hineinsehen konnte.

Es war schon lange nach Mitternacht, als sich die Zöglinge in den Schlafsaal begaben.

Aber als die Andern schon lange schliefen, saßen Lex und Raimund noch bei einer Kerze zwischen ihren Betten und hatten das schwarze Kästchen bei sich, und viele Bilder.

„Nun, und jetzt sag' mir, Raimund, wie ist das und wer giebt mir das Alles?"

„Doch wohl das Christkind!"

„Lüg' nicht! Der Director hat mir's wohl gesagt, von Dir hab' ich's, und ich schreibe heute noch heim, daß Du mir ein Geschenk gemacht hast, das viele tausend Gulden werth ist, und daß Du ganz gewiß ein heimlicher Prinz bist. Ja, jetzt ist's ausgemacht."

„Einfältig bist Du schon genug, daß Du mir diese Dummheit machst! Aber sag', hast Du denn wirklich noch kein Guckkästchen gesehen? Nun hör', für Deine Uhr kannst Du ein halbes Dutzend solcher Dinge haben."

Und nun erklärte Raimund seinem Freund die Photographie und die Grundzüge der Optik und schloß endlich: „Siehe, so hat uns die Sonne gemalt dort beim Photographen in der Stadt, als wir im Glashaus standen, und so hat sie auch Dein Heimatsdorf und viele andere Gegenden und Orte des Oberlandes aufgenommen; wir werden schon noch mehr solche Bilder bekommen."

Lex starrte auf die Photographie, auf der er mit Raimund stand, er konnte sein Auge von diesem Wunderbaren kaum wegwenden.

„Aber ich bin doch viel schöner, als ich eigentlich bin!" bemerkte er.

„Du bist auch sonst schön!" versetzte Raimund und blickte seinen Freund lächelnd an. Lex lächelte auch.

„Und Du bist noch viel schöner, Raimund, viel schöner als da auf dem Bilde; da siehst Du mich nicht an. Wenn

Du mich aber ansiehst und dabei ein wenig lächelst, so ist mir immer sehr, sehr wohl. Und ein Schnurrbärtchen bekommst Du schon! — sag', ich auch?"

„Freilich, Lex, aber Du solltest nicht," sagte Raimund, und leiser setzte er hinzu: „An Dir ist ein Mädchen verloren, schön wärest Du genug dazu. Alex, ich hab' Dich so viel von Herzen lieb!"

Er küßte den Jungen; dieser erröthete fast und küßte auch.

Die Kerze war herabgebrannt, der Zeiger auf Lexens Uhr stand auf Zwei. —

Das war die Christnacht im Institute.

Ruhig gingen nun die Festtage vorüber, und Lex fand es nicht mehr unausstehlich. Auch die Collegen erschienen ihm nicht mehr so böse; er redete mit jedem und sie thaten sich gegenseitig Bosheiten und Gefälligkeiten an.

Im Laufe des Winters ereignete sich im Institute nichts Besonderes, nur, daß sehr viel Schlittschuh gelaufen wurde. Lex hatte das auch versucht, aber sich gleich in den ersten Minuten den Kopf in das Eis geschlagen. Er verfluchte das Spiel, aber Raimund sagte: „Jetzt mußt Du erst recht laufen, das Lehrgeld ist gezahlt, und das wirst Du nicht fahren lassen."

Allein, Lex schwor sich trotzdem, alle Schlittschuhe von der Erde zu vertilgen, und es gelang ihm, dafür auf dem Eise das oberländische Eisschießen einzuführen. Das neue Spiel fand Gefallen und unter den Schützen war Lex stets der beste. Selbst Raimund machte es ihm diesmal nicht nach.

Doch auch das heimische Eisschießen erwies sich undankbar gegen seinen Förderer; einmal traf den Jungen ein Eisstock so empfindlich am Schenkel, daß Lex in's Institut getragen werden mußte und mehrere Wochen das Bett hütete.

Der Fuß war lange sehr stark geschwollen und Bumstangel hatte sogar einmal die Bosheit, dem Kranken zuzuflüstern: „Jetzt siehst Du Dein Gutenhag nicht mehr, Lex, sie werden Dir das Bein abschneiden, und mit dem andern stehst Du ohnehin schon im Grab!"

Raimund war stets am Bette des Freundes, war immer heiter und steckte damit auch den Kranken an.

„Meine Hand darauf, Alex, zu Ostern machen wir einen Ausflug mitsammen. Jetzt aber sei ruhig und lustig und denk', es ist einmal so."

„Mit Deinem ewigen: Es ist einmal so und es ist einmal nicht anders! Es könnte aber anders sein! — Das sag' ich Dir, Raimund, auf's Eis geh' ich nicht mehr!"

Bis zum Frühjahr war Lex wieder ganz gesund und lustiger als je.

„Raimund," sagte er einmal, „es geht doch noch Alles gut aus; in ein paar Monaten sind die Ferien. Ich freue mich unendlich auf Gutenhag!"

Raimund schwieg.

„Warum sagst denn Du nie was von Ferien, Du wirst ja Deine Eltern sehen."

„Meine Eltern, ich?"

„Ja freilich, Du einfältiger Raimund, wir sind Brüder und meine Eltern sind nun auch Deine Eltern. Aber weißt Du — es ist dumm von mir, daß ich's sage, ich habe Dich eigentlich überraschen wollen. Ich habe dem Vater geschrieben, daß er Dir ein Pferd kauft und es mit dem Fuchser auf den Bahnhof schickt, wenn wir kommen."

„Aber Lex!"

„Und auf die Schnepfenjagd gehen wir, aber nur wir allein, ich mag keinen Andern bei uns. Wenn ein Dritter

bei uns ist, so gehörst Du nicht ganz mein. — Dann noch was, Du kriegst auch einen oberländischen Anzug und eine silberne Uhr dazu — ich werde es der Mutter schon sagen."

„Mein Wort darauf, Lex, ich geh' Dir nicht mit nach Gutenhag, wenn Du solche Geschichten anfangen willst!"

„Ja, wo gingst Du denn sonst hin, wenn Du heim nicht willst? Bei meiner Seele, Raimund, das liebste wäre mir, wenn Du ein Sklave wärest!"

„So!"

„Und weißt Du, warum? damit ich Dich kaufen und mit Dir machen könnte, was ich wollte."

„Freund, Du wirst schlecht aus lauter gutem Herzen," anwortete Raimund.

So verging das Jahr.

Noch vor den Ferien hatten die beiden Freunde eine kleine Reise in das Unterland gemacht, um die Weinberge und ihre reifende Frucht zu sehen.

Sie sahen aber auch mancherlei Anderes, an dem sie sonst vorüberzugehen pflegten, ohne sich dabei was zu denken oder gar was zu sagen. Jetzt auf dieser fröhlichen Partie fiel es ihnen auf, daß es Mädchen gab auf der Welt, und hübsche Mädchen! Sie sprachen eins um's andere höflich an, oder wohl auch ein wenig schalkhaft. Besonders Raimund konnte das gut und wenn er eins an der Hand nahm, oder gar ein wenig mit zwei Fingern am Kinn, so stand's ihm gut und die Maid ließ es geschehen; sie sagte vielleicht ein schnippisch Wort, ließ es aber geschehen; sie hatte wohl gar einen Spott auf den Studenten, doch sie ließ es geschehen, daß er ihr schön that, und — war es eine Kellnerin, so

ging es, was das Essen und Trinken anlangte, zu seinem Schaden nicht aus.

Lex hatte sonst auf dergleichen Schäkereien nichts gehalten, es hatte ihn oft recht geärgert, wenn daheim ein Knecht der Magd schön that, weil ihm das so langweilig vorkam. Jetzt gefiel ihm das Gespiel von seinem Genossen und er machte es auch nach.

Ihm stand's aber nicht so gut, er that's wohl recht treuherzig, aber etwas plump und zuletzt hatte er Eins auf der Wange, ohne daß er wußte wie.

Das sollte aber auch nicht immer so bleiben.

Es war arg, als Raimund von einer Winzerin ein Küßchen erhaschte. Lex glaubte vor Eifersucht vergehen zu müssen.

Auch das sollte nicht immer so bleiben.

Die ernstere Aufgabe der Partie, der Besuch einer Weinbauschule, lenkte den Sinn der beiden jungen Menschen wieder einem andern Ziele zu. Und fröhlich und unschuldig wie sie ausgezogen, kehrten sie in das Institut zurück.

So kamen endlich die Ferien, und unsere beiden Jungen nahmen Abschied von der Anstalt und den Collegen. Es war ein herzliches Scheiden. Lex weinte, so daß ihn Raimund auf dem Wege nach dem Bahnhof fragte: „Hast Du aus Schmerz geweint oder aus Freude?"

„Das möcht' ich Dich am liebsten fragen," sagte Lex, „die Leut' sind mir alle so lieb geworden und die Dorothea hat mir gar was geschenkt — sieh' da, einen Jerusalemer Rosenkranz; aber der Director, meinte sie, darf's nicht wissen."

Wenige Minuten darauf stiegen sie in den Waggon, und nun ging's endlich, nach so langer Zeit, der Heimat zu.

Noch einmal dachte Lex an all' das Leid- und Freudvolle dieses langen Jahres zurück. Es war eine ernste, betrübte Zeit, aber durch dieselbe schlang sich ein leuchtender Goldfaden — Raimund.

„Wenn ich Dich nicht gefunden hätte," sagte er plötzlich zu diesem, „ich wäre nur ein halber Mensch geworden."

Um die Mittagszeit, als es eben zwölf Uhr schlug, verließen die beiden Burschen den Bahnhof des Marktes, zu welchem der Vater und der Fuchser den Lex vor einem Jahre begleitet hatten.

Das war die alte Gegend mit den hohen, dunkelgrünen Bergen und den grauen Felsen des Oberlandes wieder! Das war das enge, schattige Wiesenthal und die schmale Straße; das waren wieder die weißen und bunten Rinder auf den Weiden und die hoch aufgeschichteten Kohlenwagen mit den schweren Pferden. Und das waren die Menschen wieder: die lustigen Mädchen mit den geschürzten Röcken und den hochwattirten Spensern; die Männer mit ihren Gemsledерhosen, grünen Strümpfen und Hüten mit Hahnenfedern. — Hallo! —

So leicht waren den beiden Freunden die Füße, wie Vöglein flogen sie dahin, und — endlich lag es da vor ihnen, mit seinen zehn Häusern und dem dunkelrothen Kirchthurme, und mit seiner grauen Ruine — das liebe Gutenhag.

Und wie die Glocken klangen, als gälte es ihrer Ankunft.

„Was läuten sie so, in Gutenhag?" fragte Lex einen des Weges kommenden Holzhauer.

„Einen reichen Großbauern schieben sie hinein," war die Antwort und der Mann zog weiter.

Lex wurde blaß, wie die Kieselsteine auf der Straße.

Aber daheim, in dem geliebten Daheim war Alles im Wohlstand.

Der reiche Großbauer war ein anderer, als Lex voll Schreck vermeint hatte.

Das war ein Sehen und Wiedersehen!

Kaum waren die ersten Begrüßungen vorüber, als Lex den Raimund am Arm nahm: „Komm, komm, ich zeig' Dir den Fuchser!"

So kamen unsere Freunde heim, und so blieben sie daheim — Alle Beide.

Lex und Raimund nannten sich Brüder, und Anna, ein frisches, blauäugiges Mädchen, sagte oft, wenn Lex zuweilen wieder seine Launen bekommen wollte: „Wenn ich schaffen könnt', wie ich wollt', so thät mir keine Wahl weh, der Bruder Raimund blieb' daheim in Gutenhag und der Bruder Lex müßte wieder fort in's Institut."

Das war zu dieser Zeit noch im Scherz gesprochen, aber wie die Anzeichen im Großpflegerhofe später wurden, so gab Anna dem Lex zwar herzlich den Brudernamen, zog aber doch für ihre Person — den Raimund vor.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Maria im Elend	3
Johannes der Liebling	49
Der Herren-Sepp	113
Der Liebste ist mein Glaube	155
Ums Heimatland	229
Reich	246
Der Wildschütz	264
Der liebe Gott zieht durch den Wald	295
Die Braut von Kain und Abel	310
Der Lex von Gutenhag	382

P. K. Rosegger's

Ausgewählte Schriften.

Miniatur-Ausgaben.

Waldheimat. I. Bd. Kindesjahre. 8. Aufl. 84 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Waldheimat. II. Bd. Lehrjahre. 8. Aufl. 84 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Die Schriften des Waldschulmeisters. 18. Aufl. 27 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Das Buch der Novellen. Erste Reihe. 5. Aufl. 84 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Das Buch der Novellen. Zweite Reihe. 5. Aufl. 88 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Heidepeter's Gabriel. 4. Aufl. 27 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Die Kelpler in ihren Wald- und Dorftypen geschildert. 4. Aufl. 35 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Der Gottsucher. Ein Roman. 4. Aufl. 40 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Sonntagsruhe. 4. Aufl. 32 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Dorfsünden. 4. Aufl. 38 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Das Volksleben in Steiermark. 6. Aufl. 37 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Höhenfeuer. 8. Aufl. 31 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Sonderlinge aus dem Volke der Alpen. 6. Aufl. 35 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Allerhand Leute. 4. Aufl. 36 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Das Geschichtenbuch des Wanderers. 3. Aufl. 35 Bog. In Orig.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Jakob der Letzte. Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen. 4. Aufl. 27 Bogen. In Orig.-Prachtband mit Goldschnitt.

Neue Waldgeschichten. 6. Aufl. 30 Bog. In Orig.-Prachtbd. m. Goldschnitt.

Hoch vom Dachstein. Geschichten und Schilderungen aus Steiermark. 8. Aufl. 31 Bogen. In Origin.-Prachtbd. mit Goldschnitt.

Peter Mayr, der Wirt an der Mahr. 4. Aufl. 32 Bog. In Original-Prachtband mit Goldschnitt.

Preis des Bandes in elegantem Original-Einband mit Goldschnitt 3 fl. 30 kr. = 6 Mark.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

P. K. Rosegger's
Ausgewählte Werke.

Prachtausgabe. Lexikon-Format.

Mit 900 Illustrationen von A. Greil und A. Schmidhammer.

In 6 Original-Prachtbänden zum Preise von 7 fl. 50 kr. = 12 M. 50 Pf. pro Band. Einband in grüner, rother und brauner Farbe.

Jeder Band ist für sich vollkommen abgeschlossen und einzeln käuflich.

P. K. Rosegger's Ausgewählte Werke

sind auch in 115 Lieferungen à 30 Kr. = 50 Pf. beliebig nach und nach zu beziehen. Einbanddecken à 1 fl. = 1 M. 70 Pf. in grüner, rother oder brauner Farbe.

Jugendschriften.

Aus dem Walde.

Ausgewählte Geschichten für die reifere Jugend von

P. K. Rosegger.

Mit 36 Abbild. und einem Stahlstiche.
Dritte vermehrte Auflage.
17 Bogen. 8. In Farbendruck-Umschlag cartonnirt 2 fl. 20 kr. = 4 Mark.
Gebunden mit Goldschnitt 2 fl. 75 kr. = 5 Mark.

Waldferien.

Ländliche Geschichten für die Jugend gewählt aus den Schriften von

P. K. Rosegger.

Mit 20 Abbildungen.
2. Auflage.
17 Bogen. 8. In Farbendruck-Umschlag cartonn. Preis 2 fl. 20 kr. = 4 Mark.
Dasselbe eleganter Leinwandband mit Goldschnitt 2 fl. 75 kr. = 5 Mark.

Deutsches Geschichtenbuch.

Für die reifere Jugend gewählt aus den Schriften von

P. K. Rosegger.

Mit 14 Farbendruckbildern.
21 Bogen. 8. In Farbendruck-Umschlag cartonnirt 2 fl. 20 kr. = 4 Mark.
Dasselbe eleganter Leinwandband mit Goldschnitt 2 fl. 75 kr. = 5 Mark.

Ernst und heiter
und so weiter.

Für die reifere Jugend gewählt aus den Schriften von

P. K. Rosegger.

19 Bogen. 8. In Farbendruck-Umschlag cartonnirt 2 fl. 20 kr. = 4 Mark.
Gebunden mit Goldschnitt 2 fl. 75 kr. = 5 Mark.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

Collection Hartleben.

Eine Auswahl der hervorragendsten Romane aller Nationen.

Preis des Bandes eleg. geb. 40 Kr. (80 *h*) = 75 Pf. = 1 Fr.

Preis für einen ganzen Jahrgang (26 Bände) 10 fl. (20 *K*) = 19 M. = 25 Fr.

Inhalt des ersten Jahrganges.

I.—IV. **Carlén, Emilie.** Der Vormund. — V.—VI. **Dumas, Alex.** So sei es. — VII.—VIII. **Sue, Eugen.** Miß Mary. — IX. **Jokai, Mor.** Hallil Pattona. (Die weiße Rose.) — X. **Sand, George.** Die kleine Fadette. (Die Grille.) — XI.—XII. **Mügge, Theod.** Verloren und gefunden. — XIII.—XIV. **Thackeray, William.** Die Geschichte Heinrich Esmond's. — XV. **Turgénjew, Iwan.** Frühlingsfluthen. — XVI. **Maquet, Aug.** Liebe und Verrath. — XVII—XIX. **Dumas, Alex. Sohn.** Roman aus dem Leben einer Frau. — XX. **Féval, Paul.** Der schwarze Bettler. — XXI.—XXII. **Sandeau, Jul.** Valcreuse. — XXIII.—XXIV. **Berthet, Elie.** Der Wolfmensch. — XXV.—XXVI. **Ainsworth, Harisson.** Der Verschwender.

Inhalt des zweiten Jahrganges.

I.—III. **Kraszewski, J. J.** Am Hofe Auguſt des Starken (Gräfin Coſel). — IV. **Rovetta, Girolamo.** Der erſte Liebhaber. — V.—VI. **Polvit, Albert.** Thereſine. — VII. **Rosegger, P. K.** Streit und Sieg. — VIII. **Dumas, Alex. Sohn.** Diana de Lys. — IX.—XI. **Berlokſohn, M.** Wallenſtein's erſte Liebe. — XII. **Sefozzi, Max.** Späte Einſicht. — XIII.—XIV. **Sue, Eugen.** Kinder der Liebe. — XV. **Degré, Al.** Blaues Blut. — XVI.—XVII. **Sand, George.** Bekenntniſſe eines jungen Mädchens. — XVIII—XX. **Bell, Currer.** Die Waiſe aus Lowood. — XXI.—XXII. **Flaubert, G.** Mad. Bovary. — XXIII. **Gaskel, Mrs.** Eine böſe Nacht. — XXIV.—XXVI. **Dumas, Alex.** Der Chevalier von Maiſon Rouge.

Inhalt des dritten Jahrganges.

I.—III. **Collins, Wilkie.** Die neue Magdalena. — IV.—V. **Boisgobey, Fortuné.** Die Stimme des Blutes. — VI. **Traun, Julius v. d.** Goldſchmiedkinder. — VII.—VIII. **Reyd, Cap. Mayne.** Die Scalpjäger. — IX. **Vogel vom Spielberg.** Irrende Seelen. — X.—XI. **Schlögl, Friedrich.** Wiener Blut. — XII.—XIV. **Enault, Louis.** Die Geſchichte einer Frau. — XV. **Lermontoff, Mich.** Der Held unſerer Zeit. — XVI. **Feuillet, Oct.** Der Roman eines armen jungen Mannes. — XVII.—XVIII. **Schlögl, Friedrich.** Wiener Luft — XIX—XXI. **Smith, Hamlyn.** Ein Londoner Geheimniß. — XXII.—XXIV. **Foudras, Marquis v.** Die Nacht der Rächer. — XXV—XXVI. **Schlögl, Friedrich.** Wieneriſches.

Inhalt des vierten Jahrganges.

I.—IV. **Mary, Jules.** Schuldig, oder nicht? — V.—VI. **Karafin, N.** Der Brahmane. — VII.—VIII. **Polvit, Albert.** Die ſchöne Frau. — IX. **Jokai, Mor.** Carinus und andere Novellen. — X.—XI. **Kraszewski, J. J.** Die Sphinx. — XIII.—XIV. **Sand, George.** Der Marquis von Villemer. — XV. **Caballero, Fernan.** Spaniſche Novellen. — XVI.—XVIII. **Beecher-Stowe, H.** Wir und unſere Nachbarn. — XIX. **Dumas, Alexander.** Gabriel Lambert. — XX. **Turgénjew, Iwan.** Der König Lear der Steppe und andere Novellen. — XXI.—XXII. **Reyd, Cap. Mayne.** Die Scharfſchützen. — XXIII.—XXIV. **Foudras, Marquis.** Ein großer Komödiant. — XXV.—XXVI. **Perrin, Maxmilian.** Der Sultan eines Pariſer Stadtviertels.

Jedes Werk, jeder Band iſt einzeln käuflich.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Peſt und Leipzig.

JUN 3 1913

MAY 7 - 1912

SEP 17 1912 MAR 1 1913

[illegible] 5 - 1913

FFR 5 - 1913

AUG 10 1913